

Ich liefere hier der Menschheit einen Versuch über Duldung und Menschenliebe. Dieser besteht in Erzählungen. Vorurtheile gegen Nationen, Stände, Religionen trennen die Menschen von einander, die doch alle Kinder des Allvaters sind, der uns gemeinschaftlich diese schöne Erde zur Wohnung anwies. Mein Herz blutet, wenn ich denke, wie Bruder gegen Bruder, Nationen gegen Nationen aufstunden, Menschen gegen Menschen — wie sie sich würgten, mezelten und verfolgten, und den Wohnort des Vergnügens mit Leichen deckten! —

Duldung ist die Tochter der Gottheit, die Verkünderinn des ersten Gesetzes des Ewigen — des Gesetzes der Liebe. Wer liebt, der duldet, wer duldet, der liebt. Christus war der erste und herrlichste Prediger der Tolleranz. Liebe! Liebe! heißt sein ganzes Gesetz, und Liebe ist auch allein der Menschen Glückseligkeit. Wer die Menschen liebt, wird kein Uebel in der Menschheit stiften, nur die, die die Liebe verlassen, sind die Tyrannen der Welt, und die Peiniger der Geschöpfe. Der große Gedanke, daß wir alle Kinder eines Vaters sind, der im Himmel ist, dieser Gedanke ist allein fähig, uns mit der Menschheit auszusöhnen, und jeden, der eine Menschenbildung hat, als unsern Bruder anzusehen. Die Wege zur Duldung sind die Wege zur Liebe. Wer zeichnet aber diese Wege dem Menschen vor, und auf was Art? — Man predigt in unserm Jahrhunderte immer von Tolleranz, und der Verstand donnert das Herz danieder, und schont so wenig der Eigenliebe, noch des Interesse der

Men=

Menschen. Man will sie zur Duldung führen, und ist selbst unduldsam: welch ein Widerspruch! — Die Natur zeigt uns die Wege; Duldung und Liebe sind vergeschwistert, sagt sie. Suche Liebe, und du wirst Duldung finden. Liebe des Nächsten entspringt aus Selbstliebe, denn wer sich selbst nicht liebt, wie kann der einen andern lieben? Das Gesetz sagt auch: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. Mitleiden, Erbarmen, die herrlichsten Gefühle der Natur gegen den Mitmenschen entspringen aus unsrer Selbstliebe. Diese veredelt sich, setzt mich an die Stelle des andern, und ich leide durch fremdes Uebel, und weine bey fremden Gefühle, das nun mein Gefühl wird. Dieser Wink der Natur ist so herrlich, und sagt uns:

Führe durch Eigenliebe den Menschen zur Duldung.

Führe durch dein eigenes Interesse den Menschen zur Liebe.

Der Keim der Liebe und Duldung liegt schon in unserm Herzen; nur muß das Herz gebildet werden, daß dieser Keim zur Frucht werde. Man muß daher zuvor den Menschen bey seiner eignen Schwäche angreifen, und seine edleren Leidenschaften benutzen. Vaterliebe, Kindesliebe, Liebe für den Geliebten, Bruderliebe sind so herrliche Mittel, unsere Einbildung auf einen gewissen Grad zu spannen, unser Herz durch unsere Selbstliebe zu erschüttern, und sie durch eignes Leiden zum Leiden für andere empfänglich zu machen.

Dieses waren meine Grundsätze, nach welchen ich diese Geschichten bearbeitete. Ich suchte das menschliche Herz in verschiedene Lagen zu setzen; ich zeichnete edle, wohlwollende Charaktere; versetzte sie in Stellungen, in denen nothwendig ein Herz, das gefühlfähig ist, theilnehmen mußte: denn wenn ich das Herz ganz für meinen Helden interessirte, ließ ich ihn durch Irrthum falscher Religionsbegriffe und Bigotterie elend werden; zeichnete Gemälde, wie der Bruder seine Schwester,

der

der Vater seinen Sohn, der Liebende seine Geliebte verlohr; setzte verschiedene solche Zufälle, die im menschlichen Leben noch täglich möglich sind, um das Herz auf dergleichen Fälle aufmerksam zu machen, und es durch Selbstliebe von Verfolgung zu entfernen.

Hauptsächlich ließ ich mir angelegen seyn, Duldung allgemein zu verbreiten; der Eigenliebe jedes Menschen zu schonen, und zu zeigen, daß es eben ein so grosses Vorurtheil ist, einen Menschen des Kleides wegen zu hassen, als es ein Vorurtheil ist, einen Menschen seiner Religion wegen zu hassen. Unter dem allumfassenden Namen **Bruder** verstehe ich jeden Menschen. Ich bemühte mich auch zu zeigen, daß die meisten Menschen in solchen Fällen mehr sich aus Irrthum als aus Bosheit verfolgen; diesen Irrthum suchte ich durch Ueberzeugung zu benehmen, und da ich dort und da einen Menschen von der bösen Seite zeigen mußte, so setzte ich ihm doch gleich wieder ein anderes Gemälde entgegen, das die

Würde der Liebe und Duldung in ihrer Grö=
se zeigte.

Nach diesem Plane sind meine Erzählun=
gen bearbeitet. Gott, der die Herzen der
Menschen kennt, segne meine Absicht, und
lasse den Keim, den ich aussäete, Frucht
im Menschen bringen, und wenn die Gott=
heit meine Seele einst aus dieser sterblichen
Hülle ruft, so laß sie mich die Seligkeit des
Himmels genießen, zu sehen, daß zween
Menschen sich an meinem Grabe umarmen,
und sich Brüder nennen.

Folgende Nachricht mag meinen Lesern
dienen, was sie sich künftiges Jahr von mei=
nem Blatte zu versprechen haben, und ihnen
eine kurze Uebersicht des ganzen Werkes
geben.

Der erste Band meiner Erzählungen soll
künftiges Jahr die Biographien unglücklicher
Menschen zum Gegenstande haben, die ent=
weder durch ein gar zu gutes Herz, oder
durch

durch überspannte Empfindsamkeit, oder aus Mangel der Menschenkenntniß unglücklich geworden sind. Da ich nun eine Sammlung der interessantesten Geschichten habe, die aus wahren Auftritten des menschlichen Lebens genommen sind, so verspreche ich mir nicht allein ein neues und angenehmes, sondern auch nützliches Werk meinen Lesern zu liefern. Das System, nach welchem meine Erzählungen bearbeitet werden, ist dieses:

Erzählungen
unglücklich gewordener Menschen.

I. Aus gar zu guter Meinung gegen jeden Menschen.

II. Aus dem Fehler, jeden nach seinem eigenen Herzen zu beurtheilen.

III. Aus Mangel an Weltkenntniß und nothwendiger Klugheit.

IV. Aus zu heftiger Empfindsamkeit und Gefühl für fremdes Leiden.

V. Aus edler und von wenig Menschen gekannter Liebe.

Diese Haupteintheilung hat wieder ihre Untereintheilungen. Gott gebe, daß dieses Werkchen die Frucht bringen möge, die ich wünsche, und daß manche edle Seele durch Beyspiele von der Bosheit der Menschen gerettet werde.

Ich bin vielerley rauhe Wege in dieser Wanderschaft gegangen; was kann ich nützlichers thun, als durch Selbsterfahrung den freundschaftlich warnen, der eben diese Wege in diesem Weltthale wandelt. Freund und Bruder! will ich sagen; hier habe ich diese traurige Erfahrung gemacht, dort jene; sieh, hier blutet noch meine Wunde, weil ich keinen Schild hatte, der mich schützte. Da, nimm diesen Schild, den mir die Erfahrung gab, und schütze du dich wider die Menschen.

schen. Bist du glücklicher, gleitest du freudiger durch dieses Thal der Zäher, so sey mir die Stunde meines Unglücks willkommen — willkommen die Wunde, die mich tödtet; die mich aber lehrte, dich vor Wunden zu schützen — dich, Bruder und Mitmensch, zu retten! —

Noch finde ich nöthig, diese Nota an meine Leser beyzusetzen.

Zum gegenwärtigen Bande über Duldung und Menschenliebe werden binnen acht Tagen zween schöne Kupferstiche unentgeldlich nachgetragen werden. Einer stellt die Geschichte des Pater Joas vor, wie er dem Pastor Brem seinen Sohn überbringt. Der zweyte gehört zur Geschichte Fatims und Erisine, und stellt vor, wie Jernis das Gespenst auf dem Schlachtfeld erblickt.

Da ein Mann von Kenntnissen und warmen Gefühle die Güte hatte, die Zeichnung dieser Bilder über sich zu nehmen, so verspreche

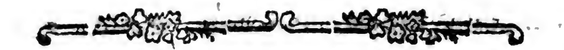
ich



ich mir, meinen Lesern einiges Vergnügen zu machen, und sie zu überzeugen, wie sehr ich ihre Gewogenheit zu verdienen wünsche.

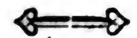


Inn=



Innhalt.

VIII. Pater







Isaak Harrusch,
oder
die Judenfamilie,
eine
interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Noch sind es keine fünfzig Jahre, daß es, zwar nur in einigen Gegenden Europens, dämmerte; aber noch erwachten die Menschen nicht zum Tage aus ihrem Aeonen-Schlafe, und der seltne Weise, zuerst von einigen matten Stralen des aufgehenden Lichtes geweckt, sah mit traurigem Blicke über die Erde hin — einem grausen,

finstern Gefängniße gleich, darinn kein Sonnenstral die fürchterliche Nacht durchbricht. Die Menschheit lag, von Vorurtheil und Unwissenheit — des Despotismus Henkerknechten — gefesselt, im Todenschlafe, und das Höllenungeheuer Fanatismus trat den Menschen unter sich, daß er sich nicht regen konnte.

Die grauenvollen Spuren dieser finstern Zeiten zeigen uns, wie schrecklich die dortmalige Lage des Menschengeschlechts müsse gewesen seyn.

Man stritt sich um Namen, und kannte die Sache nicht. Balgte sich um die leere Schale, und fand den Kern nicht.

Ein Wort — — und Brüder mordeten sich, und Ströme unschuldigen Menschenbluts überschwemmten die Erde.

Man verbrannte einen irrigen Kopf, und belohnte mit Gold das schwärzeste Raabenherz.

In diesen Zeiten, wo Dummheit ein Verdienst, Mordlust und Rache Tugend, Menschlichkeit ein Verbrechen und Verstand ein Laster hießen: wo es gleich gefährlich war, ein Mann von gesundem Kopfe und gutem Herzen oder ein

Gift-

Giftmischer und Kirchenräuber zu seyn, wie kläglich sah es da um den Menschen aus! —

Und doch sind es diese Zeiten — diese schauervollen Jahrhunderte, die uns unter den wüthendsten Greuelthaten menschlicher Barbarey und Bosheit die schönsten Denkmäler der Menschheit aufweisen können.

Man glaube mir doch, das menschliche Herz fühlt nicht erst seit einigen Jahren — seit einem Jahrfünfzig, seither man von Empfindsamkeit schreibt, und Menschengefühl dem Menschen in Büchern auswendig zu lernen vorlegt. Oder — ich argwohne es — sind vielleicht izt die Menschen gerade gefühlloser, haben weniger Tugend, und — ganz gewiß ist es! — am wenigsten mehr Redlichkeit des Herzens. Die Eitelkeit schleppt sie am Gängelbande der Mode. Sie empfinden nicht; sie empfindeln nur, und flimmern mit dem Scheine der Tugend, die sie nicht haben.

Nein, auch dortmals fühlte man, und handelte nach dem Drange seines Herzens; zwar mit weniger Freiheit, mit mehr Gefahr; aber desto grösser, desto denkwürdiger sind die Thaten, die wir noch hie und da aus dem Schutte der eingestürzten Zeit ausgraben.

Dortmals war es freylich sehr gefährlich, einem Unglaubigen wohl zu thun, und mit einem Ketzer Freundschaft zu pflegen, einen Türken zu bemitleiden, und ihn nicht mit den Hunden zu vergleichen, und doch finden wir die edelsten Züge der Duldung, der Liebe und Sanftmuth unter Menschen, die Geburt und Stand gerade dessen unfähig gemacht zu haben schienen.

Und aus diesen Zeiten will ich meinen Lesern eine Geschichte erzählen, die ihnen Menschenliebe und Tugend — nicht Worte von heute nur — schätzbar machen solle; die ihnen — leider! nichts anders beweist, als daß Christen nach den Grundsätzen ihrer göttlichen Lehre, dem Beyspiel ihres göttlichen Meisters die edelsten, tugendhaftesten Menschen, das Vorbild anderer Völker seyn sollten, und es nur zu oft nicht sind, und daß Unglaubige und Ketzer, ungeachtet ihrer falschen Lehre, auch tugendhaft, auch edle Menschen seyn können.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Lissabon eine Judenfamilie, deren Haupt sich Isaak Harrusch nannte. Der Mann ist würdig, daß ich ihn meinen Lesern näher als bloß dem Namen nach bekannt mache. Wenn er auch nicht Natans des Weisen hellen Kopf hatte, so hatte er

er doch gewiß Natans edles, wohlthätiges Herz und geraden, schlichten Menschensinn, der seinen Handlungen den Weg bereitete. Eifrig befolgte er die Lehre seiner Väter, war gerecht in seinem Wandel, liebte die Menschen als seine Brüder ohne Ausnahme, haßte des Namens wegen niemanden und verfolgte nicht, und wenn er Gutes that, fragte er nicht erst: wie heißt du? wer bist du? — Bist du ein Sadducäer oder ein Essener? —

Wehe that ihm oft im Innersten seines Herzens die Unterdrückung seines Volkes, und da wünschte er den Gegnern, daß sie ihre Ungerechtigkeiten einsehen, und eines reinern Herzens sich bestreben möchten, und dem Beyspiel ihres Lehrers folgen sollten, der niemanden des Namens willen haßte, niemanden verfolgte; aber auch den Juden verwies er oft in der Stille ihre Rachgierde, die sie gern gegen Einzelne sättigten, und sich dadurch bey den Christen noch verhaßter machten, und auch die Unschuldigen der Verfolgung aussetzten. Er kannte die Menschen zu wohl, daß er nicht wissen sollte, daß der stärkere Theil, der über den Schwächern die Oberhand gewinnt, allezeit ungerecht gegen denselben handeln wird; daß die Menschen nie aufhören werden, gegen sich selbst ungerecht zu seyn, und

daß starrköpfige Widersetzlichkeit nur Uebel ärger macht. Oft sagte er zu dem kleinen Zirkel seiner Glaubensgenossen: Brüder! murret nicht in der Zeit der Trübsal wider den Herrn, und verwandelt nicht durch Unbiegsamkeit des Geistes Ketten von Eisen in diamantne Fesseln. Traget geduldig euer Joch, und suchet durch Nachgiebigkeit, durch Liebe die Freundschaft eurer Gegner zu gewinnen.

So dachte Harrusch gegen die Menschen; so handelte er, und jedermann war ihm gut — wenige ausgenommen, deren Herz böse und vorurtheilig genug war, schon durch den Namen Jud: sich zu Haß und Ungerechtigkeiten berechtiget zu finden. Viele liebten ihn und schätzten seine Freundschaft.

Aber noch liebenswürdiger wird uns der Mann im Schoose seiner Familie, wenn wir ihn als Bürger, Gatte und Vater sehen.

In seinen Geschäften der ordentlichste, ehrlichste Mann; in seiner Handlungsweise der folgsamste, untadelhafteste Staatsbürger; zu Hause der geliebte, von Gattin und Kindern umrunge-

ne

ne Harrusch, ganz Liebe für sein Weib; ganz Liebe für seine Kinder.

Er wußte zu wohl, daß auch seine Kinder unzertrennlich in die Kette des Ganzen verbunden sind, und bestrebte sich daher nach allen Kräften, sie nicht nur zu Kindern Jsraels, sondern auch zu würdigen Staatsbürgern zu bilden. Ob Lissabon euch nährt, sagte er, oder Canaan, — in jedem Staate müßt ihr gute Menschen seyn.

Da nun einmal schon die Jsraeliten alles Anspruches auf bürgerliche Aemter und Ehrenstellen des Staates beraubt waren, und ihnen keine andere Nahrungsquelle offen blieb, als der Handel, so bildete auch Harrusch seine zween Söhne zu diesem Gewerbe. Er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich dieser Nahrungszweig dem moralischen Karakter des Menschen sey, und schärfte daher seinen Kindern vorzüglich Treue und Redlichkeit im Handel, Milde und Nachsicht gegen den Unvermöglichen, und Liebe gegen alle Unglückliche ein.

Er machte sie eben sowol mit den Gesetzen des Staates, darinn sie lebten, als mit den ihrigen bekannt, weil sie beyde befolgen müßten, und mit

gleichem Nachdruck prägte er ihnen gegen beyde Gehorsam ein.

Harrusch war reich. Seinen Reichthum erbte er von seinen Vätern; aber die Erhaltung und Vermehrung desselben dankte er seinen Einsichten und seiner Häuslichkeit, diese, und Thätigkeit in Geschäften, empfahl er auch seinen Kindern, und machte ihnen durch Beyspiele begreiflich, daß man, ohne thätig und häuslich zu seyn, nie zu was gelangen werde, wohl aber auch das verlieren müsse, was man schon hat.

Ausser ihnen hatte er noch eine Tochter, der Stolz unter den Schönen Jsraels, und die Alter-Wonne des Vaters. Schön war sie, wie Rachel in der Jahreblüthe, und gut wie die Braut im hohen Liede.

Er ließ sie in alle dem unterrichten, was die weibliche Seele, das feinste, sanfteste Geschöpf aus Gottes Hand, bilden, und ein Mädchen, an Geist und Körper, vervollkommnen kann, um ganz das Glück eines Jünglings zu machen.

Wie glücklich war Harrusch in seinen herannahenden Wintertagen; er sah die Früchte seiner

Bemü-

Bemühungen unter seinen Händen reifen; seine Söhne heranwachsen wie ein paar schöner Bäume, die durch ihr Gedeihen der mühsamen Pflege des Gärtners lohnen, und von der reichlichen Blüthe, die sie tragen, seinen Hoffnungen schmeicheln. Sie wuchsen heran zu des Vaters Freude, und nahmen zu an Geist und Stärke.

Oft in den seligen Augenblicken, da er sich in seinen Kindern freute, umarmte er seine älternde Sara, weinte an ihrem Busen Thränen himmlischer Wonne, und beyde vereinigten ihre Stimme, den Gott ihrer Väter zu preisen, daß er sie gesegnet hat.

Da Harrusch seine Kinder innigst liebte, und nichts so sehr wünschte, als ihr Glück, das seiner Meinung nach nicht in großem Reichthum, in Verbindung mit ansehnlichen Häusern, und Wohlleben, sondern in wechselseitiger Liebe, heiterer stiller Ruhe der Familie und in der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt bestehen müsse, so dachte er nie daran, eine reiche Parthie für sie auszusuchen; bediente sich nie der väterlichen Gewalt, die ihm das Gesetz zutheilte, das Schicksal seiner Kinder nach dem unbiegsamen Eigendünkel eines alten, filzigen Mannes bestimmen

men zu können: er ließ ihnen freye Wahl, und sein ältester Sohn, Moses, der bereits das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, war das erste Beyspiel von der Liebe seines Vaters. Sein Herz hatte ein Mädchen gewählt, schön zwar und von edler Seele, aber arm, und eben darum von allen andern unbemerkt. Sie diente als Magd bey dem reichesten Juden in der Stadt, der aber auch kein anders Verdienst kannte, als reich seyn, und gegen Arme mit einer unmenschlichen Härte verfuhr.

Moses entdeckte seinem Vater mit all der Freymüthigkeit eines unschuldigen Jünglings und dem Zutrauen, das ihm die Freundschaft und Liebe seines Vaters eingeflößt hatten, die Wahl seines Herzens, und Harrusch umarmte seinen Sohn, und billigte seine Liebe mit Freuden. Allein nachdem die erste Aufwallung ihrer Freude vorüber war, schien Harrusch mit einer besorglichen Miene seinen Sinn zu ändern, und machte ihm Einwendungen, um das Herz des guten Jünglings zu prüfen. Deine Wahl, mein Sohn! ist edel, fieng er an, und die Uneigennützigkeit derselben beweiset, daß sie die Wahl deines Herzens ist. Aber noch weißt du nicht, unerfahrner Jüngling, daß es Augenblicke giebt, wo unser Herz, von den Sinnen getäuscht, vom Enthusiamus dahingerissen,

einen Wunsch hegt, der in dem Moment des Begehrens der einzige, der einzig beglückende zu seyn scheint, und den das Herz nach einer Weile, da das brausende Geblüt wieder ruhiger wird, und die kalte, grüblende Vernunft, von der ersten Jugendhitze überworfen, wieder ihren Platz einnimmt, verlacht, vielleicht sich dessen schämt, oder den es oft wohl gar bereut.

In der Liebe ist das eine gewöhnliche Erfahrung. Ein schneller, überraschender Eindruck ist so vergänglich als er schnell ist, und der erste Wink ist nicht immer der wahre Ruf. Noch ist dir dein Mädchen reitzend — denn noch ist sie nicht dein; aber bald dürftest du Flecken an ihr entdecken; noch verehrst du eine himmlische Tugend in ihr, die dich entzückt; aber bald wirst du Mängel, Vergehen — vielleicht mehr gewahr werden, denn sie ist doch immer nur Mensch — schwach und hinfällig zum Bösen, wie alle Kinder Evens. Es ist vielleicht nur erst eine kurze Zeit, seit du sie kennest. — Mein Vater, fiel Moses ein, schon seit einem Jahre kenne ich sie, und habe sie aus allen unsern Töchtern am ersten bemerkt. Nicht ihr Wuchs, ihre schöne Bildung allein war es, was mir an ihr gefiel; obwohl ihr freyes, freundliches Auge, die Unschuld ihrer Stirne, die Hei-

terkeit

terkeit und das Sanfte ihrer Miene am ersten meinen Blick auf sich zogen; aber mehr noch als alles dieß machte sie ihr Fleiß meiner Aufmerksamkeit würdig, ihre Treue und Sorgfalt, ihre Aufmerksamkeit in Geschäften, ihr freundliches Wohlwollen, das sie gegen Jedermann äussert, und wodurch sie sich allen Menschen verbindlich zu machen sucht, eine Seelengrösse, die sie weit über ihre Schwestern erhebt; eine gewisse, hohe Würde der Tugend, die sie umstralt, und die auch den verwegensten Räuber der Ehre von ihr entfernen müßte, und ihr gutes Herz, das so ganz allen Menschen wohl will, mit dem Unglücklichen mitleidet, und selbst den hassenswürdigsten Bösewicht nicht verdammen kann — o verzeiht mir, Vater! ich kann nicht fertig werden. Ich beobachtete sie, näherte mich ihr; aber schüchtern floh sie mich, aus Furcht, nach dem gewöhnlichen Tone der Reichen einen erniedrigenden Antrag hören zu müssen. Wir wurden Freunde, und ihr Umgang ist die Gesellschaft eines Cherubs. Unsere Herzen wurden vertrauter, und Liebe — Liebe konnte ich länger nicht mehr verbergen. Ich gestund ihr den einzigen, allumfassenden Wunsch meines Herzens. Aber Sie — nein, wer Suschen nicht kennt, wird es nicht glauben — sie selbst, Vater! war es, die mich

bath,

bath, mit Thränen bey unsrer Freundschaft bath, diesen Wunsch aufzugeben. Das Schicksal, sagte sie, hat mich zu tief unter dich gebeugt. Ich eine arme, verachtete Magd, und du — — was würde dein Vater sagen.

Alle meine Vorstellungen, alle meine Betheuerungen konnten sie noch nicht zufrieden stellen. Ihr, mein Vater, ihr selbst nur könnt das gute Mädchen besänftigen.

Harrusch, der glückliche Vater wußte seine Freude kaum zu bergen; aus seinem Augenpaar stralte ein mattes, halb verloschenes Feuer, und jeder Funke, der noch in ihm glimmte, entzündete sich von neuem, und durchfuhr alle Adern, wie ein elektrisches Feuer. Eine Pause des Entzückens konnte er nicht verwehren, aber bald darnach sammelt er sich wieder, und sagte, Jüngling! du sprichst im Enthusiasmus der Leidenschaft. Man macht sich so gern in deinem Alter und in dieser Lage ein Ideal von Liebe; man hat das Bild seiner Phantasie vor Augen, und sieht den reellen Gegenstand seiner Liebe nimmer. Aber, vergieb mir, ich bin alt, das Feuer meiner Jugend ist verloschen, und deine Empfindungen sind nicht mehr die meinigen; ich sehe also, wo du nur fühlst, und

urthei-

urtheile, wo du träumst; doch gesetzt, dein Bild, das du mir da von ihr machtest, ist so wahr, daß kein Zug der Phantasie mit einverwebt ist; aber dann hast du noch nicht bedacht, was Suschen selbst dir eingewendet hat — sie ist arm und eine Magd. Die ansehnlichsten, die reichesten Töchter werden deine Hand annehmen, und ich — es ist nicht Geiz — aber ich sähe es doch lieber — — Wie, Vater! was saget ihr? Ihr — —

Ja, es wäre mir lieber, daß du des reichen Aarons Tochter — — —

Moses stund sprachlos, und erblaßt da, zitterte, und sah starr vor sich auf die Erde.

Harrusch, der zärtliche Vater, bereute, daß er das Herz eines liebenden Jünglings gekränkt hatte, und wenn nun Susanna die Hälfte nicht von dem gewesen wäre, wie sie ihm Moses geschildert hatte, so hätte er nicht entgegen seyn können.

Was fehlt dir, mein Sohn! fieng er an; sagte ich denn, daß ich durchaus deiner Wahl entgegen seye; aber vernünftige Vorstellungen eines Vaters dächte ich — Sieh! ich bin so reich nicht,

als

als man mich hält, und kann dir also nicht so- viel geben, daß du andern reichen Jünglingen gleich kommst. Mit wenigem mußt du daher auch einen geringen Handel anfangen, und nach Jahren — wenn das Feuer deiner Liebe sich all- gemach verzehrt, könnte vielleicht die Reue — — der Spott der Reichen — —

O nein, Vater! ich hab mich dagegen ge- rüstet. Die Einwendungen sind mir nicht neu; auch Suschen machte mir sie, aber sie prellen ab von meinem Herzen, wie die stürmenden Wellen des Meeres an dem Felsen.

Kann man nicht glücklich seyn, ohne in Mil- lionen umwühlen zu können? Mir genügt mit wenigem, Vater! ich kann mit wenig glücklich seyn, was kümmert mich dann der Reiche? Gott, der die Heerden unsrer Väter segnete, wird auch mein kleines Haab segnen, und mich und mein Weib nicht darben lassen. Euren Se- gen, Vater! und Gottes Segen ist mir dann gewiß.

Den sollst du haben, sprach Isaak, der ent- zückte Vater, in seiner ganzen Fülle, wie ihn der Herr dem Jakob gab. Komm in meine Ar- me, Sohn! ich konnte mir nicht soviel von dir

verspre-

versprechen als du mir leistest. Die Freude übermannt meine Kräften.

Wer war nun glücklicher als Moses? — Der Gedanke, daß Susanna sein Weib seyn soll, strömte durch sein Herz, wie der Wohlgeruch der Mirten durch Salomons Seele floß an der Seite seiner Braut.

Ganz der Liebe geweiht war nun Moses Herz. Gedankenvoll schwärmte er in Feldern herum, und weidete sich in den Gärten und sammelte Rosen für seine Geliebte und düftende Kräuter für die, die sein Herz anbethete.

Es war an einem Morgen — einem der schönsten Frühlingsmorgen, als Susanna schon früh im Garten war, und zu dem Gott ihrer Väter bethete. Prächtig glänzte die Sonne auf den hohen Thürmen der Stadt, und vergüldete die blendenden Spitzen, wie sie die Spitzen der Cedern vergüldet auf Libanons Höhen. Ruhe und Unschuld schmückten ihre Wangen, den Blumenbeeten ähnlich, wo der Gärtner Lilien und Rosen pflanzte. Ihr zum Himmel gestreckter Arm glich dem Elfenbein, mit dem die Kunst sich beschäftigt, und ihr vor Andacht schwellender Busen glich dem Weizenhügel, den Zephyre durch-

durchwehen. Die Sonne spiegelte sich in der edlen Thräne, die auf ihren holden Wangen zitterte, und die rein war wie der Teich zu Hesbon am Thore der Fürsten Töchter.

Freudig, wie das muntere Reh, blickte sie denn umher, und sah wonnevoll auf das Veilchen, das unter ihren Füssen blühete, wie die Taube, die auf den Zinnen des Schooses von Libanon sitzt, und gegen Damaskus schaut.

Eine Lämmerheerde schien auf ihrem Nacken zu weiden, und wie die goldnen Wogen des Nilstroms am hohen Mittage dahinströmen, so floß ihr goldgelbes Haar den schönen Nacken herunter.

Königs Töchter stunden beschämt vor ihr, und der Granatapfel verbarg sich am Baume vor der Röthe ihrer Wangen. — Lieblich wie der Mond — rein wie die Sonne und sanft wie das Morgenroth, wenn die Sonne noch hinter dem Karmel steht, war Moses Braut.

So ungekünstelt und schön fand Moses seine Geliebte, der nicht minder schön und edel war.

Die Schlingungen seiner Hüften waren wie Kettenwerk geschlungen durch des Meisters Hand; seine Grösse war gleich dem Palmbaume, und sein Wuchs war schlank wie die Rebe. Sein Blick war der Blick eines jungen Hirschen auf düftenden Höhen, und sein Muth war wie der Muth eines Kriegsrosses, das gen Jerusalems Mauern zieht.

So war das Menschenpaar, das sich fand, sich liebte, und das die Gottheit vereinte.

Schon kam der Tag von Moses Verbindung. Der geheiligte Talet war schon durch die Hand des Rabbi bereitet, und mit Wein gefüllt stund schon der Becher zum Hochzeittrank in der Synagogge.

Harmonische Töne erschallten in der Gegend, und begleiteten das Brautpaar in den häuslichen Tempel; schon segneten der Rabbi und die um sie versammelte Gemeinde die Verlobten, schon war der geheiligte Becher geleeret, und das Geschrey Maz - áou erfüllte schon die Mauern der Synagogge.

Moses Hochzeit war vorüber, und die glücklichsten Tage verlebte dieses vertraute Paar im Schoose seiner Familie. Susanna gab bald ein

Pfand

Pfand ihrer Liebe, und Isaak Harrusch dankte dem Himmel das Glücke, seines Kindes Kinder zu sehen.

Zwanzig volle Jahre verlebten sie in ruhiger Eintracht, glücklich und zufrieden, bis in das ein und zwanzigste Jahr nach Moses Hochzeit eine schwarze Wolke des Unglücks sich über Harruschs Haus zog, und Verderben und Unglück drohete.

Unergründlich sind die Geheimnisse des Ewigen; es leidet oft der Gerechte, und den Blitzstral des Verderbens schläudert oft das Verhängniß über sein Haupt, um die Stärke seiner Tugend zu prüfen. So ergieng es auch unserm Harrusch, der im Unglücke groß und edel wie im Glücke war.

Franz Raps war die Ursache von Harruschs Unglücke. Es ist nöthig, daß ich das Gemälde dieses Menschen entwerfe, und unsern Harrusch eine Zeitlang verlasse.

Franz Raps war in Deutschland gebohren, sein Vater war ein verdorbener Projektant, der die Welt um viele Tausende betrog, und seine Mutter eine Dirne, die die Hälfte ihres Lebens sich als eine Amme nährte, und daher sich jährlich hiezu fähig zu machen alle Mühe gab.

Alle Anlage, die ein sterbliches Wesen zum Bösen haben kann, war schon von erster Jugend an in Rapsens Seele. — Er log und stahl schon als ein Knab, und war schon ein ausgebildeter Bösewicht im Kindeskleide. Viel mag die Art seiner Erziehung hiezu beygetragen haben, denn seit seinem achten Jahre an war er immer unter dem unglücklichen Haufen der elendesten Menschen.

Ein junger Baron, der den Raps zu seiner Bedienung aufnahm, gab den letzten Pinselstrich seinem schwarzen Herzen, und vollendete das Meisterstück mit Farben, das bisher die übrigen nur mit der Kreide entworfen hatten. Der Baron war ein Spieler, ein Wohllüstling, ein Säufer, ein Nachtschwärmer: er konnte lügen und betrügen, und bildete Rapsen vortreflich nach seinem Charakter.

Als der Baron das Opfer der Galanterie ward, und im Lazaret oder in einem Siechenhause starb, denn er hatte sein ganzes Einkommen durchgejagt; so entschloß sich Raps ein Eremit zu werden. Ich weis auch nicht durch welche Lüge er dieses Kleid erhielt: allein diese Lebensart ward ihm bald verhaßt, und er entschloß sich, als ein Pilgrim in der Welt herumzuziehen.

hen. Es gelang ihm; er besuchte die meisten Oerter Italiens, gewöhnte sich an heuchlerische Mienen, und bildete sich zum vollkommenen Gleißner, und daher zum letzten Grad des Bösewichts.

Raps wanderte beynahe die halbe Welt durch, als er eines Tages ermüdet von der Beschwerlichkeit der Reise — entkräftet und krank — an der Strasse sank, und ohnmächtig seiner da lag. Ein reisender junger Kaufmann zog vorüber, und sah den Menschen liegen, sein Gefühl erwachte beym Anblick des Leidenden, er sprang aus der Kutsche, — brachte den Unglücklichen durch Stärkungen zu sich, und nahm den Elenden in den Wagen. In der nächsten Stadt hielt sich dieser junge Mann viele Tage auf, sparte weder Geld noch gute Worte, und wendete alles an, was in seinen Kräften war, um den Menschen wieder vollkommen herzustellen.

Raps ward wieder gesund, und mit seiner zunehmenden Gesundheit nahm auch die Stärke seines leidenschaftlichen, verdorbenen Herzens zu. —

Wenn Raps einige Tage unthätig war, kein Laster ausübte, so hatte sein Herz hieran keinen Antheil, sondern nur seine geschwächten Fiebern;

 mit

mit den Lebenskräften der Natur stärkte sich auch seine Seele, die bisher nur im Schlummer lag, wenn sie nicht über Greuelthaten brütete.

Der junge Mann, der den Rapsen gutthätig pflegte, und wie der menschenliebende Samarit ihm begegnete, hieß Ismael, und war auch ein Jud, der aber die Grundsätze nicht vergaß, daß die Religion das Band seyn muß, Menschen zu vereinen, und nicht Menschen zu trennen. Er that alles, was Menschenpflicht war, und fragte sein Herz nicht, gegen wen er es that, genug, wenn der, der ein Gegenstand seines Mitleidens war, die Bildung des Ewigen auf seinen Gesichtszügen trug, genug für Ismael, wenn er Mensch war. —

Als Raps vollkommen gesund war, beschenkte ihn Ismael noch reichlich, umarmte ihn, und sagte: thue, was ich gegen dich that, wenn du auch einen Unglücklichen antriffst, und es in deiner Macht steht, ihm zu helfen. Er schlang seinen Arm um Rapsens Schultern, und eine Thräne, geweint aus dem Bruders Auge, floß auf Ismaels Wangen.

Geschäfte hielten Ismael noch einige Tage in der Stadt auf, binnen der Zeit Raps bald lie-

derli-

derliche Gesellen seines Gleichen fand. Ein fürchterlicher Gedanke stieg in Rapsens Seele auf, und sein Herz brütete über das schrecklichste Unternehmen. Raps entschloß sich, seinem Gutthäter auf der Strasse vorzupassen, ihn zu morden und zu bestehlen. Er ist nur ein Jud, sagte er zu sich, was hat das zu sagen; ein Verdammter, der ohnehin der Hölle Beute ist, und dessen Blut, wie Kalbsblut fließen kann. Sein Gedanke reifte zur That, und 10 Spießgesellen des Lasters waren schon von Rapsen zum Vollzug gemiethet. Ein einziger unter diesen hatte noch eine Menschenseele, und getraute sich Rapsen Vorstellungen zu machen. Bruder! fieng er an, verzeih mir, ich bin ein großer Bösewicht, hab' manche Lasterthat ausgeübt, aber bey diesem Gedanken, den wir bereit sind auszuführen, macht mir mein Herz doch Vorwürfe. —

Sag' mir, Raps, wie kannst du denn einem Menschen das Leben rauben, der dich dem Tod entriß. —

Raps. Er ist ein Jud.

Ein Jud — hat der Jud aufgehört Mensch zu seyn? bist du ihm minder Dankbarkeit schuldig? Ismael fragte dich nicht, wer du warst,

 als

als er dir Gutes that, er behandelte dich nur als einen Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist. —

Raps. Er ist ein Verdammter.

Ein Verdammter! — weißt du nicht, daß Christus sagte, urtheilt nicht, damit ihr nicht geurtheilt werdet; und verdammt nicht, damit euch der nicht verdammt, der im Himmel ist? Wer kennt die Urtheile Gottes? wer kann sagen, ich bin seiner Gnade würdig, wer seines Hasses?

Raps. Er ist ein Irrgläubiger.

Hat Gott den Irrgläubigen seine Geschenke versagt? Glänzt die Sonne nicht über die Scheitel des Persers, der in der Moschee der Gottheit opfert, wie über den, der in unserm Tempel bethet? Ist die Quelle minder erfrischend für den Mund des Israeliten als für den unsrigen? — Blüht der Baum in Ismaels Garten nicht, wie in deinem? und ist der Apfel, den er trägt, nicht so schmackhaft, wie der deine? Du sollst deinen Nächsten lieben, sagte Christus, nicht, du sollst den Christen allein lieben: und als die Pharisäer ihn fragten, wer der Nächste sey, so erzählte er ihnen die Geschichte des gut-

herzi-

herzigen Samaritan. — Raps! sage mir: wer war dein Nächster, als du krank und verlassen da lagst, als Ismael sich deiner erbarmte? sag', und wenn du Gründe hast, die die meinigen widerlegen, so will ich hingehen, und will mit dir morden. —

Raps lachte über diese Einwürfe, geh', Feiger! sagte er, du bist nicht würdig unter Männern zu seyn, wie wir sind. — — Sie ließen den armen Moralisten stehen, und eilten zur That. —

Der Religionshaß entsteht meistentheils aus bösem Herzen. Die meisten Menschen sind leidenschaftlich, stolz, und zur Verfolgung geneigt. —

Unsere Eigenliebe möchte dann gerne Entschuldigung und Rechtfertigung ihrer Handlungen finden, und entlehnt falsche Begriffe, um das Gewissen einzuschläfern. Abscheulich! der Jud ist Mensch, und Menschen zu achten, ist die erste Pflicht der Menschheit, die erste Pflicht der Religion. Der Christ ist so wenig berechtigt, einen Juden zu betrügen, als der Jud berechtigt ist, einen Christen zu betrügen. Einem Juden spotten, ihn seiner Religion halber lächerlich machen, ist Grausamkeit, und Sünde wider den Nächsten. —

Ist er irrgläubig, so verdient er nicht meinen Haß, sondern mein Mitleiden. Mein sanftes Betragen gegen ihn, meine Menschlichkeit, meine Nachsicht, meine Liebe werden eher Bekehrungsbeweggründe für ihn seyn, als mein Haß und mein Spott.

Der Mensch muß sich immer in die Lage des andern setzen, wenn uns nun auch das Schicksal in dieser Religion hätte gebohren werden lassen; wenn man uns nach diesen Grundsätzen, nach diesem Lehrgebrauch erzogen hätte, würde es uns lieb seyn, wenn man uns so behandelte? Sind Verfolgungen, Mittel, wodurch sich der Christ liebenswürdig macht, wodurch er die Begriffe erhöht, die man von ihm haben soll, und die er andern einzuflössen durch seinen Umgang schuldig ist. —

Ich wollte, die Menschheit könnte alle jene Thaten auf ewig vergessen, wodurch man die Nächstenliebe beleidigte. —

Man scheerte manchem Juden die Hälfte des Bartes ab, steckte andern Schweinsbraten oder Speck in die Tasche. —

Wozu das? ist der Jud nicht ehrwürdig, der den Gesetzen seiner Väter gemäß handelt? Verdient er Verachtung — Spott? nein, es ist

Spott

Spott für uns, wenn wir uns zu solchen Handlungen erniedrigen, und die Menschheit so beleidigen können. —

Laßt den Juden Juden seyn, und betrachtet an ihm nur euren Nächsten, predigt ihm eure Religion durch eure Aufführung, bethet für ihn zum Allvater, und laßt die Lenkung seines Herzens dem Allgütigen über. —

Die fürchterlichsten Folgen begleiteten seit Jahrhunderten die Menschen, die sich gegenseitig aus religiösen Meynungen haßten. Ströme von Blut flossen unter den Menschen, und entheiligten die Altäre des Gottes der Liebe und des Friedens. Mich däucht, ich höre noch die Stimme des Rabbi David ben Aaron, mit der er der Menschheit so mächtig zurief.

Mächtigster der Erden! zu dir erhebt der Niedrigste der Menschen seine Stimme, und der, der nun in Fesseln schmachtet und doch bestimmt war zu herrschen, der unglückliche Ben Aaron wagt es vor deinen Thron hinzutreten, die Menschheit anzuflehen, und dich bey der Gottheit zu beschwören, ein herumirrendes, verlassenes Volk nicht zum Opfer der Grausamkeit zu machen: sey nicht Tyger gegen die, die Menschen, wie du, sind, und mißhandle nicht, wie schändliche Thiere, die, die die Züge der Gottheit, wie du, tragen.

Mir,

Mir, meine Nachkömmlinge, Davids und Ezechias, mir gebührte gleiches Recht, wie den Königen, aber mein Schicksal warf mich vom Throne. Die heilige Arche ist nicht mehr — die Starken Israels sind im Grabe, nur ich lebe noch, und bin der König elender Sklaven, die man zum Tode führt. Von den Höhen des Libanons zeigt sich noch meinem Auge unter dem Schatten der Cedern das Heiligthum der Gottheit, Salomons Tempel. Mein schaudernder Blick ist geheftet auf seinen Ruinen, ich sehe, wie sich Völker verschwören über den kleinen Rest der Unglücklichsten der Menschen, ich sehe Welttheile aufstehen, um wehrlose Sonnenstäubchen zu zerdrücken.

Ich wollte mich nicht beschweren, ihr Könige der Erden! ich wollte euer Schwert küssen, das noch vom Blut der meinigen röthet, wenn ihr doch Ursache hättet, diese Atomen zu zerstören. Sagt, haben sie eure bürgerliche Ordnung gestöret? haben sie eure Thronen erschüttert? haben sie es gewagt, dem Diadem zu nahe zu treten? so sprecht, und ich will eure Urtheile als Gottes Gerichte ansehen, wenn ihr aber den meinigen keine andere Schuld zur Last legen könnt, als daß sie Jakobs Abkömmlinge sind, so sey Erbarmen über sie, und nicht Fluch über die, die den Gesetzen ihrer Väter noch treu sind.

Aber

Aber was nützt meine Vorstellung, was nützen meine Thränen? die Verläumdung breitet noch immer alle Schandthaten über uns aus, und beschuldigt uns als Werkzeug jeder Verbrechen. Des Feindes Wuth zerstört eure Grenze, und man beschuldigt uns seiner Grausamkeiten. Ein Mörder würgt einen der eurigen, und wir werden über seine Mordthat angeklagt; die Pest streut vergiftete Dünste über eure Länder, das Mehlthau vergiftet eure Brünnen, und ihr waret grausam genug die Zufälle des Himmels uns zu Schulden zu legen. Wenn die Sterne sich aus ihren Kreisen drängen sollten, so werdet ihr uns auch hierüber anklagen, und die Wirkungen der Natur wird man zum Verbrechen der Israeliten machen.

Die grausamsten der Laster, an denen keiner der meinigen Schuld hat, lasten den Unschuldigen mit Ketten. Schon schleppen sie ihn zu den schrecklichsten Martern. Man begnügt sich nicht, unser Volk mit den härtesten Auflagen zu drücken; man giebt noch überdas unser Leben den ersten Fanatikern preis. *) Die erfinderische Einbildung ersinnt Martern und Quaalen für uns,

*) Die Annalen von Bretagne liefern uns über diesen Gegenstand die traurigste Bemerkung. Diese Staaten beschlossen im Jahr 1239, daß der, welcher

uns, die die Natur verabscheut. Hier fließt Blut unter dem Schwerte; da krachen zerschmetterte Knochen unter dem Rade; dort lodert die Flamme vom Scheiterhaufen auf — — — Verzweiflung und Tod empörten doch nie unsere Zunge zum Fluch wider die Gottheit.

Sind wir denn nicht Menschen, wie ihr? und seyd ihr nicht Christen, derer erstes Gesetz Menschenliebe seyn soll? Wollt ihr diese heiligsten Pflichten nicht erfüllen, so seyd zum wenigsten Menschen! behandelt uns so, wie uns ein jeder behandeln würde, dem die Natur nur einen blassen Schein des Lichts der Vernunft gab — der keine Religion haben würde, die ihn führte, und keine Offenbarung, die ihn leitete — nur um das bitten wir euch.

Wenn

welcher von einem Juden Geld entlehnet, solches nicht mehr zurückbezahlen durfte, und daß der, der einen Hebräer ermordete, für keinen Mörder angesehen wurde.

D'Argentré hist. de Bretagne liv. 4. ch. 23.

Wie grausam dieses Gesetz ist, — wie sehr es die Menschheit beleidigt, braucht wohl keiner weitern Bemerkung.

Wenn euch der Himmel mehr geliebt hat, als uns, wenn er euch das Licht des wahren Glaubens gab; seyd ihr berechtigt, uns zu hassen, die wir dieses Geschenke des Himmels nicht haben? Euer Glaube sagt nur, daß ihr für die Unglaubigen bethen, — nicht daß ihr sie hassen und verfolgen sollt.

Sagt, können wir wohl nach der allgemeinen Verfassung Menschen seyn, ohne mit Menschen Umgang zu haben? Können wir in einer Gesellschaft leben, ohne mit dieser Gesellschaft im Verhältniß zu stehen? Was heissen also eure Blutgerüste, die ihr unsertwegen errichtet habt? Laßt ihr also eure Henker entscheiden, was wir in der menschlichen Gesellschaft sind? Sind wir eure Feinde, so begegnet uns doch mit gleichen Waffen; die Rechte der Natur fodern diese Billigkeit; sind wir Unterjochte, Besiegte, so vergesset doch die Pflicht des Siegers nicht, den Besiegten menschlich zu behandeln. Ist es euch eine Ehre, ein schutzloses Volk noch mehr zu verfolgen, und ist euer Triumph groß, wenn ihr den noch verwundet, der schon halb todt zu euren Füssen liegt? Sind wir Bürger des Staats, so urtheilt uns nach euren Gesetzen; und wo ist das Gesetz, das die Mißhandlungen billigt, die ihr uns zufügtet? — Seht ihr

uns als wilde Völker an, so behandelt uns nach den Gesetzen der Natur.

O ihr Mächtigen! lasset die Stimme der Natur zu euren Thronen dringen, hört sie, die einzige, die unsere Vertheidigung über sich nimmt; höret nicht die Stimme des Vorurtheils, sondern die Stimme eures Herzens. Spielt nicht mit unserm Leben, nicht mit unsern Gütern, denn der Allvater der Natur hat beydes in eure Hände gelegt, und wäre es wohl edel, die Gewalt zu mißbrauchen über ein Gut, das er euch anvertraute? Denkt, wir sind die Schwachen unter dem Schutz der Stärkern; ist die Stärke edel, wenn sie sich gegen den Schwachen zeigt? —

Verzeiht mir, ich rede für Menschen, nicht für vorurtheilvolle Köpfe, nicht für blutdürstige Herzen, die sich mit Menschenblut mästen, wie die Poppen im Tempel des Saturns.

Betrachtet die Erniedrigung der Menschheit unter den unsrigen. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen Rechten, müssen wir in den meisten Plätzen Europens uns mit dem Handel fortbringen; der Handel ist schier das einzige Mittel, das uns übrig bleibt, uns zu nähren; und denn wundert man sich, daß es Betrüger unter uns

giebt.

giebt. Welches Geschäft ist mit mehr Gefahr für den sittlichen Charakter verbunden, als die Handlung. Werft nur einen Blick auf die Eurigen selbst, und seht, ob das, was man Routine in der Handlung nennt, die Bleywage der prüfenden Rechtschaffenheit aushalte.

Welche Erhabenheit des Charakters, welche sorgfältige Bildung der Seele erfodert dieses gefahrvolle Unternehmen! — Was Wunder denn, wenn Menschen auf Irrwege gerathen, und aus Umständen böse werden. Ist es denn minder ungerecht, wegen eines Theiles das Ganze zu beschuldigen? Denkt doch, daß wir immer auch Menschen bleiben, daß der größte Theil unter uns wie unter euch arm und elend ist. Mangel an Erziehung, Armuth und Elend können den Menschen leicht böse machen. Euch stehen tausenderley Erwerbswege offen, uns nur einer; was Wunder denn, wenn der Dürftige oft seine Zuflucht zum Betrug nimmt? —

Glaubt mir, ich vertheidige den Betrüger nicht, aber auch der Betrüger — obgleich strafbar — bleibt immer Mensch, und ein gerechter Richter vergißt niemals, was Umstände aus Menschen machen können.

Der Jud hat Bedürfnisse, wie der Christ; er hungert und durstet; er hat Gefühle der Freundschaft und Liebe; unsere Weiber, unsere Kinder sind uns werth, wie euch die eurigen; wir leiden, wenn wir sie schmachten sehen, wie ihr, und wünschen sie zu nähren, und wünschen für sie zu gewinnen: wenn uns nun tausend Arten des Gewinns abgeschnitten sind, nur eine einzige davon übrig bleibt, und diese noch sehr begränzt, wie unser Handel ist; ist denn die Folge nicht natürlich, daß mancher von uns nicht allzeit handeln wird, wie er sollte.

Ich wiederhole es; ich vertheidige den Wucherer, den Betrüger nicht; aber auch dieser Betrüger, wenn er auch ein Jude ist, ist nicht allzeit ein Bösewicht; was vermag Armuth, was zuweilen Gewinnsucht über den Menschen?

Seyd gerecht; untersuchet die Lage des Menschen, ehe ihr ihn urtheilet, und sehet, ob eure Ansprüche gegen uns nicht zuweilen übereilet waren. Wir sind Menschen, wie ihr, fähig, große Tugenden und große Laster auszuüben; Umstände und Erziehung bilden unsere Seelen, wie die eurigen: mit einem Worte, als Menschen sind wir euch ganz gleich; nur unsere Religion und unser Verhängniß unterscheiden uns, und eben das,

was

was uns von euch unterscheidet, soll uns mit euch vereinen.

Euer Glaube, ihr Christen! gebietet euch allgemeine Nächstenliebe — eine Liebe, die sich durch kein Wort beschränkt, durch keinen Namen ausnimmt — eine Liebe, derer göttlicher Stral vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang alle Zonen durchströmt, und alles wohlthätig zusammenkettet, was Mensch heißt. Unser Anspruch auf eure Liebe ist gerecht, und gründet sich selbst auf eure heilige Gesetze. Sollte es aber einige aus euch geben, die uns als Feinde der Christen betrachten, so erinnert ihr sie, ihr Edlern! erinnert sie der Lehre eures sterbenden Meisters, der noch am Kreuz seinen Feinden verzieh, der sich nicht rächte, wenn er gleich die Macht hatte, sich zu rächen, und der es seinem Jünger verwies, daß er das Schwert zog.

So vereint uns eure Religion als Menschen mit euch; so bringt uns unser Verhängniß eurem Herzen näher.

Mitleid erwecken unsere Umstände, Erbarmen unsere Lage; seyd Menschen, das ist eure Pflicht, und überlaßt das Uebrige dem Allvater der Sterblichen!! —

So däucht mich, daß einst David Ben-Anrou sprach; so däucht mich, daß die Vernunf noch spricht, hörbar für den, der gewohnt ist ihre heilige Stimme zu hören. Aber wie ungefühlt gleiten meistentheils die edelsten Gründ der Vernunft über Herzen hin, die das Vorurtheil versteinert hat. Dank sey dem Unendlichen daß doch einmal die Sonne der Menschheit und der Vernunft die Finsternisse zerstreut haben, di einst Europa in die schwärzeste Decke der Nach verhüllten, in der man es zur Tugend machte Menschen zu tödten, und Verdienste sich vor den Allmächtigen zu sammeln glaubte, wenn unse Schwert des Irrgläubigen Brust durchstieß.

Nach einer zuverläßigen Berechnung verloh die Welt durch den Religionshaß 3,3095,29 Menschen — eine schaudervolle Anzahl unglücklicher Opfer des Fanatismus, worüber da Menschenherz zurück schaudert, die Religion ihren trauernden Antlitz verdeckt, und der Got der Liebe und des Friedens schier aufrufen möchte: es gereut mich, den Menschen gemach zu haben. Allein, da das Menschengeschlech stuffenweis zu ihren Erkenntnissen steigt, so weh nach solchen fürchterlichen Stürmen der sanft West des Menschengefühls langsam durch di verwüsteten Gegenden; Blumen des Friedens düf

ten

ten dort, wo vormals Dörner der Zerstörung stunden, und die Huldgöttinnen der Menschheit winden an Rosengesträuchen Blumenkränze, um im Tempel der Bruderliebe Feste der Menschheit zu feyern.

So schön und edel alle diese Gründe sind, so sehr sie jedes Menschenherz nothwendig fühlen muß, so wenig ist manche Seele hiezu empfänglich, und unter diese war Rapsens Seele zu zählen.

Er war taub zu der Stimme der Menschlichkeit, die so dringend in sein Herz flüsterte, das einer verwitterten Eiche ähnlich war, die der Herbst schon entblättert hat, und an welcher kein Laub mehr hängt, das noch in einer sanften Herbststunde ein Zephyr bewegen kann.

Mit dem Herzen eines Tygers, der nur auf Beute lauert, wartete Raps an der Heerstrasse.

Es war Abenddämmerung; die Sonne warf nur noch einige schiefe Strahlen durch den Tannenwald, dessen hohe Wipfel die Abendröthe in Rosenroth färbte. Feyerliche Stille herrschte schon durch den Wald, und ausser der Amsel sang kein Vogel mehr. Dort und da flatterte schon eine Fledermaus durch die Luft, und Frösche quackten im benachbarten Teiche, und sangen ihr einschläferndes Lied aus rauher Kehle im Sumpfe.

Ismael saß ruhig in seiner Kutsche, und seine reine Seele nahm Antheil an den Schönheiten des Abends. Das Posthorn tönte schon durch den Wald, und war schon hörbar für Rapsens wachendes Ohr. Er lauerte im Hinterhalt, und wie Wölfe unter eine Lämmerheerde stürzen, so stürzte Raps mit seinen Gehülfen auf Ismael. Sie tödteten seinen Diener, und rissen den Unglücklichen aus der Kutsche, und mißhandelten ihn auf das unbarmherzigste. Raps hatte schon alles ausgeplündert, und Ismael lag im Blut auf der Strasse, da näherte ihm sich noch der Bösewicht, und schrie ihm ins sterbende Ohr: Jud! ich bin der, den du gerettet hast. Ismael öfnet noch einmal bey dieser Stimme sein Aug' gegen ihn, und Thränen verwischten die Tropfen des Todtenschweisses, der auf seinen Wangen lag. Dein Gott möge es dir verzeihen, sprach er mit sterbendem Tone, wie ich dir verzeihe. Ismael schloß seine Augen; der Mond glänzte das leztemal auf seinem sterbenden Antlitz, und verbarg sich hinter schwarzen Wolken. Blitze ließen sich am Himmel sehen; ein Gewitter, schwarz, wie die Nacht, stieg am Horizont auf; der Sturmwind sauste, und Donnerschläge rollten fürchterlich durch den Wald. Es schien, als hätte sich die Natur über den Unmenschen entsetzt, und die Elementen zur Rache

der

der beleidigten Menschheit aufgefodert. Raps flüchtete sich in eine Felsenhöhle, geschaffen für Schlangen und Menschen wie er war.

Bis gen Mitternacht heiterte sich der Himmel wieder auf, und ein armer Taglöhner, den das Gewitter überfiel, und ihn hinderte, nach seiner Hütte zurück zu kehren, trug freudig sein Bündel Holz auf dem Rücken, und eilte seinem Dorfe zu. Dieser alte, ehrliche Landmann stieß auf Ismael, der in seinem Blute ohnmächtig da lag. Sogleich warf er seine Holzbürde von sich, und pflegte den armen Verwundeten. Ohne sich viel zu bedenken, zoh der Taglöhner sein Hemde aus, zerriß es in Stücke, und verband Ismaels Wunden. Nach einer Weile hob er ihn auf seine Schultern, und trug ihn seiner Hütte zu.

Des armen Taglöhners Weib verließ ihr eigen Bett, und legte den Kranken darein. Der benachbarte Bader, der ein gutherziger Mann war, wurde geholt, und man wandte alles an, um den Verwundeten herzustellen.

Nach einigen Stunden kam Ismael zu sich, sah die gutherzigen Leute um ihn versammelt,

und reichte ihnen seine noch mit Todenschwe benezte Hand. Ein Händedruck sagte ihnen, w sehr und wie warm er dieses edle Betragen fühl Nach einigen Tagen, als Ismael wieder spreche konnte, erzählte er dem Taglöhner seine Geschic te. Dieser weinte bitterlich, und sagte oft: könnte ich die Ungerechtigkeit durch mein Betr gen wieder gut machen, die dieser Barbar d angethan hat. Verzeih, ich kann dir nicht meh geben, als was ich habe. Ich bin ein arme Mann, aber am guten Willen fehlt's mir nicht hätte ich mehr, so wollte ich mehr für dich thun.

Du thust nur zuviel für mich, erwiederte Is mael; weißt du denn nicht, daß ich ein Jude bin? Ein Jud oder ein Türk, versezte der Tag-löhner; du bist ein Mensch. Nach meiner Reli-gion stellt jeder Unglückliche meinen Gott vor; was ich meinem Nächsten thue, das thue ich ihm, und ich will mir nicht am Tage des Gerichts sagen lassen: ich war durstig, und ihr habt mich nicht gelabt; ich war hungerig, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Meine Religion ist kurz: Liebe Gott über alles, deinen Nächsten wie dich selbst — dieses sind meine Grundsätze — dieses ist die Richtschnur meiner Handlungen.

So

So sagte der Taglöhner, und pflegte den Juden, wie seinen Sohn. Allein ungeachtet aller Pflege, die man in so einem Orte auf ihn verwenden konnte, wurden Ismaels Wunden gefährlich; der Bader verzweifelte an seinem Aufkommen, und nach fünf Tagen fühlte auch selbst Ismael die Annäherung seines Todes. Er bath den armen Taglöhner, ihm Davids Psalmen vorzulesen, der solches auch that, und vom Schulmeister eine Bibel entlehnte, und als er auf die Stelle kam: unsere Seele harrt auf den Herrn, denn er ist unser Helfer und Beschirmer, so starb Ismael.

Der arme Taglöhner beweinte ihn von ganzem Herzen. Er gieng zu Gericht, und bath, daß man ihm erlauben möchte, Ismaels Leichnam, weil es wegen seiner Begräbniß ohnehin Umstände haben könnte, in seinem Garten zu begraben. Er erhielt diese Erlaubniß, und der Taglöhner machte zu Ende seines Gartens, wo eine große Linde stund, eine Grube, legte Ismaels Leichnam hinein, und pflanzte wilde Rosen um den Grabhügel. Der Pfarrer ließ eine Urne machen, und sezte sie auf das Grab mit der Innschrift:

Mitmensch Jud Ismael ruhe im Frieden!

Des Taglöhners Kinder spielten oft in dieser Gegend, und wenn im Frühjahr Blumen blühten, so wanden sie Kränze, und sagten: Kinder! laßt uns das Grab des Ismaels zieren, von dem uns der Vater so oft erzählte.

In Ismaels Kleidung fand sich noch ein Beutel mit hundert Dukaten, die ein Zufall Rapsens Klauen entrissen haben mußte, und die man nicht eher fand, als nach seinem Tode, denn der Taglöhner bekümmerte sich nicht um Lohn. Diese brachte der ehrliche Taglöhner zu Gericht. Der Richter wollte sie ihm für die Pflege vollkommen zuerkennen, aber der Gute nahm nicht mehr als die Hälfte an, und bath, die andere Hälfte als einen Preis demjenigen zu bestimmen, der einem armen unglücklichen Juden, der diese Gegend reisen soll, Gutes thun, und ihn menschlich behandeln würde. Von den fünfzig Dukaten bezahlte der Taglöhner den Bader, vertheilte hundert Gulden unter die Armen, und behielt nur den Ueberrest, den er seinen Kindern zum Erbtheil mit dem Ausdruck bestimmte, jedem Menschen, ohne Unterschied der Religion, nach Möglichkeit Gutes zu thun.

Seit

Seit dieser Zeit her war auch dieser gute Mann glücklich, der Segen des Himmels lohnte sein wohlthätiges Herz, und Gedeihen war in seinem Hause. Er lebte die glücklichsten Tage, ward alt, sah Kindeskinder, lebte ein vergnügtes Alter, und entschlief ruhig an einem Frühlingsabend in der Gartenlaube, nahe an der Grabstätte, wo Ismaels Gebeine moderten. Sterbend wand er noch seinen Blick dort hin, und sprach zu seinen Kindern: ihr Lieben! laßt euch nie eine gute Menschenthat gereuen, denn sie lohnt mit einer so süssen Freude. Mich däucht, ich sehe Ismaels Schatten, wie er beym Allvater für mich bittet, und der mir gütig zuwinkt. Ich war krank, und du hast mich gepflegt; komm, ich will dirs vergelten. So sprach der Taglöhner, sein Aug' schloß sich, und lächelnde Zufriedenheit war noch auf seinem sterbenden Gesichte.

Mittlerweile, als dieses alles geschah, wandelte Raps in Wäldern herum, wie der Wolf, der noch blutig von der Beute ist, die er opferte. Tausend Gelüste erwachten in seiner Seele, und er berechnete schon sorgfältig die Genüsse, die ihm seine Eroberung verschaffen sollte. Als der Morgen wieder grauete nach der grausamen Nacht, in der Raps die schwärzeste der Thaten verübte,

te, lagerte er sich unter einem einsamen Eichbaume, der auf einer Anhöhe stund, und sah nach der Stadt, die in einer Entfernung vor ihm lag.

Dort, sprach er, dort in dieser Werkstätte menschlicher Laster und Bosheiten — dort will ich hin; dort will ich Grösse und Vergnügen suchen. Geld hab' ich — was brauch' ich mehr? Niemand fragt mich, woher ich es habe, wenn ich mich nicht selbst verrathe. Dort werden Verdienste nach dem Beutel, und das Ansehen nach der Kleidung berechnet. Die Befriedigung jeder meiner Wünsche verschaft mir dieses Metall; — ich will hingehen, und will es nützen.

So sprach Raps, und kam nach Lissabon.

Einige Zeit wohnte er in einem Gasthofe, führte sich prächtig auf, und bekam viele Besuche.

Wer Geld hat, Tafel und Spiel giebt, bekommt bald Freunde. Ein guter, rechtschaffener Mann, heißts — auf seine Gesundheit! Es lebe unser Mäzen! — Der Champagner fließt durch die Kehle, und erzeugt Umarmungen der Freundschaft, die so flüchtig wie sein Geist sind. Künstler, die meistentheils betteln müssen, nähern sich ihm in demüthiger Stellung, und Kraftgeister

zittern

zittern im Vorzimmer in zerrissenem Rocke mit ellenlangen Manschetten.

Das ist der gewöhnliche Gang der Welt. Man beurtheilt den Menschen meistentheils nach dem Aeusserlichen. Eigenliebe und Interesse verblenden unsre Augen, und so sehen wir oft manchen als groß an, der klein ist. Mancher Schurke lebt in der Welt ruhig und glücklich, wenn er nur soviel Weltklugheit besitzt, einen Bösewicht von feinerer Art zu spielen, für welche es in sehr wenig Staaten Strafgesetze giebt.

So gieng es dem bösen Raps. Auf Unkosten des armen Ismaels kleidete er sich nun prächtig, hielt sich Diener und Wagen, und spielte in den Augen des Pöbels, der den Menschen immer nach dem Aeußerlichen beurtheilt, eine sehr ansehnliche Rolle. Manchmal stieg freylich ein trauriger Gedanke in seiner Seele auf, uud machte ihm heimliche Vorwürfe über seine That: er beruhigte sich aber bald wieder, in dem er zu sich sagte: es war ja nur ein Jude.

Für die Menschheit ist nichts gefährlicher, als ein irriges Gewissen; und es giebt doch so viele. Unsere Eigenliebe giebt bald der schlimmsten That einen Firneiß von Gutem, und wir beruhigen uns

über

über Schandthaten, die wir verübten. Wäre das nicht, so wäre mancher Reiche, der so ruhig auf seinen Geldsäcken sizt, die der Raub von tausend Familien sind, ein Räthsel in der Natur.

Raps war lange in Lissabon, und frequentirte sehr gute Gesellschaften; da er aber manchmal einen Blick auf seine Cassa warf, so sah er traurig, wie sein Geld dahin schwand, und dachte daher auf Mittel, es zu vermehren.

Rauben und Morden, sagte er sich, ist nicht das Werk eines jeden Tages; man kömmt auch nicht allezeit so glücklich durch als ich; auch reisen nicht immer so reiche Juden, wie Ismael, also bin ich schon genöthiget, um andere Erwerbsmittel mich umzusehen. Arbeiten will ich nicht — kann auch nicht, denn ich wars von Jugend auf nicht gewohnt: was bleibt mir also übrig? — Was? — Das Handwerk eines Abentheurers. Dieß besteht in Spielen, in der Geschicklichkeit gutherzige Leute zu bevortheilen, sich in Häuser einzuschleichen, Liebeshändel zu machen u. s. w., mit einem Worte, in allem, wodurch man auf fremde Unkosten kann genährt werden.

So dachte Raps, und entschloß sich, seinen Plan auszuführen.

Als Raps ganz gedankenvoll in einem öffentlichen Spaziergange so einhergieng, machte ihn gähling der Anblick eines sehr schönen jungen Frauenzimmers aufmerksam. Ihr schlanker Wuchs, ihr edles Auge — alles reizte in ihm die Neugierde, die schöne Freundin zu kennen. Sorgfältig erkundigte er sich, und erfuhr, daß es Sarah sey, das Mädchen Harruschs, die Tochter eines reichen Handelsmannes. Sogleich suchte er Gelegenheit, in Harruschs Haus zu kommen, und unter dem Vorwand eines Juweelen Handels ließ er sich bey selbem als Chevalier de la Raps melden.

Harrusch, der jeden Menschen gut empfieng, war auch so bey de la Raps Besuche. Er begegnete ihm mit der Achtung, die er glaubte, einem Mann von Stand und Erziehung schuldig zu seyn. Raps nahm seine Gleißnerlarve vor, und spielte die Rolle eines Tartüffs so herrlich, daß er, ich weis nicht wie, Harruschs geheimster Freund wurde, der täglich in Harruschs Haus war. Bisher verbarg Raps noch seine Absichten auf Sarah mit aller Sorgfalt, um nicht den geringsten Verdacht

wider

wider ihn zu erwecken. Er lebte so ordentlich, so eingezogen, daß Harrusch glaubte, Chevalier de la Raps wäre der edelste der Menschen.

Der gute Mensch wird mehr als einmal in seinem Leben getäuscht; er muß sich auf das gefaßt machen, denn da es zum Charakter des Guten gehört, jeden nach sich zu beurtheilen, so ist die nothwendige Folge, daß er in dem Verhältnisse von 10 neunmal betrogen wird. Freylich wird man mit dem besten Herzen in der grossen Welt nichts mehrers als ein guter Schaafskopf seyn; aber was thut das zur Sache? auf höheren Graden der Stuffenfolge sieht man nicht zurück, sondern vorwärts.

Harrusch hatte nach einem Umgange von einem vollen Jahre alles Zutrauen auf de la Raps. Oft dankte er dem Himmel um die Bekanntschaft eines so edlen und rechtschaffenen Mannes.

Eines Tages, als Harrusch an der Seite seines vermeintlichen Freundes saß, als sein Herz voll der seligsten Menschengefühle überströmte, als sich das Innerste seiner Seele bewegte, Thränen aus seinen Augen rollten, und zärtliche Umarmungen der Siegel der Freundschaft waren, — in diesem Augenblicke entdeckte sich Harrusch ganz

gegen

gegen seinen Freund, und äuserte sich, daß er Lissabon gern verlassen möchte, weil die Gesetze die Freyheit der jüdischen Religion in Lissabon sehr beschränkten. Raps umarmte seinen Freund, billigte seinen Vorschlag, und entdeckte ihm unter der heiligsten Zusicherung der Freundschaft, als dem größten Beweise seiner Aufrichtigkeit, daß er auch ein Jud wäre, den aber Umstände genöthiget hätten, seine Religion zu verbergen. Um die Sache noch wahrscheinlicher zu machen, zeigte er ihm noch einige Papiere, die er von Ismaels Raub übrig hatte; nannte sich selbst Ismael, und bethörte den Harrusch aufs abscheulichste.

Nun ist es Zeit, dachte Raps, sich des günstigen Augenblickes zu bedienen; noch ist Harrusch's Seele in Begeisterung; das Eisen muß geschmiedet werden, weil es noch warm ist. Raps machte den Vorschlag, Lissabon zu verlassen, und nach Engelland zu segeln. Harrusch willigte ein, und überließ seinem Freunde de la Raps die Sache zu besorgen.

Harrusch ganzes Vermögen war bereits zu Geld gemacht, Raps hatte schon ein Schif gemiethet, und des Juden ganzer Reichthum war schon auf selbes gebracht, der Tag zur Abreise

 bestimmt,

bestimmt, und Harrusch und seine ganze Familie betheten die Nacht durch zum Himmel um seinen Segen, um seinen Schutz.

Als der Morgen des Tages graute, der zur Abreise bestimmt war, kam Raps zu Harrusch ins Zimmer. Erlaub mir, sagte er, ich will Sarah deine Tochter einsweilen ins Schif führen; komme du mit deinem Weibe nach, dann dein Sohn und deine Schwiegertochter.

Ohne Vermuthung des Bösen, unschuldig wie das Lamm an der Hand des Menschen, der es zur Schlachtbank führt, folgte Sarah dem Freunde ihres Vaters. Sie stieg ins Schif — aber erstaunt schrie sie auf, als selbes sich vom Ufer trennte, und ohne ihre Familie zu erwarten schon weit in der See war. Wo ist mein Vater? schrie sie, wo meine Freunde? — Im Kerker, schrie Raps; du wirst sie nicht mehr sehen! Beuge dich unter die Gewalt — du bist in der meinigen. Sarah sank leblos zu Boden, und Raps ließ sie in das unterste Behältniß des Schifes tragen, und eilte mit Harrusch's Tochter und Vermögen davon.

Als der Vater mit seiner Familie ans Ufer kam, so wurde er von Soldaten umrungen; wie ein

ein Bösewicht mit Ketten gefesselt und in Kerker geschleppt; denn Raps gab ihn als Ismaels Mörder bey der Gerechtigkeit an, und lieferte Beweise zur Gericht, die die Beweise des Bösewichts selbsten waren.

Vergebens waren Thränen; vergebens Umarmungen; man hörte die Stimme der Unschuld noch nicht; man kannte noch nicht die Bosheit des teuflischsten der Menschen — denn Harrusch's Schicksal war vor den Augen der Gerechtigkeit noch ein Geheimniß.

Sarah erwachte von ihrer Ohnmacht, und Angst und Schrecken bemächtigten sich ihrer Seele. Wo bin ich? schrie sie auf, ich arme Verlassene! wo ist mein Vater? wo mein Bruder? denn stieg sie die dunkle Treppe hinauf, und mit wankenden Schritten einer Sterbenden ähnlich näherte sie sich ihrem Verführer. Grausamer! fieng sie an, schlägt wohl ein Menschenherz in deinem Busen unter dem Schein der heiligsten Freundschaft? hast du dich in unser Haus geschlichen, um die elend zu machen, die dich aufnahmen? ist es dieses elenden Geldes willen, daß du dich so sehr unter die Menschheit erniedrigtest? warum hast du dich dieser Beute nicht bemächtigt? warum mußtest du noch

Laster auf Laster häufen? warum ein Mädchen so grenzenlos elend machen? gieb mir meinen Vater wieder? hast du denn keinen Vater gehabt? oder hat dein Herz nie gefühlt, was kindliche Liebe ist? gieb mir ihn zurück, glaub mir, wir wollen dir gern unser Vermögen überlassen, schenken wollen wir dir's, sey doch Mensch, und laß dich erweichen. So sprach Sarah, und Thränen flossen über ihre Wangen herunter, ihre Brust hob sich unter Seufzern, und ihre Arme rangen sich zum Himmel mit zur Erde gesenktem Haupt. Wie eine Verurtheilte stund sie da vor dem Bösewicht, und trocknete mit ihren Haaren die Zähern von ihrem Auge, die unablässig dahinströmten. Rapsens Herz fühlte aber nicht den geringsten Eindruck bey dem Anblick der Leidenden. Mit unbewegtem Auge sah er sie an, lächelte und rümpfte seine Nase. Neuer Schmerz bemächtigte sich der armen Sarah. Wenn denn kein Gefühl in deiner Seele mehr ist, wenn die geringsten deiner Fiebern schon ganz in der Gewalt der Bosheit sind, fuhr sie fort, wenn jeder Blutstropfen sich in deinen Adern wälzt, und dein Herz erwärmt, um Schandthaten auszuüben, wenn die Thränen der Unschuld fruchtlos bey dir fließen, wenn dein Ohr die Seufzer der Unterdrückten nicht mehr hört, so sey der mir gnädig, der im Himmel

ist, ihn fleh ich nun an, ich armes verlassenes Mädchen, ich, die ich nun in der Gewalt des Boshaften bin, ihn fleh ich an auf meinen Knieen, wenn sein Ohr nicht taub ist zu dem Gewinsel seines Geschöpfes, so höre er mich, er, der für den Raaben sorgt, und die nackten Jungen des Geyers kleidet, er erhöre mich, und räche die Menschheit, und rette die unterdrückte Unschuld: zu dir, Unendlicher! fleh ich, um Rettung, um Hülfe.

So schrie Sarah, und dumpfes Gemurmel stieg aus den Wogen des Meeres, die Sonne bedeckte sich mit Wolken, Seefische ließen sich sehen, und verkündigten einen nahen Sturm.

Gähling war die Gegend der See in dunkle Nacht gehüllt, Blitze rötheten, und Sturmwinde schleiderten das Schif wie einen Ball von Wogen zu Wogen. —

Unordnung herrschte auf dem Schiffe, der Steuermann verzagte, und Raps bebte wie ein Bösewicht bey der Gefahr des Todes, nur Sarah war bey diesem schrecklichen Auftritte ruhig, und einer Rose ähnlich, die ein Bube vom Stocke riß, und in die See warf, immer schön und blühend ist sie der Raub der Fluthen, und ist noch Rose, als sie untergeht. —

Ruhig erwartete Sarah den Ausgang, als ein schrecklicher Windstoß das Schif an eine Klippe warf, und in Stücken zerschmetterte. Vergebens war hier Bitten und Flehen, es stürzte alles im Abgrunde des Meers; Sarah allein ward auf eine Sandbank geworfen, wo sie im Vorschlummer des Todes lag, bis das Morgenroth aufgieng.

Die Sonne war am Himmel, und die Luft war wieder heiter. Leichte Wolken hiengen am Firmament, als Sarah ganz entkräftet ihr mattes Auge öffnete. Sie richtete sich auf, und lehnte sich mit einem Arme auf den Sand, da sie den andern zum Himmel aufwärts hob. Dank, Unendlicher! sagte sie, für deine Befreyung, nun bin ich wieder im Schoose der Natur ganz entfernt von allen Menschen, und habe nichts Böses mehr zu befürchten. Hier, wo ich arm und entblößt bin, wie die Steinklippe, die über mich herragt, hier werden es keine Menschen wagen dürfen, mich zu beneiden. O warum, gütige Gottheit! hast du mich nicht in einer Insel gebohren werden lassen, wo man keine andere Bedürfnisse als die der Natur kennt?

Hier

Hier würde es nie ein de la Raps gewagt haben, die stillen Freuden zu stören, hier würde er nicht Gelegenheit gehabt haben, uns des Reichthums wegen elend zu machen. Du hast mir wohl gezeigt, Vater der Sterblichen! daß das, was Menschen Glücke nennen, wirklich nicht Glücke ist. Hätte ich hier meine Aeltern bey mir, wir wollten uns bloß, wie der erste Mensch, mit Blättern bedecken, uns mit Früchten und Kräutern nähren, und glücklicher, als Menschen in Städten seyn. —

Ja Sarah! du redest wahr, die Bedürfnisse des Menschen sind der Natur nach wenig, nur die Staaten haben sie vervielfältigt. Hier haben wir einen eingebildeten Werth des Lebens in die Stelle des Wahren gesetzt, haben unsere Freyheit verlassen, uns selbsten Kerker gebauet, und Ketten geschmiedet, die uns lasten. —

Ah, wie oft, gute Sarah! wenn ich Menschenschen in einsamen Gegenden wandle, oder in den stillen Stunden der Nacht im Laube träume, fühle ich diese heiligen Ahndungen, diesen Wink der Natur. Wie öde liegen die Freuden des Lebens um mich her — wie eckelhaft scheint mir des Menschengrösse, wie sehne ich mich nach Freyheit, nach dem Grabe. — Was ist

hienieden? Sarah! Verfolgung, Elend! wo haben die seligsten Gefühle der Natur einen Werth? wo weiß man, was Leben heißt? wo ist der Arm eines Freundes, in dem du sorglos ruhen kannst? wo der Busen eines Geliebten? wo das Herz einer Gattin, das sich dem deinen öffnet? —

Den wahren Werth des Menschen hat ein eingebilderter Werth verdrungen, dieser eingebildete Werth heißt Geld, — Geld, ein todtes Metall, aber mehr wirkend zum Unglücke des Menschen, als der Arm des Würgengels, der sich über Senacharibs Lager hob.

Zum schädlichsten Feinde der Menschheit, zum Privatinteresse kettet sich noch ein schädlicherer, der Stolz, und vollendet den Bau der Hölle für Geschöpfe, erschaffen zum Glücke. O Menschen! wenn werdet ihr die Bahn zu eurem Glücke wieder finden? so lang gewiß nicht, als eure Aufklärung Stolz und Verfolgungssucht ist. — —

Sehet doch den Wink der Natur, höret ihren Zuruf! Einfalt ist Glücke, was gleicht den Schönheiten der Natur? was dem Vergnügen unschuldiger Einfalt? sehet die Lerche, wie sie sich sorgenlos zum Himmel schwingt, wie freudig ihr Lied ist. Da in ihrer Republick sind keine stol-

zen Gelehrte, des Lebens sanfter Genuß ist lohnende Freude.

Wie beneid' ich dich, ländlicher Mann! der, entfernt von vergifteten Städten, balsamische Luft der Wälder einhaucht, der, unbekannt mit erfundenen Bedürfnissen, froh bey der Quelle sitzt, und vergnügt beym schwarzen Brod ist. Ja, dort im Schoose der Natur ist Wonne — Wonne des Menschenlebens.

O Götter! raubt mir die Hälfte meiner Jahre, die ihr mir zum Leben bestimmt habt, ich will sie euch hingeben — hingeben um wenige Tage und Stunden des wahren Genusses des Menschenlebens.

Glücklich der, der das wahre Vergnügen des Lebens kennt, der die Freuden des Menschen in der Natur sucht, und in seinem Herzen, das ihm die Gottheit gab, um die Schöpfung zu genießen. Wie selig müssen die Tage seyn, wenn gleichdenkende Geschöpfe unter einem heiterern Himmelsstrich als dem unsrigen Hand in Hand in blühenden Fluren einhergleiten, und beym Konzert der Sängerinnen der Natur Herz an Herz schließen, und Wonne der Liebe fühlen. Hier hat die Natur den Becher der Freude bis

am Ranft gefüllet, hier wird Menschenglück in grossen Zügen getrunken, Göttertrank! von dem selten ein Tropfen unsere matte Zunge in den Gegenden der Städte labet. —

Was ist der Menschenantheil in diesen Wildnissen? der Pracht, himmelhohe Palläste rauben uns den Stral der wohlthätigen Sonne, vergiftete Ausdünstungen kranker Menschen verpesten die Lüfte, und Schlamm die Erde, die unter unsern Füssen verödet. —

Sehet doch einmal, wie der Naturmensch verstaltet ist! dieses tückenvolle Aug, diese Miene des Höflings, dieses Lächeln des Betrugs, diese Zufriedenheit des ungerechten Richters, diese Karrikaturen mit Händen und Füssen, mit Lippen und Herzen, welcher Gedanken! Raub mir den Gebrauch meiner Sinne, allmächtige Gottheit! beym Anblick ausgearteter Städter; raub mir Gefühl und Empfindung, damit ich nie nachdenke, wie sehr sich der Mensch erniedrigt hat. Fort auf die einsame Insel, Sarah! ich will dich aufsuchen, was machst du? gastfrey sitzest du noch unter dem hohen Felsen. Sieh umher, es rauscht dort eine Quelle, um dich zu laben, jenseits des Felsens ist ein Maulbeerbaum, du kannst sie pflücken die Frucht, sie ist dein, sie

wird

wird dich stärken, verlebe deine Tage einsam in dieser Insel, Sarah! wünsche dich nicht mehr in die Stadt zurück, ich bitte dich, wenn die ganze Welt nicht mehr weis, daß du bist, so wirst du ruhig seyn. Ich hatte oft gewunschen, die Menschen hätten meine Existenz vergessen mögen. Was kann dich reuen, Sarah? Nichts! bist du reich, so hast du Neider, bist du arm, so bist du elend, bist du schön, so werden Weiber dich hassen, Männer dich verführen, bist du häßlich, wird man deiner spotten, bist du dumm, so wirst du zum Gelächter, bist du vernünftig, so ist es noch ärger, das können viele Menschen gar nicht ertragen. Bleibe auf dieser Insel, glaub mir, auf der Insel bleibe. So wie mich däucht, daß ich mit Sarah gesprochen hätte; so sprach das gute Mädchen mit sich selbst. Nichts kränkte das gute Kind als das Unglück ihrer Aeltern. O ihr Lieben! rief sie auf, könnte ich euch retten, gern wollte ich diese unermeßliche See durchschwimmen, gern Hunger und Durst für euch leiden, gern für euch sterben, wenn ich euch retten könnte, so sagte Sarah, und ihrem zum Himmel gewandten Auge entfiel eine Thräne, die schön wie der Tropfen des Morgenthaus war, der an den Blumen zittert. —

Gähling hörte sie ein Geräusche hinter ihr, sie glaubte, es wäre ein wildes Thier, schüchtern floh sie, aber etwas eilte ihr nach, sie schrie, wurde blaß, sank ohnmächtig hin, und fiel in die Arme eines Seeräubers, der an dieser Küste landete, und sein Schif mit frischem Wasser versah. Einer von seinen Knechten erblickte die Unglückliche, eilte ihr nach, bemächtigte sich ihrer, und brachte sie als eine Beute ins Schif. —

Der Corsar segelte fort, und das Schif war schon weit in der See, als die schöne Sarah wieder zu sich kam. Der Oberste der Corsaren stunde vor ihr, und erstaunend sah er sie an. Ihre glatten Wangen, auf die die Wollust keine Furche grub, ihre heitere Stirne, wo Freundlichkeit saß, und ihr sanfter Mund, wo Lächeln der Unschuld thronte, flößte Ehrfurcht dem Barbarn ein, der vor ihr da war, als stunde er vor einer schlafenden Gottheit. Fürchte dich nicht, gutes Kind! sagte er, als sie erwachte, fürchte dich nicht, bin ich gleich ein Corsar, so bin ich doch noch ein Mensch, der Gefühl gegen Leidende hat, und der dich nicht rettete, um dich unglücklicher zu macheu, als du warst. Hätte ich dich mit Gewalt erobert, so würde ich die Rechte des Eroberers gebrauchen, so aber, da ich dich fand, so bist du nicht mein Eigenthum, sondern ein

Dar-

Darleihen des Himmels, das ich gut bewahren muß. So denk ich, sprach der Corsar, und seine braune Wange war naß von der Thräne, die das Mitleid aus seinem starren Auge preßte. —

Sarah erhob sich, fiel zu seinen Füssen, und umschlang seine Knie. Großmüthigster der Menschen! sagte sie, wie kann ich dir meinen Dank äußern? gern will ich bey dir bleiben, gerne die Niedrigste deiner Mägde seyn, gern dir dienen, so lang ich lebe, um dir zu zeigen, wie lebhaft ich fühle, was ich dir schuldig bin. Denn erzählte Sarah den ganzen Hergang ihrer unglücklichen Geschichte. Der Corsar stampfte, als er de la Raps That hörte. Das Ungeheuer! rief er auf, o möchte die Vorsicht ihn unter meine Hände bringen! ich wollte ihn 10mal bis zum Tode martern, dem 10mal mein ganzes Vermögen geben, um ihn wieder gesund zu machen, um ihn wieder 10mal zu martern. Das Scheusal der Natur! die See wird seinen Körper auswerfen, und wenn ihn ein Fisch fraß, so wird er ihn wieder ans Ufer speyen, die Erde wird ihn auch nicht in ihrem Schoose geduldén, die Vögel der Luft werden seinen Körper verzehren, und an dem vergifteten Brocken sterben, den sie von ihm einschluckten. Wenn die Zernichtung

eines

eines Körpers je in der Natur Platz hat, so soll sie da Platz finden.

Abscheulichkeit! wenn mich ein Sturm an die Küsten jagen soll, wo es solche Abentheuer giebt, so will ich mein Schif in die Luft sprengen, damit mich die Pest nicht ergreiffe, die in euren Gegenden herrscht; ich wollte, daß ich nie ein Mensch geworden wäre, wenn ich je mich zu einer solchen That aufgelegt fände. Welcher Nation war er? hatte er eine Religion, glaubte er an einen Gott? Sarah! Sarah! wenn dein Auge nicht so sanft wäre, ich glaubte, du lügtest. Ich bin ein alter Seefahrer, hab manche wilde Völker gesehen, aber ich fand doch noch immer Naturmenschen. Sagt doch, Europäer! wie habt ihr's denn gemacht, daß ihr euch so abscheulich verhunzt habt? Menschengesichter tragt ihr zwar auch wie die Barbaren, aber eure Herzen müssen verteufelt schwarz seyn. —

Aergere dich nicht so, erwiederte Sarah, er mag vielleicht in seinem Herzen nicht so unrecht haben. Ich war eine Jüdin, und er war ein Christ, vielleicht rechtfertigt sein Herz seine Handlung. Die Hölle kann sie nicht rechtfertigen, schrie der Corsar, was will das sagen, er war ein Christ, und ich ein Jud, wir sind Men

schen,

schen, das ist die Sprache der Natur, diese hat die Gottheit in jede Seele gelegt, und ihre Stimme ist zu mächtig, daß sie nicht jeder Mensch hören soll. Keine Religion billigt die Mißhandlung des Menschen, die Gottheit liebt alle ihre Geschöpfe, sie schuf alle nach ihrem Ebenbild, und wer getraut sich dieses Ebenbild zu entweihen, ohne die Gottheit selbst zu schänden. —

Ich bin ein Barbar, aber mein Herz billigt die Mißhandlung der Menschen nicht. Nach den Gewohnheiten und Gesetzen meines Orts darf ich Menschen als mein Eigenthum erobern, ich kann sie verhandeln, verkaufen, allein dieses mein Recht gründet sich nur auf meine Stärke. Durch Bubenstücke hab ich in meinem Leben nichts erobert, Gewalt gegen Gewalt ist edler, als eure feine Betrügereyen, unter der Larve der Unschuld, der Gleißnerey Menschen unglücklich zu machen. —

Wenn ich erobern will, so kann man sich zur Gegenwehr rüsten; wer kann sich aber bey euch gegen Heucheley, gegen Betrug, gegen feine Gewalt waffnen? wer kann bey euch sich schützen? wenn der Blick der Freundschaft Lüge ist, der euch tödtet. —

Glaubt

Glaubt mir, Europäer! verlachet die Barbaren nicht, wir sind roh und grausam, ihr seyd fein, ja aber nicht minder grausam; unser stumpfe Stahl verwundet wenigere, als euer gespitzter. —

Ihr beschuldigt den Corsarn, daß er mit Menschen handle, ihr findet das Abscheulichkeit, sagt, handelt ihr weniger mit Menschen? manche eurer Sachwalter, mancher eurer Richter, der euch plündert, der euch Gut, Kinder und Leben raubt, ist er edler als ein Korsar? wir ziehen die Sklaven auf, und stellen sie auf offnen Markt, um sie zu verkaufen, und nähren sie einsweilen; ihr zieht sie so auf, laßt sie nackend herumgehen, und laßt sie erhungern. Der Sklave, der bey uns Fähigkeit besitzt, wird höher geachtet, er wird besser gehalten, wird theurer verkauft, das ist bey euch seltner, ihr wißt nur das Kleid, das ihr ihm auszieht, und selten den Mann, zu schätzen.

Vor die entscheidende Richterin, vor die Natur wollen wir hintretten, und so soll sie untersuchen, wo mehr Barbarey ist.

Komm, unglückliches Mädchen, komm in meine Arme, du sollst Unterstützung bey einem Seeräuber finden, die dir der Christ versagt hat.

Der



Der Corsar nahm das Mädchen mit sich, und landete glücklich ans Ufer.

Sarah wurde von dem edelmüthigen Seeräuber, wie sein Kind behandelt; sie sah ein, daß der Mann ein gutes Herz hatte, und nach und nach machte sie ihn auf die Grausamkeit seiner Landesverfassung aufmerksam, sie stellte ihm die Beleidigung der Natur durch den Menschenhandel vor, und brachte es so weit, daß der Seeräuber sich entschloß, seinem Gewerbe abzusagen.

Nun will ich für Niemanden mehr, fieng er an, als für dich leben, Sarah! durch das Vermögen, das ich mir erwarb, will ich dich und andere Menschen glücklich machen, kann ich dir durch mein Bestreben gefallen, so würde ich glücklich seyn, wenn du mich deiner Hand würdig achten könntest.

Sarah liebte den Mann seines guten Herzens Willen, sie sagte es ihm, und ward sein Weib.

Die Hochzeit wurde nach den Gesetzen des Orts gefeyert; hundert Christensklaven kaufte der Corsar loß, und schenkte ihnen seiner Braut zu Liebe die Freyheit am Hochzeittage. Mich däucht, sagte er, liebe Sarah! ich hätte dir

kein besseres Geschenke geben können, als die Freyheit armer, unglücklicher Menschen, ich will dir am Hochzeittage zeigen, wie sehr ich gern deiner würdig wäre, ich will, soviel es in meinen Kräften steht, die Ungerechtigkeiten wieder gut machen, durch die ich die Menschheit beleidigt habe, und mein Lohn soll seyn, daß Sarah mein ist.

Du bist edel, erwiederte Sarah, und die Gottheit wird dich lohnen, kann dein Weib zu deinem Glücke beytragen, so zähle auf sie, wenn Liebe glücklich machen kann, so soll Omar nie unglücklich seyn, so lang Sarah ein Herz hat, so wird dieses Herz Omars seyn. Sanft, wie der wonnevolle Schlummer des ersten Menschen verflossen Omars Tage an der Seite seiner Gattinn. Sarah war auch ganz glücklich, nur kränkte sie oft das Schicksal ihrer Aeltern.

Einst sassen Omar und Sarah am Ufer des Meeres, und betrachteten die untergehende Sonne. Sanfte Schwermuth überfiel Sarah, sie sank an Omars Brust, und Thränen edler Gefühlen quollen aus ihren Augen, was ist dir, Sarah! sagte Omar, was fehlt dir, gieße deinen Kummer in mein Herz, ich hab mich mit dir gefreuet, ich will mit dir weinen. —

Sarah erhob ihr Aug, das so blau, wie das Firmament war, zum Himmel. Wie glücklich wäre ich, lieber Omar! erwiederte sie, wenn ich wüßte, wie es mit meinen lieben Aeltern stünde, vielleicht schmachten sie noch im Kerker, vielleicht sind sie getödtet, o Omar! wie martert mich dieser Gedanke!

Es soll dich nicht lange martern, sagte Omar, wir wollen uns mit unserm Vermögen aufs Schif setzen, und nach Lissabon segeln, ich will eine Küste mit Geld beladen, wills hingeben, um deinen Vater loß zu kaufen, er ist auch mein Vater, er soll mit uns leben, und mit uns genießen, was das Glück mir bescheerte. Sarah konnte nicht antworten, denn die Thränen, die über ihren schönen Busen herunter gleiteten, erstickten jedes Wort, das sie sagen wollte, Umarmungen drückten das Gefühl ihres Herzens aus.

Harrusch war der Zeit über, als de la Rapa sich mit Sarah flüchtete, im Gefängniß. Die Form des Prozesses zoh sich in die Länge, bis sich endlich Harruschs Unschuld entdeckte. Es ist nicht zu beschreiben, welche Grausamkeiten, welches Ungemach Harrusch und seine Familie im Kerker erdulden mußten. — Der Kerker-

 meister

meister war ein Mann voll von Vorurtheilen, der sichs zum Verdienste rechnete, diese Menschen zweyfach elend zu machen, sie sind Juden, sagte er, ich wills ihnen fühlen lassen, wer sie sind. Gleich bey ihrem Verhaft warf er sie in den dunkelsten Kerker, kein Sonnenstrahl drang nie in seine Finsternisse hinab. Kälte und Nässe herrschen dort, und machten diesen Ort einer Höhle gleich, die nicht für Menschen, sondern für giftige Thiere bestimmt ist. Harrusch war in seinem Unglück gelassen, sein Herz, das schuldlos war, hoffte auf Gott, und seine Tugend war seine Stütze. — Durch das harte Betragen des gefühllosen Kerkermeisters wurde Harrusch das Ungemach nicht überlebt haben, wenn nicht des Kerkermeisters kleines Töchterchen das Schicksal dieser Unglücklichen erleichtert hätte. Täglich legte sie von ihren Speisen etwas zurücke, täglich sammelte sie von den Fremden etwas, und brachte es dem guten Harrusch. Da bey seinem Kerker saß sie oft stundenlang, und verschwätzte mit ihm durch das eiserne Gitter die ewigen Stunden der Gefangenschaft. Harrusch dachte oft an Sarah, erzählte ihr von ihr, und das Mädchen weinte mit ihm. — Das warme Theilnehmen dieses guten Herzensmädchen an Harruschs Schicksal war bald Ursache, daß Klärchen, denn so hieß sie, erkrankte. Wer war unglücklicher, als die

armen

armen Juden, die ihre kleine Trösterin nicht mehr sahen. — Klärchen war krank, tödtlich krank, ihr empfindsames Herz war zu sehr durch Harruschs Unglück erschüttert, der Arzt zweifelte an ihrem Aufkommen. Der Kerkermeister, der zwar ein harter vorurtheilvoller, aber im Herzen doch nicht ganz böser Mann war, war äuserst durch seines Mädchens Krankheit bewegt, denn er liebte Klärchen. Er näherte sich ihrem Bette; warum willst du denn sterben? sagte er, Kind! was hat dir denn dein Vater gethan, daß du ihn verlassen willst? Mädchen! sieh, ich liebe dich, gieb alles, was ich habe, wenn du mir bleibst. Klärchen erhob ihr Aug gegen ihren Vater, verzeiht mir! wenn ich euch beleidigt habe. — Ich kann nicht mehr leben. Der arme Harrusch, seine arme Freunde, sterben werden sie im Kerker, liebt ihr euer Klärchen noch, Vater! so erleichtert ihnen ihr Schicksal, dieses ist alles, um was ich euch bitte, denn will ich gern sterben. Ein frommer Geistlicher, der an Klärchens Bette saß, rief den Kerkermeister auf die Seite. Freund! sagte er, ihr habt unrecht gehandelt. Die Gefangenen, die euch der König anvertraut, hören nicht auf Menschen, und eure Nächsten zu seyn, es ist unverantwortentlich, das Schicksal des Gefangenen zu erschweren, und einen Unglücklichen noch unglücklicher zu machen. So

 lang

lang der Mensch unter dem Prozesse liegt, so weiß man noch nicht, ob er schuldig oder unschuldig ist, kein Mensch hat daher das Recht ihn zu mißhandeln. Wer giebt ihm seine Gesundheit? wer seine verlohrnen Kräfte wieder zurücke? wer die Jahre, die ihm der Kummer abstahl? glaubt mir, ihr habt euch schwer wider Gott versündigt, und da er euch eure Tochter krank werden ließ, so wollte er euch nun euer Unrecht fühlen lassen. Der Kerkermeister wartete die Rede nicht aus, sogleich lief er selbst im Kerker, führte die gefangenen Juden in einen gemächlichern, reinigte sie, und wartete sie, wie es die Menschenpflicht ist Menschen zu behandeln. Als Klärchen diese Nachricht selbst von ihrem Vater erhielt, so war es Balsam für ihr wundes Herz, sie erholte sich, und täglich besserte sich ihre Gesundheit. Binnen der Zeit wurde Harrusch und seine ganze Familie als unschuldig erkannt. Allein sie waren arm, weil de la Raps ihr ganzes Vermögen entfremdet hat. Diese Umstände und Klärchens Bemühung, die sich selbst zu des Königs Füssen warf, erwarb eine kleine Pension für diese unglückliche Judenfamilie. Klärchen besuchte täglich ihren Harrusch, und wo sie etwas für ihn bekommen konnte, so brachte sie es ihm mit Freude. Wenn ihr Vater ihr eine Freude machen wollte, so bath er die Juden zum Mittagmahl, die auch mit ihm ohne Vorurtheil zu Tisch

assen,

assen, und mit ihm zu Gott bethheten, der der Vater aller Menschen ist. Eines Tages sassen Harrusch und Klärchen am Hafen des Meeres, und sahen den Schifen zu, die landeten, da stieg Sarah und der Corsar ans Ufer. Sarah erkannte ihren Vater, schlang ihre Arme um seinen Hals, und genoß die seligsten der Menschenfreuden, sie erzählte alles. Der großmüthige Corsar machte durch seinen unermessenen Reichthum die ganze Familie wieder glücklich. Omar heurathete Klärchen aus, und gab ihr eine prächtige Haussteuer. Auf einem Landgut, das sie kauften, lebten alle diese Familien: der Corsar, der Jud und der Christ. Sie liebten Gott, und thaten Gutes, Klärchen, die eine gute Heurath traf, nahm auch ihren Vater zu sich, und der Segen des Himmels strömte wie Thau aus den Wolken über die Gutdenkenden. Sie lebten lange, lebten glücklich, waren das edelste Bild der Tolleranz, und bewiesen, daß Gottes erstes Gesetz ist, uns als Brüder zu behandeln, weil wir alle Kinder eines Vaters sind, der im Himmel ist.



Isogin und Celia,

eine

Geschichte von einem unsrer schwarzen Brüdern aus Afrika, von einem Mohren.

Ich weiß es wirklich nicht, ob es denn schon so ganz ausgemacht ist, daß wir Europäer die gesitteten Völker sind: ich zweifle täglich mehr. Der Name Barbaren, mit dem wir so gerne andere Völker benennen, klingt mir so wunderlich, daß mir manchmal sehr schwindelt, wir könnten uns geirrt haben. Verdienten wir vielleicht den Namen Barbaren nicht eher als mancher Wilde, der doch wenigstens, wenn er auch keine andere Gesetze hat, den Gesetzen der Natur treu bleibet?

Wenn

Wenn ich an mich selbst zurück denke, was der Staat, was Erziehung aus mir gemacht haben, so finde ich oft ein sehr wunderliches Ding, ein Geschöpf, das man von Jugend auf durch tausenderley Bemühungen von der Natur entfernte, daß man mit manchen Kenntnissen anpfropfte, die ihm nichts nützen, und das man mit Systemen bekannt machte, die in der Natur nicht existiren, und dem man manche Meinungen aufdrang, die bey Untersuchung grosse Lügen waren.

Nachdem man uns durch tausend seltsame Meinungen von Kindesbeinen an das natürliche Gefühl unsers Herzens verdorben hat, so können wir in Mannsjahren uns wieder bemühen, das zu vergessen, was wir besser niemals gelernt hätten.

Es wäre so edel unter gesitteten Menschen zu leben, wenn das, was Sitten heißt, bey vielen einen Werth hätte, aber so hat Falschheit und Politik die gesellschaftlichen Tugenden verdrängt, und Barbarey und feinere Wildheit unter Menschen gepflanzt, die in ihr Verderben rennen. Das Recht des Stärkern herrscht unter den Barbaren; das Recht des Witzigern, des Listigern unter den Gesitteten. —

Dort war des Menschen Bildung verstaltet, als er verfolgte; Zorn war im Munde, Zorn in der Hand, die sich waffnete. Itzt ist Verstellung in der Miene, man lächelt, und tödtet, weint und mordet, bemitleidet und raubt. Geschändete Natur! setze doch die Menschheit wieder in ihre Rechte ein! hast du dem Menschenauge Thränen gegeben um zu betrügen? gabst du holdes Lächeln dem Munde um sicherer zu schaden? eine schmeichelnde Miene um zu tödten, und ein sanftes Aug um zu morden? —

O bahne die schrecklichsten der Lügen aus der Menschengestalt! laß ungeheuchelte Natur auf unsern Stirnen herrschen, und erniedrige uns nicht durch unsere Verfeinerung unter den rohen Naturmenschen, der manchmal so ganz edle Natur, so ganz Unschuld wie Isogin ist.

In einer wilden Gegend von Afrika war Isogin gebohren, ein junger Mohr, dem die Natur Gefühle und ein edles Herz gab. Isogins Daseyn war die Ursache des Todes seiner Mutter, denn der Balma kostete dieß Geschenk der Liebe, das sie ihrem Freunde Jacquer gab, das Leben. —

Jacquer war Isogins Vater, ein Mann, den seine Brüder sehr schätzten, denn er war

tapfer.

tapfer. Es war keiner in der Gegend, der es ihm im Laufen bevorthat, und keiner warf den Pfeil so sicher als Jacquer: zudem besaß er auch ein edles Herz. Wo er einen seltnen Stein, oder eine schöne Muschel am Ufer des Meers fand, so brachte er selbe entweders seinen Freunden um ihnen Freude zu machen, oder er legte sie als ein Opfer auf dem Altar seiner Gottheit, die er anbethete.

Jacquer liebte Balma, ein Mohrenmädchen, das seiner würdig war. Gegen ein Jahr lang kosteten sie die unschuldigen Freuden der Natur. In stiller Eintracht wandelten sie oft Hand in Hand unter dem Schatten der hohen Palmenbäumen, oder sassen an einer Staude von Ysop, und wähnten das sanfteste Gefühl der Natur, Freundschaft und Liebe. —

Balma war das schönste der Mohrenmädchen in der Gegend. Weich wie Atlas waren ihre Wangen, und Adlerschwärze war ihre Farbe, das Weisse ihres Auges war der Schneeflocke ähnlich, die an der schwärzesten Beere der Brombeerstaude hieng, Korallen waren ihre Lippen, und eine Perlenreihe ihre Zähne. Jacquer war nicht minder schön, sein Wuchs war wie ein

jun-

junger Papelbaum, seine Augen blitzten wie ein Meteor in der Nacht, und seine Lippen glichen den letzten Purpurstralen des Abendśroths, wenn die schwärzeste Nacht im Neulicht ans Firmament steigt. Das zärtlichste einer schwarzen Lämmerheerde schien ihre Wolle Jacquers Haupt geliehen zu haben, wo sein Haar in tausend kleine Locken sich drehte.

Jacquers Blick war sanft, und sein Aug sprach unendlich viel, wenn es sich auf Balma richtete.

Jeder von Jacquers schwarzen Brüdern freute sich an seinem Glücke, denn in diesen Gegenden ist es noch nicht Mode, daß einer um des andern Mädchen oder Weib buhlt. Keine giftigen Dünste von unverdauten Speisen vergiften hier die reinere Säften, und weder Gewürze noch Weine peitschen hier das Geblüt durch die Adern. Ruhig wie ein ländlicher Bach ist hier der Umlauf der Säfte, und macht das Herz zu wahren Freuden empfänglich. Ich liebe dich, und du liebst mich: ist da die ganze Sprache der Liebe. Das Herz fühlt's, das Aug spricht's, der Mund erzählt's ohne Lüge, ohne Täuschung. — Balma war glücklich an Jacquers Seite, oft wandelten

delten sie des Nachts unter dunkeln Cypressen, und ihr Blick wandte sich zum Himmel, und betrachtete das Sternenheer, das über ihnen glänzte. —

O Balma! sagte Jacquer, wie doch der Herr groß seyn muß, der dieses alles erschaffen hat. Fühlst du nicht, Mädchen! was ich fühle, so etwas, das mein Herz gegen ihn hinzieht? Sieh Balma! ihm haben wir die Freuden der Natur zu danken, ihm hab ich deine Liebe zu danken, er hat dich so treflich gebildet, er gab dir das Herz, das mich liebt. Ja Jacquer! erwiederte Balma, ich fühle alles, was du fühlst. Komm, lieber Jacquer! wir wollen unsere Hände zum Himmel strecken, und ihm danken, daß er so ein guter Vater ist. Jacquer und Balma sammelten sich verschiedene Muscheln und Schnecken, und baueten aus selben unter Cypressenbäumen einen Altar, unter dem sie täglich am Morgen der Gottheit opferten. Wohlriechende Stauden zündeten sie an, und Blumen streueten sie umher, und beteten zum Himmel ein Gebeth, das ihnen ihr Herz sagte. —

Laß mir, sagte Jacquer einst, laß mir ein Thier erhaschen, Balma! ichs wills hieher bringen, und wir wollen es den Göttern schlachten. Nein er-

erwiederte Balma, lieber Jacquer! vergossenes Blut kann den Göttern nicht angenehm seyn. Sie, die die Geschöpfe zur Freude schufen, können nicht Freude an ihrer Zerstörung haben, dieses sind die Begriffe, sagte Balma, die ich mir von der Gottheit mache. Laß uns jedem lebenden Geschöpfe Gutes thun, dieses soll der Gottheit beweisen, daß wir gerne unsers Daseyns würdig wären. —

Eine Thräne stunde in Jacquers Auge, und eine Umarmung lohnte Balma edles Herz.

Eines Tages wandelten sie, entfernt von ihren Hainen, in einer öden Gegend unter Klippen und Gebüschen, und betrachteten die Reize der wilden Natur. Ein wimmerndes Gewinsel eines leidenden Geschöpfes machte sie aufmerksam, sie näherten sich, und eine verwundete weisse Bärin rang mit Schmerzen und Tod. An der Brust des sterbenden Thiers lag ein säugendes Junges. Jacquer eilte hinzu, zog den tödtenden Pfeil aus der Bärin Wunde, und wollte sie heilen, aber vergebens war seine Mühe, das sterbende Thier lohnte den gutthätigen Jacquer mit einem dankbaren Blicke. Es sah sein Junges noch an, denn sah es wieder auf Jacquer, als wollte es

ihm

ihm sagen, nimm dich des armen Geschöpfes an, das ich hinterlasse, weil du mich, guter Mensch! nicht mehr retten kannst. Die Bärin war todt, und Balma und Jacquer nahmen das junge Thier zu sich, und erzogen es mit Sorgfalt. —

Das anwachsende Thier vergaß auch ganz seine Wildheit, ward gesellschaftlich und gut, und war Jacquers und Balma's Freude. — Tausend artige Krümmungen und Sprünge ergötzten manchen Abend die Liebende, und es mangelte ihnen immer etwas, wenn ihre junge Bärin nicht bey ihnen war. —

Als Balma sich schwanger fühlte, bemerkte sie auch, daß ihre Bärin trächtig wäre. Das gute Thier verließ zwar manche Stunde lang ihre Gutthäter, gieng in Wald, aber kehrte jeden Abend wieder zu ihren Freunden zurück. —

Es war Zeit zu Balma's Entbindung, und wie schlug Jacquers Herz, die Stunde nahete sich, als Isogin gebohren ward, und Balma starb. —

Wer war untröstlicher als Jacquer! Ein Blick auf sein Kind, ein Blick auf seine sterbende Gattin zerrissen sein Herz, und marterten seine Seele. —

Warum

Warum hat mir dich die Gottheit entzogen? rief er auf, in dem Augenblick, wo du mir doppelt lieb wurdest. Balma! du giebst mir ein Kind, o Natur! und entreissest mir des Kindes Mutter. Warum ist denn der Tod in der Natur? warum die Trennung? mußte ich lieben um zu fühlen, was verliehren heißt? —

Ah! wie sanft war die Freude, die ich an Balma's Seite genoß! sie zu sehen, ihr zu sagen, daß ich sie liebte, war das herrlichste Glück meiner Tage, was will ich nun thun ohne ihr? einsam werde ich herumwandeln, wie der Elephant in Wäldern, seufzen, und vergebens seufzen, weil nichts im Stande ist, mir meine Balma wieder zu geben. —

Arme Balma! so rief Jacquer, und warf sich auf den todten Körper hin, und weinte heisse Thränen der Liebe. Erwache doch, sagte er, erwache! nur noch einen Blick auf Jacquer, ehe sich deine Augen auf ewig schließen, noch einmal schlinge deinen Arm um meinen Nacken, noch einmal schlage dein Herz an dem meinigen, noch einmal laß dir es sagen, daß ich ganz dein bin. Sieh doch! kannst du mich verlassen, in dem Augenblicke, in dem du mir ein Pfand deiner Liebe giebst, wenn du nicht mehr für mich leben

willst, so lebe für das Geschöpfe, das du der Welt gabst. —

O Natur, Natur! warum gabst du mir ein Herz fähig zur Liebe, die du so grausam die Herzen behandelst, die sich lieben. Vergebens waren Jacquers Seufzer, Balma erwachte nicht mehr. Als er sah, daß alles vergebens war, so warf er einen Blick auf sein Kind. Du bist noch allein; alles was mir übrig bleibt, sagte er, du unglücklicher Isogin! (so will ich dich nennen) dein Bild wird mich immer an deine arme Mutter erinnern, ich werde dich ansehen, trauriger Ueberrest meiner Liebe! werde über dich weinen, aber dich doch lieben. Denn sah Jacquer starr um sich. Auch du wirst sterben, rief er mit heiserer Stimme, du wirst sterben, du hast ja keine Mutter mehr, die dich nährt. Was soll ich anfangen! er nahm das Kind auf seine Arme, und benetzte es mit Thränen. Da Jacquer so weinte, so kam die weisse Bärin herbey, leckte seine Thränen aus seinem Auge, schmeichelte ihm mit ihrer Pfotte, und sah immer hinter sich, als wollte sie ihm etwas sagen. Jacquer warf einen Blick zurück, und sah, daß seine Bärin 2 Junge zur Welt brachte. Gutes Thier, rief Jacquer, sey du die Amme meines Isogin, nähre

ihn mit deiner Milch, und rette ihm das Leben, wie ich das deinige rettete. Jacquer legte das Kind zu der Bärin, und sie säugte es, und leckte es, und sah oft mit unverwandtem Blicke unsern Jacquer an, als wollte sie sagen: ich kann dir deine Gutthaten nicht besser vergelten. —

Seit dem Tod der guten Balma war Jacquer untröstlich, langsam verschwand sein Leben, wie der Schatten des Wanderers bey der untergehenden Sonne. Jacquer starb als Isogin noch kaum zehn Wochen alt war.

Nach Jacquers Tod nahm die gute Bärin ihre Jungen, und ihren Säugling, den Isogin, und trug sie fern von Menschen in eine Wildniß. Es war, als hätte sie sagen wollen, ich habe die Pflichten der Dankbarkeit erfüllt, nun behaupte ich wieder die Rechte meiner Freyheit. Jacquer erzog mich, und ich will Isogin erziehen. Vergebens bemühten sich Jacquers Freunde die Bärin auszukundschaften; alle Mühe war vergebens. — Balma und Jacquer wurden in eine Grube gelegt, und die Wilden pflanzten Cypressen und Pappeln um ihre Grabstätte.

In der Gegend, in die sich die Bärin mit Isogin flüchtete, hatte vor einigen Jahren ein Kauf-

Kaufmann Schifbruch gelitten. Der Unglückliche wurde von den Wellen verschlungen, nur sein Weib, die hoch schwanger war, rettete sich aus den Fluthen, und kam in diesen unbewohnten Ort, wo sie nach drey Tagen das liebenswür- digste Kind zur Welt gebahr. Es war ein Mäd- chen, und dieses Mädchen nannte die Mutter Celia. Drey volle Jahre verlebte hier die arme Kaufmannsfrau, abgesondert von aller menschli- chen Gesellschaft mit ihrem Kinde, als sie im Anfange des vierten Jahres die weisse Bärin zu Gesellschafterin bekam. Schicksal, Hang und Bedürfnisse fesselten diese Wesen an einander, und die weisse Bärin, Celia, ihre Mutter, Isso- gin, und die 2 junge Bärinen machten bald eine kleine Familie aus. Ganz erstaunt sah Celiens Mutter, wie die Bärin den jungen Issogin pflegte, und da gleiches unglückliches Schicksal den Un- glücklichen an Unglückliche kettet, so war Celiens Mutter dem jungen Issogin ganz hold, Celia und Issogin erwuchsen. Celia war ohngefähr 15 Jahr alt, als ihre Mutter starb. —

Schrecklich war der Verlust für Issogin und Celia, die nicht wußten, was sterben ist. War- um schläft denn die Mutter so lange? sagte Ce- lia. —

Isogin. Ich weiß es nicht Celia. —

Celia. Glaub mir Isogin, so lang schlief die Mutter noch nie, sie wird ja doch wieder aufwachen?

Isogin. Aufwachen! das hoffe ich; was würde aus uns werden, Celia! wenn die Mutter nicht mehr aufwachte? aber glaubst du wohl, Mädchen, daß man so immer fortschlafen könne.

Celia. Ich würde es nicht glauben, Isogin! aber ich hatte einen kleinen Vogel, den ich liebte, unendlich liebte, und da schlief er auch ein, und erwachte nicht mehr. —

Isogin. O Celia! wenn nun die Mutter nicht mehr erwachte, und du auch einst einschliefest, was würde aus Isogin werden? Geh Mädchen! wir wollen uns dort hinlegen, laß sehen, ob wir nicht auch einschlafen können, wenn du nicht mehr erwachst, so will ich auch nicht mehr erwachen. —

Celia. Aber Isogin! wenn wir alle einschliefen, was würde die gute Bärin machen, die dich erzog?

Isogin. O! die darf nicht allein bleiben, die muß auch mit uns schlafen, und wenn wir

denn

denn alle wieder erwachen, erwachen werden wir ja doch müssen, so wollen wir uns wieder des Lebens freuen.

Celia. Ja das wollen wir thun! die Mutter sagte mir oft, daß alle Menschen und Thiere auf lange Zeit einschlafen müssen, und daß sie nicht mehr hier erwachen, sondern in einem ganz andern Ort, wo es so schön ist, so schön als ich's dir nicht sagen kann. —

Isogin. O so freue ich mich ja recht zur Ruhe! wir sehen uns ja alle wieder.

Celia. Das wird wohl seyn, ohne dir, Isogin! möchte ich nirgends seyn.

Isogin. Und ich nirgends ohne Celia.

Hier küßten sich Celia und Isogin, und weinten, sahen die Mutter an, küßten sich, und weinten wieder. Ich weis nicht, sagte Isogin, was ich fühle, Celia! mir ist so wohl, wenn ich meinen Arm um deine Schultern lege, wenn ich mein Haupt an deinen Busen senke, so wohl ist's mir, daß ich immer so seyn möchte. Wenn ich weine, weinst du mit, wenn nur ich ganz du, und du ganz ich wärest, daß uns nichts trennen könnte. O Celia! warum sind wir denn zwey? zwey kann man trennen! wenn wir doch eines

wären: Siehst du, wenn die Mutter mit uns eins wäre, so schliefen wir nun auch mit ihr. —

Ah, Isogin! erwiederte Celia, und feurig hieng sie an seinen Lippen, und Kraft der Seele zur Einswerdung wirkte thätig in ihrem Herzen. Sie umarmten sich, und fühlten zum erstenmale, daß Umarmen Bestreben des im Körper gefesselten Geistes zur Einswerdung ist, so sahen sie ihren Körper als den Kerker ihrer Seelen an, und der heftige Trieb zur höheren Freyheit gab ihnen den Vorgeschmack von Fortdauer und Unsterblichkeit. — Weil nun die Mutter immer schläft, sagten sie, so wollen wir ihr eine Ruhestätte bauen. Sie sammelten Gesträuche und Moos, wanden Kränze mit Blumen, und warfen wohlriechende Kräuter auf den Leichnam.

Ganz Unschuld, ganz Natur war Celia — ganz Einfalt Isogin. Wie die ersten Menschen keimten sie auf und waren glücklich. Zufrieden mit dem, was sie aus der Hand der Natur genossen, kannten sie keine marternden Bedürfnisse. Die schmackhaften Früchte des Baumes waren ihre Nahrung — ihr Trank die reine, unverfälschte Quelle.

Am

Am Abend saßen sie oft an dem Ufer, und übersahen die unermessene Fläche des Meeres, und wähnten und dachten, daß auch dort Menschen wie sie seyn könnten.

Die aufgehende Sonne flößte ihnen Begriffe der Majestät der Gottheit ein, und ihr erwärmender Hauch, der die Blumen hervorrief, verkündigte ihnen, daß es ein allerhaltendes Wesen geben müsse.

Laß uns, sagte Celia einst, laß uns Jsogin! die schönsten der Blumen pflücken für den, der die Ursache von allen diesen schönen Dingen seyn muß. Ja, Celia! das wollen wir, erwiederte Jsogin, und weil du die Blumen pflückest, so will ich Meermuscheln holen, und glänzende Steine lesen, sie mit Reisern durchmengen, und da am Ufer eine Stätte bauen, auf der wir täglich Blumen und Früchte dem Wesen bringen wollen, das diese schöne Gegend gemacht hat.

Er sagte es, und schon stund der Altar. Celia brachte Blumen und Früchte, legte sie hin, sah ihren Jsogin an, und umarmte ihn. Ihr zum Himmel gewandter Blick, ihr edles Herz, das heftiger schlug, die stillen Ahndungen, die sie

 empfand,

empfand, waren ihr erstes Gebet, das sie zum Himmel schickte.

Was denkst du? liebe Celia! fieng Isogin an;

Celia. Ich bitte den, der uns das Leben gab, daß er dich erhalten möchte.

Isogin. Auch ich, Celia! habe ihn um deine Erhaltung gebeten. Was glaubst du wohl, Celia! daß dieses Wesen seyn muß?

Celia. Das kann ich dir nicht sagen, Isogin! aber gut — ohne Grenzen gut muß es seyn.

Isogin. Wer sagte dir das?

Celia. Mein Herz — mein Gefühl.

Isogin. Sieh, Celia! das ist die schönste der Blumen, die ich pflückte. Sie war für Celia bestimmt — nun will ichs ihm geben, dem Wesen, das wir lieben.

Isogin legte die Blume auf den Altar, und die Gottheit sah mit gütigem Blicke vom Himmel herab, und Engel trugen dieses Opfer der Unschuld zum Thron des Allmächtigen.

Das Herz des Menschen ist der wahre Tempel der Gottheit; in diesem hat der Ewige sein

Wohl-

Wohlgefallen. Was sind Rauchwerke, was Opfer dem Allmächtigen, wenn das Herz des Menschen daran keinen Antheil hat? — Der stolze König streut vergebens Weihrauch ins goldne Gefässe; Winde zerstreuen den Rauch, wie sein Gebet, das nicht bis zur Gottheit emporsteigt. Diese beschäftigt sich nur mit Einfalt und Unschuld, verachtet Hekatomben von Opfern, und sieht gnädig die Blume an, die ein redliches Herz auf den Altar legte.

Zwanzigmal erneuerte der Mond sein Licht über der Erde seit Celia's Daseyn, und achtzehn Frühlinge schmückten die herrliche Gegend seit der Zeit, als Jsogin lebte. Der Wink der Natur zur Freundschaft und Liebe führte auch dieses unschuldige Menschenpaar zu den heiligsten der Gefühlen. Sie liebten sich, und waren glücklich.

Unschuldige Liebe! du bist ein Geschenke der Gottheit; dein alles belebender Geist heiliget jedes Geschöpfe dem Vergnügen. Gottes Wonne ist dein Gepräge. Verkannt von Menschen findet man dich selten mehr in Städten; nur auf einsamen Inseln oder in niedrigen Hütten erneuert man noch deine Feste. In schattichten Hainen unter Blumen wird dein Andenken gefeyert,

da man deinen Tempel in Pallästen entheiliget, wo die Wollust deine Stätte besitzt, und Weihrauch annimmt, der einst, Göttliche! auf deinem Altar dämpfte.

O ihr Menschen! warum verkennet ihr so das herrlichste der Gefühle der reinen Liebe! — Sie strömt aus von dem, der uns schuf, und strömt wieder zu ihm zurück — zu ihm, der die Liebe ist. Alles ist herrlich mit ihr; alles elend ohne sie. Sie ist die Kette, die das niedrigste Erdengeschöpf stuffenweis bis an Menschen kettet — den Menschen an Engel, den Engel an Gott; — eine Kette, in der jedes Glied zum Ganzen gehöret; die zur Einswerdung hinzieht; — in der ich du, und du ich wird — und ich und du, ein Mittelpunkt der reinsten Liebe, in der Gottheit sich unzertrennlich vereint.

Isogin und Celia genossen sie, die Freuden dieser Liebe; allein ihre Glückseligkeit störte ein unglücklicher Tag auf ewig, an dem ein Schif an das Ufer landete, wo sie wohnten.

Ein spanischer Kaufmann kam in diese Gegend. Sein Schif lag schon drey ganzer Tage lang vor Anker, als einige seiner Leute den dritten

ten Tag ans Gestade schiften, und den Ort besehen wollten, der so mahlerisch schön vor ihnen dalag.

Isogin und Celia sassen am Ufer, und betrachteten schon lange dies wunderliche Gebäude, das so prächtig in der See schwankte, als sich ein Kahn ihrem Gestade nahete, und sechs Spanier ans Land tratten.

Beym ersten Anblick dieser Menschen warfen sich Celia und Isogin zu Boden, und glaubten erst, daß es die Gottheit selbst wäre, die vom Himmel herabstieg. Nach einer Weile erhollten sie sich von ihrer Verwunderung, und wurden vertrauter, als ihnen die Fremden freundlich begegneten.

Die Spanier waren nicht minder erstaunt eine so schöne Gestalt, wie Celia, zu finden, und verwunderten sich über die Ungezwungenheit des Mohren, der in seiner Art nicht minder schön war. Schon berechneten sie den Gewinn, den sie aus diesen beyden Menschen ziehen könnten, und vergassen die schöne weisse Bärin im geringsten nicht in ihrem Calcul.

Ihr seyd nun unser, sagte einer von den Spaniern, und legte ihnen Fesseln an, und Celia und Isogin reichten willig ihre Hände

dar,

bar, und glaubten, daß diese Fesseln ein Geschenke wären.

Bald sprachen sie auch mit den Spaniern, denn Celia's Mutter war eine Spanierin, und wenn ihre Mundart gleich an Celia höchst unvollkommen übergieng, so sprach Celia doch so, daß man sie verstehen konnte.

Ihr werdet uns doch nichts Böses thun? sagte Celia; ihr sehet ja so gut aus, und wir haben euch ja auch nichts zu Leide gethan. Sorgt euch nicht, sagte einer von den Spaniern, und schleppte Isogin vom Gestade, der immer sorgfältig um Celia umsah.

Sie waren im Schiffe, und Isogin und Celia und die weisse Bärin segelten schon weit in der See, entfernt auf ewig von dem Wohnorte ihrer Glückseligkeit.

Isogin kehrte noch traurig sein Auge nach der verlassenen Gegend, und eine Thräne fiel auf Celias Hand, die er immer an sein Herz drückte.

Was fehlt dir? Isogin! sagte Celia; du weinst. —

Isogin. Ich weis nicht, Celia! warum mir so schwer um's Herz ist? — Mir war noch

nie-

niemals so; mir ahndet so was, das ich dir nicht sagen kann.

Celia. Glaubst du, Isogin! daß uns was Böses begegnen könnte?

Isogin. Ich fürchte, Celia! Sie, Liebe meiner Seele! sieh die Menschen, die da am Ruder ziehen; sie sind Menschen, wie sie, und werden ganz anders behandelt. Ich fürchte — ich fürchte, Celia! — — und diese Ketten — —

Celia. Sind kein Geschenke der Liebe, Isogin! Schon fühle ich ihre Last; aber gern will ich sie tragen, wenn nur du bey mir bleibst, Isogin! du mußt dich von mir nicht trennen lassen.

Isogin. Trennen! — Nein! bey der Gottheit nicht, die wir ehrten, trennen sollen sie mich von Celia nicht.

Hier schwieg Isogin und tiefer Kummer bemächtigte sich das erstemal seines Herzens; er lehnte sein Haupt auf Celiens Schultern, und die Liebenden sprachen wenig mehr, so lang sie auf ihrer Seereise waren; nur sahen sie sich sehr oft an, und weinten.

Die

Die Spanier kümmerten sich nicht viel um dieses leidende Paar, und schiften glücklich mit ihrer Beute in den sicheren Haven. Als sie dort ans Land traten, so waren eine Menge von Menschen am Gestade, die die Neugierde reitzte, das anlandende Schif zu sehen. Isogin, Celia und die weisse Bärin wurden aus dem Schife geführt, und Tausende der Menschen umzingelten diese Seltenheiten.

Don Serpino war einer der reichesten in der Gegend. Er hatte eine Thier-Menagerie, dergleichen selten eine in Europa war.

Sein Blick fiel sogleich auf die weisse Bärin, und er both eine ansehnliche Summe für sie. Der Kauf wurde richtig, und man gab ihm die Bärin. Don Spintos, ein Reicher von Adel, wollte Celia kaufen, und handelte sie um tausend Piaster ein. Isogin stund da, wie eine Bildsäule aus schwarzen Marmor. Er wußte noch nicht, was er aus alle dem machen sollte, bis man endlich Celia und die weisse Bärin fortführen wollte: da erwachte das Naturgefühl in seinem Herzen; er zerriß seine Ketten, und mit funkelnden Augen stürzte er Serpino und Spintos zu Boden, bemächtigte sich seiner Celia und seiner Bärin wieder, und fieng so zu ihnen an:

Barbaren! welche Rechte habt ihr auf Celia? — Welche Rechte auf dies arme Thier, das mich erzog und ernährte? — — Stehen gleich tausende von euch umher, die mich tödten und morden können, so scheue ich doch euren Mord und euren Tod nicht, denn nichts soll mich von Celia trennen können, und von diesem armen Thiere, das Mutterstelle an mir vertrat. — Wagt's! ich biete euch Trotz — wagt's, mir diese Geschenke der Natur zu entreissen, und ihr sollt fühlen, was beleidigte Liebe, was beleidigte Menschheit in dem Herzen desjenigen vermag, der keine andern Gesetze, als die der Natur kennt.

Ungeheuer! ist das der Lohn unsrer Gastfreundschaft? — Wie Götter haben wir euch empfangen; die schönsten der Blumen pflückte euch meine Celia; die schmackhaftesten Früchte reichte euch Isogin zur Labung dar, und ihr mißhandelt uns wie Feinde an euren Ufern. — Mit Tygern muß sich der Naturmensch vermischt haben, als er nach Europa kam, und Wölfe müssen eure Mütter geschändet haben, weil sie solche Kinder, wie ihr seyd, der Welt gaben. Welche Rechte habt ihr auf Celia? Welche Rechte auf meine gute Bärin? — Hat die Stimme der Natur und des Herzens

bey

bey euch noch einen Werth, so höret mich — höret meine Rechte, die sie mir gab, und habt ihr heiligere als ich, so will ich euch Celia und meine Bärin abtretten.

Erstaunt stund das Volk um den zörnenden Mohren, und voll von Erwartung hörte man ihm zu.

Celia ist meine Geliebte, fuhr er fort. Unglück und Schicksal ketteten unsere Herzen an einander. Die Gottheit billigte unsere Liebe, denn sie lohnte unsere Tage mit stillem Vergnügen. Kein Kummer runzelte unsere Stirne; keine Sorge kränkte unser Herz, ehe ihr Barbaren ans Ufer tratet, wo wir glücklich waren — glücklich noch seyn würden. Diese weisse Bärin vertrat Mutterstelle an mir, und wenn euch der Name Dankbarkeit unbekannt ist, so lernet von mir, was sie sey. Ich werde die Kindespflichten gegen dies Thier beobachten, das mir Mutter war, so lang ich lebe. Es soll nie von meiner Seite kommen; ich nie von der seinen. Tödten werdet ihr uns können, aber trennen — das soll euch unmöglich seyn.

Das Gefühl, das in meinem Herzen ist; die Kühnheit, die ich fühle und die Stärke, der ich mir beym geringsten Gedanken bewußt bin,

sagt

sagt mir, daß dieses heilige Gesetze der Natur sind; — daß ich Celia ewig lieben muß, und ewig lieben werde, und daß meine weisse Bärin immer die gegen mich seyn wird, der ich mein Leben schuldig bin.

Habt ihr heiligere Ansprüche, stärkere Rechte, so trettet auf! —.

Um euertwillen soll ich Natur und Liebe vergessen! — um euertwillen, die ihr euch, wie schändliche Räuber in eine Insel gewagt habt, die noch nie ein Bösewicht entheiligte, ehe ihr das heilige Ufer schändetet! — Euren Eigennutz zu befriedigen, soll ich meine Bärin verkaufen lassen, und meine Celia hingeben! — — Die Bärin ist mein, und Celia ist mein; die Natur gab sie mir; meine Ansprüche gründen sich auf sie; die eurigen kennet die Natur nicht, denn euer Recht nennt sich Gewalt.

Alles, was ich um mich her sehe, verkündigt mir, daß ihr längst treulos an der Gottheit und an der Natur waret. Eure Speisen, eure Kleidungen, eure Schwerder — alles verkündigt eure Verrätherey. Die Natur erkennt euch nicht mehr als ihre Kinder, denn ihr habt eure Mütter vergessen; ihr seyd Muttermörder an ihr ge-

worden, und habt sie verstümpelt, daß sie nicht mehr zu kennen ist. Führt uns in unsere Insel wieder zurück, denn die Natur gab euch kein Recht, uns unglücklich zu machen. Führt uns zurück; wo nicht, so stürzet uns in die See, und die stürmischen Fluthen werden wohlthätiger als ihr seyn, und werden uns entweder dem Ort wieder geben, wo wir herkamen, oder auf ewig unsere Augen schließen, ohne uns zu trennen.

So sprach Issogin, und drückte Celia und seine Bärin ans Herz, und sah feurig um sich her, wie ein Löwe, der an der Seite seiner Löwin und seiner Jungen steht.

Man erstaunte an der Kühnheit des Mohren; allein die Stimme des Eigennutzes übertäubte die Stimme der Vernunft, und die Gesetze der Gewalt die Gesetze der Natur. Man bemächtigte sich des Mohren, und entriß ihm Celia; allein Issogin vertheidigte sich, raubte dem nächsten, der bey ihm stund, das Schwert, tödtete den Räuber, und wüthete umher, wie ein Rasender, bis er endlich ermüdet und von Wunden überhäuft an der Seite seiner Bärin, die ebenfalls im Gemenge tödtlich verwundet wurde, zu Boden sank.

Blut strömte aus seinen Wunden; Celia lag ohnmächtig in der Ferne, Spintos ihr Käufer war getödtet, und niemand nahm sich ihrer mehr an, als Don Carlos, ein edler Mann, der Gefühl und Herz besaß. Er ließ die Unglückliche auf seinen Pallast bringen, und gebot ihr mit aller Ehrfurcht zu begegnen.

Die Kühnheit des Mohren machte eine ganze Gährung unter dem Volke. Einige vertheitigten Isogin; andere den Kaufmann, und das gab Ursache, daß die gegentheiligen Anhänger der Meinungen zum Streit kamen. Sie wurden handgemein, und gegen fünfzig Menschen blieben todt auf dem Ufer. Der arme Isogin wurde als das Haupt dieser Aufruhr angesehen; er wurde in Fesseln gelegt, und in Kerker geschleppt.

Mittlerweile, als Isogin im Gefängnisse schmachtete, war Celia in Don Carlos Pallast. Dieser edle Spanier hatte ein wohlthätiges Herz, und einen Geist, der von allen Vorurtheilen frey war. Alle Mittel wurden angewendet zu Celiens Erholung. Bleich wie eine Lilie lag sie da, und ungeheuchelte Unschuld thronte an ihrer Stirne. Sie öfnete ihr Auge, sah umher, und ihre Wange röthete allgemach, wie die Narcisse beym Wiederschein der Morgenröthe.

Wo ist Isogin, sprach sie, mein Geliebter?

Härme dich nicht, gutes Mädchen! sagte Don Carlos; es wird für ihn, wie für dich gesorgt werden. Denke nur auf deine Erholung — dein Glück laß mich besorgen.

Celia. Wer bist du, der du so gutthätig bist? Bey dir möcht' ich wohl wohnen. Komm, rufe Isogin, wir wollen beysammen bleiben.

Don Carlos. Das wollen wir auch, gütes Mädchen — — O wie ganz Unschuld, wie ganz Liebe ist sie! — —

Hier machte Don Carlos eine ernste Ueberlegung. Die Natur, sagte er, bildet doch die Menschen edler als alle Erziehung: das will aber auch heißen, unverdorbene Natur. In Staaten kennen wir dieses Wort selten mehr. Verdorben sind unsere Säfte, und Laster erben sich schon im Geblüt, und pflanzen sich vom Vater zum Sohn bis zum späten Enkel. Tugend ist in der simplen Natur; Laster entstehen erst durch Kunst. O wie elend ist unser Zustand, wenn wir ihn gegen Einfalt und Unschuld halten! — —

So träumte Don Carlos, und Celiens schlummernde Schönheit hatte die mächtigsten Reitze für sein Herz, das ganz für sie schlug. —

Was

Was wollte ich thun, sagte er zu sich selbst, wenn Celia mein wäre! — Glücklich müßte man an ihrer Seite gewiß seyn, doch fern sey von mir der Gedanke! Sie liebt Jsogin; — mein Geschäft sey nur, sie glücklich zu machen und ihren Geliebten zu retten.

Dann stund er wieder eine Weile vor Celien, und sein Auge weidete sich an ihren Wangen, und konnte sich nicht satt sehen.

Celia erwachte wieder, und ihr schönes Auge öfnete sich wie der blaue Azur des Firmaments, den eine weiße Wolke verdeckte. Ihre Lippen waren wie zwo Korallen, die der Schaum des Meeres im Sturm verhüllte; lächelnd enthüllten sich ihre Zähne wie Perlen, die neidisch noch halb von der Schaale bedeckt sind. Ihr Blick wandte sich zum Himmel, und ihre weiße Hand streckte sich nach ihren Gutthäter aus. Sie sah ihn an, und eine Thräne fiel wie der Thau am Morgen auf Carlos Hand, die Celia an ihren Busen drückte. Heftig schlug ihr Herz, und ihre ganze Sprache war — Jsogin! —

Binnen der Zeit, als Celia bey Carlos war, schmachtete Jsogin im Kerker. Traurig staunte

sein Auge die Mauren an, die ihn einschlossen. Er betrachtete die Bande, die ihn fesselten, und wußte nicht, was er aus alle dem machen sollte, was er sah, was ihm begegnete. Der erste Gedanke, der in seiner Seele aufstieg, war Zweifel, ob die Geschöpfe, die ihn so behandelten, auch Menschen wären.

Ihre Bildung, sagte er, ist zwar Celien sehr ähnlich; sie sind weiß, wie sie ist — aber ihr Herz — — nein! das ist Celiens Herz nicht. Weil er so dachte, wurde er vom Kerkermeister zum Verhör gerufen. Ein dicker phlegmatischer Richter wartete seiner; ein Mann, der schon hunderten das Todesurtheil sprach, ohne daß je eine Thräne in sein Aug stieg. Mit Freymüthigkeit näherte sich Isogin seinem Richter, der gar keine Begriffe hatte, was Richten, was Verurtheilen ist.

Wer bist du? fieng Selpanos an; so hieß der Richter.

Ein Mensch, erwiederte Isogin, wie du; gebohren zum Genuß und zur Freude; erschaffen von dem, der dich erschuf, und erhalten von der Natur, die dich nährt.

Selpanos. Weißt du die Ursache deines Verhafts?

Iso-

Isogin. Die weis ich nicht.

Selpanos. Hast du dich keines Verbrechens schuldig gemacht?

Isogin. Wenn ich diese Frage beantworten soll, so sage mir ehevor, was Verbrechen ist.

Selpanos. Verbrechen ist, den Gesetzen zuwider handeln, Aufruhr im Volke zu machen, und Unglück zu verursachen.

Isogin. Wenn das Verbrechen ist, so weis ich mich keines Verbrechens schuldig. Ich handelte den Gesetzen der Natur und meines Herzens niemals entgegen; ich vertheidigte sie vielmehr, und der Beweis davon sind meine Wunden. Höret mich, Selpanos! ich bin ein Naturmensch; kenne eure Gewohnheiten, euer Herkommen, eure Gesetze nicht; aber etwas ist in meinem Herzen, das mir sagt, daß ich meine Denkart nicht um die eurige vertauschen wollte. Aber sage mir, wer bist denn du, der du mich so fragst?

Selpanos. Ich bin dein Richter.

Isogin. Was will das heißen?

Selpanos. Ich bin der, den die Gottheit und der König aufgestellt haben, Recht

und Unrecht zu untersuchen, den Bösen zu bestrafen, und den Guten zu belohnen.

Isogin. Der bist du? — Nun wohl mir! So flehe ich zu dir um Gerechtigkeit und Rache der beleidigten Natur. Ich lebte in einer öden, verlassenen Insel glücklich, genos Freuden der Natur an der Seite meiner Celia; da kamen Ungeheuer an unser Ufer, rissen mich aus den Armen der Natur nahmen mir meine Celia, meine weiße Bärin, die mich nährte, und alles, was mir theuer war. Wenn du der Mann bist, dem die Gottheit die Gewalt gab, die Bösen zu strafen, so strafe die, die mir meine Celia raubten.

Doch nein! strafe sie nicht. Wenn je ein Menschenherz in ihrem Busen schlägt, so muß sich ja ihr Gefühl rühren, und ihre Seele ihnen Vorwürfe über die Beleidigungen machen, die sie mir zufügten.

Unermessene Räume trennten uns voneinander; ich war glücklich, kannte euch nicht, verlangte euch nicht zu kennen, und ihr reißt mich aus dem Schooße der Ruhe, und liefert mich dem Verderben. O du! wenn du je eine Thräne der leidenden Menschheit geweint hast, erbarme dich des armen Isogin, und gieb mir Celien wieder.

Selpanos. Welches Recht hast du auf Celien?

Isogin. Welches Recht, fragst du? Sie ist meine Geliebte, ist mein Weib.

Selpanos. Dein Weib, Elender! — Wer gab sie dir zum Weibe? Wer verheurathete euch?

Isogin. Gott und die Natur gaben mir Celien zum Weibe, und unsere Herzen waren die Bande unserer Liebe.

Selpanos. Nach den Gesetzen unsers Landes ist deine Heurath nicht gültig; Celia kann dich ohne Vorwürfe verlassen.

Isogin. Mich verlassen? — Nein, das kann Celia nicht. Sterben wird sie, aber nie ihren Isogin verlassen. Ach Selpanos! in welchem barbarischen Lande wohnet ihr? Sind denn bey euch die Triebe des Herzens, die Triebe der Natur nicht heilig? Ist nach euren Gesetzen nicht die mein Weib, die mich liebt, die ich wieder liebe? Sind Freundschaft, gegenseitiges Wohlwollen nicht die Bande, die uns fetten? und sind die Schwüre unsers Herzens nicht so heilig als die eurigen? Sagt, was soll ich thun, das Celia auch in eurem Lande mein Weib ist? ich will mich gerne euren Gewohnheiten unterwerfen.

Selpanons. Du willst dich gerne den Gewohnheiten des Landes unterwerfen, sagst du? Du mußt, denn du bist Sklave.

Jsogin. Was heißt dieser Name?

Selpanos. Du bist das Eigenthum des Mannes, der dich eroberte; er kann mit dir machen, was er will; dich verkaufen, verschenken, tödten.

Jsogin. Wer gab ihm dieses Recht? Recht! — Was Recht! eine Lüge ist's, eine Lüge der Gewalt, nicht Recht. Recht ist das, was mir mein Herz, was mir die Natur sagt, und mein Herz sagt mir, daß ein jeder Mensch ist; daß ich meinem Bruder nicht thun soll, was ich nicht will: das sagt mir mein Herz, und wenn das eurige euch andere Dinge sagt, so glaubt mir nur, es ist eine Lüge.

Selpanos. Vernünftle nicht zu viel, Armseliger! Du hast den Staat und die allgemeine Sicherheit beleidigt; du bist dein Leben durch verurtheilt zur Galeere.

Jsogin wurde in den Kerker zurückgeführt und nach einigen Tagen auf die Galeere gebracht. Die weiße Bärin verließ seit der Zeit, so sehr verwundet sie war, die Thüre des Gefängnisses nicht, und als man Jsogin nach den Haven führ-

führte, folgte sie ihm bis ans Ufer. Da warf sich Isogin zu Boden, streckte seine Hände zum Himmel, und rief um Barmherzigkeit; doch vergebens; Henkersknechte peitschten ihn mit Stöcken auf, rissen die Bärin aus seinen Armen, und warfen ihn mit Gewalt in die Galeere, und segelten fort, ohngeachtet aller seiner Thränen. Die weiße Bärin sprang in die See und schwamm so lange dem Schiffe nach, wo Isogin war, bis sie ermüdet untergieng, und im Grunde sank.

Don Carlos schickte täglich im Kerker, und erkundigte sich um Isogin, und Selpanos, der seiner Gutthätigkeit lachte, täuschte ihn immer, bis Don Carlos erfuhr, daß der arme Isogin fort war.

Diese Nachricht war schmerzend für Carlos Herz; er fürchtete alles für Celien; doch faßte er sich wieder, indem er sich entschloß, den König von der Sache zu benachrichten. Täglich brachte er die meisten Stunden bey Celien zu, und schwatzte ihr immer von ihrem Isogin vor, tröstete sie, und weinte manchmal lang mit ihr. Endlich war es vergebens, ihr länger ein Geheimniß zu verhüllen, das vielleicht Celien das Leben kosten würde. Sie drang so

sehr

sehr in Carlos um ihren Isogin zu sehen, daß ihr endlich Carlos das traurige Schicksal Isogins entdeckte.

Celia weinte nicht; sie heftete ihren Blick starr zur Erde, und ganze Tage lang entfloh ihrem Munde weder ein Seufzer, noch entfiel ihrem Auge eine Thräne; nur drückte sie oft Carlos bey der Hand, und gebährdete sich manchmal wie eine Wahnwitzige.

Celiens Schmerz marterte den guten Carlos, und er hätte die Hälfte seiner Tage gegeben, denn er liebte sie.

Alles, was erfinderische Liebe vermag, erdachte Carlos, um Celiens Schmerzen zu zerstreuen; aber vergebens waren seine Bemühungen. Manchmal in Mitte der Freude sank Celia hin, und weinte die bittersten Thränen ihrem armen Isogin. O Carlos! sagte sie einst, wie ganz glücklich wäre ich, wenn Isogin so bey mir wäre, wie du. Weißt du, Carlos! nach Isogin bist du mir der liebste der Sterblichen; wenn wir nun alle drey beyeinander wären, wie wollten wir des Lebens Freuden genießen. Ich liebte Isogin und dich, Isogin liebte dich und mich, und du liebtest mich und Isogin; denke, welche Wonne, welche Seligkeit!

Carlos. Du denkst es so, gutes Kind! allein glaub mir, Isogin würde minder glücklich seyn, als du dir einbildest, wenn du auch mich liebtest; er würde eifersüchtig seyn, denn die Männer wollen nur die Besitzer eines einzigen Herzens seyn, ohne diesen Besitz zu theilen.

Celia. Das mag bey euch seyn, aber Isogin ist gewiß nicht so. Sieh doch die Natur an, sie ist nicht geizig; niemand hat ein ausschließendes Recht in ihrem Gebiete. Ich wollte so viele lieben, so unendlich viele, die dir und meinem Isogin gleichten; jeden wollte ich lieben, und doch keinen mit Vorzug, und wenn ihr alle wirklich gut wäret, so müßte es euch ja lieb seyn, denn wir alle wären doch nur eines.

Carlos. Du bist ein wunderliches Mädchen, und kennst dich und die Menschen noch nicht. Glaub mir, Celia! die Sache verhält sich ganz anders; unsere Mädchen sollten nur einen Gegenstand lieben.

Celia. Geschieht es aber nun auch?

Carlos. Das ist freylich eine andere Frage.

Celia. Ha! da siehst du, daß die Sache nicht in der Natur ist.

Carlos. Celia, warum nicht?

Celia. Es müßte ja sonst geschehen.

Carlos. Du unterscheidest Liebe und Freundschaft nicht, Mädchen! Liebe schränkt sich nur auf einen Gegenstand ein; Freundschaft umfaßt mehrere: wenn du nun wieder in deine Insel zurück müßtest, und dürfte dich Jsogin oder Carlos begleiten; wen würdest du wählen? —

Celia. Jsogin! aber du verzeihst mir; ich bin dir doch auch gut.

Carlos. Wenn es nun aber auch von deiner Wahl abhienge, einem von uns das Leben zu retten; wenn würdest du den Vorzug geben, deinem Jsogin, oder mir?

Celia. Beyde müßtet ihr leben.

Carlos. Wenn du aber unmittelbar wählen müßtest?

Celia. So wollte ich für euch sterben.

Carlos. Wenn aber auch das nicht seyn könnte?

Celia. So stürben wir alle miteinander.

Carlos. Edles Kind! wie schön ist die Unschuld in der ungeheuchelten Natur.

Carlos hatte tausend Unterhaltungen mit seinem naiven Mädchen, und viele Grosse besuchten ihn, um Celien zu sehen. Da sie schön und reizend war, so zog sie das Aug des Wollüstlings bald auf sich, und Piedro Danaltos, ein reicher aber unverschämter Mensch wandte alles an, um Celien zu erobern.

Es giebt Menschen, die, wenn sie reich und von Adel sind, sich einbilden, daß jedes Mädchen, wie eine Waare, ihnen eigen seyn muß. Sie sind wie die Raupe im Garten, schleichen nach jeder aufkeimenden Blume, und Genus ist ihr Wunsch. Denn welkt die weggeworfene Blume, und der Gärtner sieht sie mitleidig an, und eine Thräne steigt in sein Auge; weinend ruft er auf: Ach! wie Schade ist's für die Blume, daß sie die Hand eines Wollüstlings gepflückt, der sie sah, und wegwarf.

Don Carlos, der einen edlen Charakter hatte, und nichts Böses von Piedro vermuthete, gestattete ihm öfters Zutritt zu Celien, Piedros aufwachende Gelüste vermehrten sich jeden Tag, und er brütete über ein Unternehmen, darüber es der Menschheit schauderte, ehe sein Gedanke zum Werk ward.

Carlos

Carlos erlangte vom König Isogins Freyheit, und schon erwartete er ungeduldig den Tag seiner Ankunft. Er wollte Celien überraschen, entdeckte dem bösen Piedro seine Absicht, und erklärte sich, daß er Celiens und Isogins Glück besorgen wolle.

Isogin kam an und am Ufer erwartete ihn schon Piedro. Gleich bey seiner Ankunft gab er sich als seinen Befreyer aus. Ich, guter Mohr! sagte er, hab dich dem Elende entrissen, in dem du warst. Weißt du wohl, daß der boshafte Don Carlos die einzige Schuld deines Unglückes ist? Er raubte dir Celien, er ist die Ursache, daß man dich auf die Galeere brachte — er, der Unmensch! — Isogin! wenn du Celien sehen würdest, wie unglücklich sie ist, du würdest dich der Thränen nicht enthalten. Aber weißt du was; räche die Bosheit, wenn du Celien wilst, rette sie aus den Ketten des Barbaren; hier hast du einen Dolch — du verstehst mich. Tödte ihn, ich will dich schützen. So sagte Danaltos, und führte Isogin bis an Carlos Pallast. Eben wollte dieser Celien ans Ufer führen, als der Mohr an der Schwelle des Pallastes mit funkelnden Augen stund. Carlos erblickte ihn, eilte mit offenen Armen auf ihn zu, und der Betrogene stieß den Dolch in Carlos Herz, und

tödtete

tödtete seinen Wohlthäter. Was thust du, Unglücklicher! schrie Celia; du tödtest den, der dir die Freyheit, der dir Celien wieder gab. Don Carlos ist dein Freund.

Mein Freund! schrie Isogin, hat er dich denn nicht unglücklich gemacht? —

Celia. Unglücklich? — Er hat mir ja dich wieder gegeben, er hat dich losgekauft.

Da stürzte Isogin auf Carlos hin, und Celia überhäufte mit Küssen den sterbenden Carlos.

Don Piedro kam bey dem Lärmen herbey, lachte heimtückisch unter der Thüre des Pallastes, denn er war schon lange Carlos Feind. Es ist nothwendig, daß man sich des Mörders bemächtige, sagte er. Isogin wurde wieder in Kerker gebracht, und Celiens versicherte sich Piedro. Don Carlos wurde auf sein Zimmer getragen, und Aerzte eilten herbey ihn zu retten.

Mensch in der Gesellschaft! Wer bist du doch! zu welchen Schandthaten bist du nicht aufgelegt! um deine Leidenschaften zu befriedigen, um deine Plane auszuführen, ist dir nichts heilig in der Natur. Wer ist der Mörder, Isogin oder Piedro? Unter dem Schein der

Freundschaft bemächtigt sich der Listige einer arglosen Seele, und braucht die Einfalt zum Mord und die Unschuld zum Verbrechen. Was will aber auch das sagen? Isogin, er ist ja nur ein Mohr — ja wirklich ein Mohr, schwarz wie die Nacht, und doch weiß wie eine Lilie, wenn dieser Ausdruck das Bild einer guten Seele malt. Eure Haut ist weiß, Europäer! und eure Seele schwarz. Gewohnheiten und Laster verunstalten euch, und drücken das Gepräge der Hölle an manche Stirne.

Naturmensch, Isogin! du bist meinem Herzen werth; komm in die Arme der Ruhe, laß michs fühlen in einer einsamen Gegend wie edel die Bestimmung des Menschen ist, und wie abscheulich ihn das Laster in Städten verstaltet hat.

Arme Celia! was wird aus dir werden? Piedro ist nicht Carlos, deine Thränen werden keinen Eindruck auf ihn machen, er wird nicht dich lieben, sondern nur sich selbst, und du wirst das Opfer seiner Gelüste seyn. — — Ja, sie wäre es gewesen, wenn nicht die Gottheit für sie gesorgt hätte.

Carlos erholte sich wieder, und die Aerzte setzten ihn bald durch ihre Sorgfalt außer Lebens-

gefahr.

gefahr. Sein erster Gedanke, als er wieder zu sich kam, war Isogin, war Celia. Krank noch, wie er war, ließ er sich zum König tragen, und erzählte ihm mit Thränen Piedros abscheuliche That. Er erhielt Isogins Freyheit und Piedro wurde vom Hofe verstossen. Carlos, als er wieder vollkommen hergestellt war, verließ die Stadt, lebte mit Isogin und Celia auf dem Lande, war ihr Freund und besorgte ihr Glück. Uneigennützig und edel wie er war, kannte er keine andere Freude, als Isogin und Celien glücklich zu sehen. Er selbst unterrichtete sie in der Religion, und lehrte sie grosse Begriffe von der Gottheit. Er starb in Isogins und Celiens Armen, und sein letztes Wort an seinen Freund war noch: **Wir sind alle Menschen, alle sind wir Brüder.**



Marie, die Jüdinn.

Eine Erzählung.

Der Abend dämmerte nach einem sehr schwülen Sommertage, und die Natur freute sich des kühlenden Westes, der die matten Fluren erquickte. Angenehm säuselte der Zephyr im Laube, und Wohlgerüche von Blumen verbreiteten sich durch seinen zarten Fittig. Der Freund guter, zärtlicher Herzen, der sanfte Mond streute angenehm sein melancholisches Licht über die Gegend, und die Nachtigall feierte sein Daseyn durch das lieblichste der Concerten.

Abraham Windisch, ein redlicher Jude, saß in seiner Gartenlaube und genoß die Freuden des

kühlenden Abends. Marie, seine Tochter war bey ihm; ihr Arm umschlang den gebeugten Nacken des Alten, und eine Thräne netzte sein Silberhaar, das wie der Schnee beym Mondenlicht glänzte.

Mitleidig sah der Alte seine Tochter an, und stille Ahndungen für die Zukunft kümmerten sein Herz. Er seufzte und sah öfters zum Himmel. Seufzet doch nicht, lieber Vater! sagte Marie; ihr zerreisset mein Herz; was fehlt euch denn, daß ihr euer Auge so zum Himmel wendet? Euer Herz schlägt, Vater! — Laßt euch die Thräne von eurer Wange küssen, auf der sie zittert.

O Marie! erwiederte Windisch, ich bin alt, und fühle meine Entkräftung, bald werde ich den allgemeinen Tribut der Menschheit zahlen; bald wird Abraham nicht mehr seyn. Ich zittere nicht, liebe Marie! für den Augenblick, der mich zu meinem Vater ruft, denn ich habe mit Gottesfurcht vor dem Herrn gewandelt. Aber dich zu verlassen, liebe Marie! dich, die du die Freude meines Alters bist — das kömmt mich schwer an.

Marie. Lieber Vater! Die Gottheit wird euch noch lange für eure Marie erhalten.

Abraham. Ihr heiliger Wille geschehe, Marie! Wenn die Menschen nicht so böse wären, so würde ich weniger für dich zittern. Du bist jung, Mädchen! und bist schön, und daher tausend Gefahren mehr ausgesetzt. Jugend und Schönheit sind gefährliche Feinde der Mädchen. Ich kannte manches sanfte Geschöpf, das unschuldig wie die Rose blühte; da kam ein Bube, riß die Rose vom Stock, und entblätterte sie vor der Zeit.

Marie. Der Himmel wird mich schützen. Ihr wisset doch, Vater! mein Herz ist nicht böse; ich gehorchte euren Grundsätzen — —

Abraham. Freilich nicht böse; gut ist dein Herz, Marie! und eben darum sorge ich für dich. Jedes gute Herz hat seine Schwäche; das gute Herz wird gern betrogen; das gute Herz betrügt sich gerne selbst; — wenn nur die Folgen dieses Betrugs nicht allemal so traurig wären. O Marie! Alter und Erfahrung lehren uns viele Sachen auf dieser Welt. Es giebt Umstände, wo eine abgestählte Seele dem Menschen nöthig wäre; die rauhen Winde verträgt die Rose nicht.

Marie. Lieber, theurer Vater! die Gottheit, die über uns alle wachet, die hört es, daß

ich

ich euch schwöre, euren Lehren treu zu seyn, die ihr mir von Jugend auf beygebracht habt; ich will mit Furcht und Liebe vor dem wandeln, den ihr mich gelehrt habt anzubethen.

Abraham. Gutes Kind! der Vater aller Menschen lohne deinen Gehorsam, deine Liebe! —

Marie war das beste Mädchen; rein wie die Taube, und unschuldig wie das Lamm. Die Unschuld erhöhte ihre Schönheit, und die Einfalt der Natur adelte ihre Reitze. Ihr Aug war schön, wie das Aug einer jungen Lerche, die sich zum erstenmal himmelan hebt, und der Gottheit ihr Lied singt; und ihr ganzes Wesen war einer Blume ähnlich, die unter der Obsorge des Gärtners aufwuchs.

Marie war fünfzehn Jahre alt, als Hayum Gabriel bey ihrem Vater um sie warb. Gabriel war ein guter Junge; er wurde von jedem geliebt, denn er war dienstfertig und redlich. Marie war ihm schon lange hold, und oft sagte sie schon zu ihrem Vater: wenn ich mir einen Jungen zum Mann wählen müßte, so wäre es Gabriel.

Die Heurath ward richtig, und binnen einem Monat war Marie Gabriels Gattinn. Der alte Abraham genoß die freudigsten Tage seines hohen Alters und starb froh in den Armen seiner Marie, als er sie noch segnete.

Vier Jahre ohngefähr lebte Gabriel glücklich und zufrieden an der Seite seiner Marie, als er im fünften Jahre seiner Heurath mit einem Herrn von Nelkenthal in ein Handlungsgeschäft verwickelt wurde, das die Ursache von Gabriels Unglück war.

Nelkenthal war ein reicher Wohllüstling, der weder Religion noch Sitten hatte; der zu nichts in Gottes Natur gut war, als zu einem Müssiggänger; seinen Verlust hätte die liebe Mutter Natur nicht mehr vermißt, als den Untergang einer schlechten Kantaride; so ganz unnüz war seine Existenz. Sein ganzes Geschäfte war — nichts zu thun. Mädchen und Spiel waren seine Leidenschaften; in der ersten handelte er immer niederträchtig; in der zweyten betrügerisch. Wo er ein schönes Mädchen oder Weib sah, so jagte er ihnen nach, wagte alles, um seinen Endzweck zu erreichen, und nichts scheute ihn zurück, weil er weder edele Gefühle noch feine Empfindungen besaß. Die Unterthanen, denen das Schicksal

diesen

diesen Menschen zum Gebieter gab, waren höchst unglücklich, denn er besuchte nie seine Rittergüter, als wenn er wieder Geld nöthig hatte, und seine Unterthanen in die Presse legte, die sein Verwalter vortreflich zuzuschrauben wußte, daß Mark und Blut mit dem Gelde floß.

Nelkenthal wurde längst durch Mariens Schönheit aufmerksam gemacht, und schon brachte er manche schlaflose Nacht zu, und spekulirte, wie er sie erobern könnte.

Baron Lustig war einer seiner vertrautesten Freunde, ein Spießgeselle seiner Laster, ein würdiger Freund seiner Begierden.

Lustig! sagte Nelkenthal, kennst du die schöne Jüdinn?

Lustig. Ob ich sie kenne? — Nenne mir ein schönes Mädchen oder ein schönes Weib in der Stadt, die ich nicht kenne.

Nelkenthal. Was hältst du von ihr?

Lustig. Sehr viel Gutes.

Nelkenthal. Glaubst du, daß was zu machen wäre?

Lustig. Demnach die Sache angeschickt wird. So leicht wird es nicht seyn.

Nelkenthal. Wie das? Ist ihr Mann eifersüchtig?

Lustig. Natürlich! ein entsetzlicher Jauner über diesen Punkt.

Nelkenthal. Versteht er keinen Spaß?

Lustig. Nicht viel. Man muß aber auch teuflisch spassig seyn, wenn man Lust daran findet, sich sein Weib wegkappern zu lassen.

Nelkenthal. Du nimmst die Sache zu genau. Liebt er Geld?

Lustig. Wer liebt das Geld nicht? —

Nelkenthal. Getroffen, Freund! ich will mich ausziehen für das Weib.

Lustig. Nur nicht so hitzig; sachte, sachte! Es ist in dergleichen Fällen nicht genug, wenn man die schwache Seite des Mannes kennt, man muß auch die des Weibes kennen, und wenn man denn auf einen Wurf zwey treffen kann, ohne daß man doch zu viel einsetzt, so ists immer besser.

Nelkenthal. O du bist ein göttlicher Mensch! Ich wills dir reichlich vergelten, Baron; nur hilf mir.

Lustig. Vor allem mußt du des Juden Bekanntschaft suchen. Das ist zwar leicht; Handel und Wandel giebt die Gelegenheit. Denn lerne den Charakter des Weibes kennen; das ist härter. Doch kurz, wenn du mir hundert Louisd'or zahlst, so soll das Weib dein seyn. Ich wette mit dir, was du willst, ich will den Juden prellen; — ich weis ein Geheimniß. — —

Nelkenthal. Gut! Hier sind hundert Louisd'or. Nun das Geheimniß. —

Lustig. Wohl! Für seinen guten Freund wäre es ein Verbrechen, länger ein Geheimniß zu haben. Höre mich also. Ich kenne der Jüdinn Charakter schon lange; schon als ein Mädchen kannte ich sie, und kam öfters zu ihrem Vater ins Haus, der mir manchmal — ich muß es zu seiner Ehre sagen — sehr uneigennützig aus der Noth half.

Nelkenthal. Aus der Noth half! — also wirst du dir ein Bedenken machen, seine Tochter —

Lustig. Zu verführen? — Nein, im geringsten nicht. Das Kind ist todt, die Gevatterschaft hat sein Ende, und zudem weis ichs gewiß, daß es Abrahams seligen Schatten zur

Ehre

Ehre seyn wird, daß wir seiner Tochter so viele Vorzüge geben.

Nelkenthal. Spasse nicht, und sage.

Lustig. Gut! das Mädchen war von Jugend auf höchst schwärmerisch. Mit Geld wird nicht viel zu machen seyn, sie sind reich; man muß die Attaque von einer andern Seite machen. Wie wäre es, wenn ich mich unter dem Vorwand der Tugend in Gabriels Haus schlich, die Schwärmerey des Weibes benutzte, und sie nach und nach zur Veränderung ihrer Religion überredete? Das wäre der herrlichste Streich. Denn, Nelkenthal! wäre sie dein. Verstossen von den Ihrigen, beraubt von Vermögen, wie eine Bettlerinn würde sie herumwandeln; dann könntest du dich ihrer aus Menschlichkeit annehmen; die Noth würde sie zwingen von dir abzuhangen, und das Uebrige würde sich selbst geben, und die Welt würde dir noch mit dem Namen eines Edelmüthigen lohnen. Ha ha ha! — Wie treflich war das ausgedacht!

Hier umarmten sich die schwärzesten der Bösewichter, denen nichts in der Natur heilig ist, und Lustig arbeitete, seinen Gedanken ins Werk zu bringen.

Der Ewige, der durch einen Hauch solche Würmer zerstören könnte, läßt oft zu, daß ihre Bosheiten zu Werk werden; theils um den Tugendhaften zu prüfen; theils um die Stärke seiner Gnaden denen zu zeigen, die er liebt.

Gabriel mußte verreisen, und binnen der Zeit schlich sich der schlimmste der Menschen zu seiner Gattinn. Unter dem Schein der Heucheley brachte er es so weit, daß Marie alles Zutrauen auf ihn hatte. Ihr gutes Herz sahe keine Täuschung in der Miene des Bösewichts, und er überredete sie, ihre Religion zu verlassen. Bestimmt war der Tag und voll von gutem Herzen folgte Marie dem Verführer. Er nahm sie auf Nelkenthals Schloß, ließ sie in der Religion unterrichten, um jeden Schein der Verführung in den Augen des Volkes zu vermeiden.

Marie ward getauft, und alles wunderte sich über Nelkenthals Großmuth, der sich so edel für die Jüdinn verwendete. Bald aber entlarvte sich das Ungeheuer, und entdeckte der schönen Marie seine Absicht. Marie konnte die Größe der Bosheit nicht begreiffen, als sie aber die Bösewichter in ihrer ganzen Blösse sah, als sie ihr ihr Elend vorwarfen, sie be-

droh-

drohten, der Armuth Preis zu geben, so wandte sie ihr Aug zum Himmel, und seufzte so zu der Gottheit:

Gütiges Wesen! Dir zu gefallen, nach deinen heiligen Gesetzen zu leben, war die Ursache, daß ich meiner Väter Religion verließ; alles verließ, was mir theuer in der Welt war — Vermögen, Mann und Kinder. Meine Absicht war rein; dir ist mein Herz bewußt; dir allein wollte ich angehören: ist es menschlich, daß man mich von der Seite der Tugend hintergieng, daß man meine Schwäche nützte, mich unglücklich und elend machte? — — Dir, Allgütiger! der du über jedes Geschöpfe wachest, dir seys geklagt; ich will über deine Verhängnisse nicht murren. Du wirst mein Retter seyn, denn die Thränen der Unschuld steigen zu deinem Thron.

So sagte Marie; ein Strom von Zähren floß aus ihren Augen und hingestreckt warf sie sich zur Erde; die Blumen waren genetzt durch ihre Thränen. Vergebens waren Nelkenthals Bemühungen; sie stieß ihn von sich, und ein Blick voll Verachtung ließ ihn seine ganze Niederträchtigkeit fühlen. Flieh, Elender! rief sie, flieh tief unter die Menschheit! verstecke dich in Höh-

len, wo giftige Schlangen wohnen, um selbst Schlangen noch durch dein Daseyn zu verscheuchen, Auswurf der Natur! Du glaubst, daß Armuth meine Tugend beugen könne? aber du verkennst mich. Ueberzeugung war in meinem Herzen, als ich meine Religion verließ, nicht Leichtsinn. Die Lehren der Eurigen sind heilig, und werden der Trost meines Elends seyn.

O Gabriel! wie wirst du von deiner Marie denken! Nie hat sie dich beleidiget, und in deinen Augen scheint sie vielleicht selbst der Tugend wegen eine Verbrecherinn; o das ist das einzige, was mich elend macht. So seufzte Marie und verließ Nelkenthals Schloß wie eine Bettlerinn, und nährte sich mit Milch und Brod, das ihr gute Leute gaben.

Binnen der Zeit, als Marie das Opfer menschlicher Bosheit und des Elendes war, giengen Gabriels Geschäfte glücklich. Er sehnte sich nach der frohen Stunde, die ihn den Armen seiner Gattinn wieder geben sollte, und eilte voll süsser Hofnungen zu seiner Familie. Wie unerwartet war ihm aber sein Schicksal, als er bey sei Ankunft Marien nicht mehr sah. Blasse Gesichter wandelten im Hause herum und

keiner

keiner seiner Diener getraute sich seinen Blick gen Gabriel zu erheben. Seine Freunde weinten, und Gabriels Feinde lächelten. Was soll dieses alles heißen? sagte Gabriel; wo ist mein Weib? Sie ist fort, sagte man ihm, verließ ihre Religion und warf sich in die Arme eines Leichtfertigen, der um sie buhlte. Das ist eine Lüge, sagte Gabriel; Marie ist einer solchen Handlung nicht fähig. Sollte sie ihre Religion verlassen haben, so mußten sie überzeugende Gründe zu diesem Schritte verleitet haben; aber eine niedrige That hat sie nie gethan. Ich kenne ihr Herz, bin ihr Mann, und nicht der Tyrann ihres Gewissens. Ist Marie in der Religion glücklicher, die sie annahm als in der meinigen, so soll sie ununischränkte Freyheit haben; sie wird immer mein Weib, meine Gattinn seyn. So erhaben, so edel dachte Gabriel. Es murmelte zwar die halbe Sinagoge wider ihn; allein er ein Mann ohne Vorurtheilen achtete das Hohngelächter der Thoren nicht, und gieng fort, seine Marie aufzusuchen.

Nach langen fruchtlosen Bemühen verzweifelte Gabriel bald, seine Marie wieder zu finden. Kummervoll lagerte er sich unter einen Baum, und Thränen des Kummers und der Liebe flossen aus seinen Augen. Warum hast du mich denn verlas-

verlassen? Marie! so seufzte er; kanntest du denn deinen Mann so wenig? Glaubst du denn, daß ich so voll von Vorurtheilen sey, daß ich dich eines Schrittes wegen hassen würde, an dem dein gutes Herz Ursache war? Immer liebtest du deinen Gott, immer die Menschen, und weil du glaubtest, in der Religion, die du annahmst, deinem Gott besser zu dienen, ihm mehr zu gefallen, so soll ich dich hassen? — Pfui der Schande! wie unmenschlich wäre dieses gedacht! Es mag der Rabbiner den Religionshaß in meiner Seele anfeuern, wie er will, so höre ich doch eine weit heiligere Stimme in meinem Herzen, die mir sagt, daß man Menschen ihres Glaubens wegen nicht hassen soll. So sprach Gabriel, und stille Zufriedenheit seines Herzens lohnte seine natürliche Denkungsart.

Sechs ganze Jahre brachte Gabriel mit fruchtlosem Bemühen zu, seine Gattinn aufzusuchen, da ihn aber doch immer die Hofnung nährte, sie wieder zu finden, so verlohr er seinen Muth nicht.

Spät war es im Herbste, als Gabriel müde von der Reise sich auf einen Hügel hinstreckte, und die schöne Gegend übersah, die vor ihm da lag. Er betrachtete aufmerksam einen

Bauern, der seine Felder pflügte, und voll frohen Muthes war. Der Mann sang, und trillerte, und seine zufriedene Miene verkündigte die Ruhe seiner Seele. Die Neugierde reizte Gabriel, mit diesem Manne näher bekannt zu werden. Er erhob sich, trat näher, und fieng so mit ihm zu sprechen an:

Gabriel. Ihr scheint mir vergnügt zu seyn, guter Alter?

Der Bauer. O ja! der bin ich, vergnügt wie es vielleicht nicht einer der Menschen seyn wird.

Gabriel. Was macht euch denn so vergnügt?

Der Bauer. Gottes Seegen, und mein Herz. Ich hab seit einigen Jahren eine arme Jüdinn angenommen, die sich hat taufen lassen, und seit der Zeit gedeiht mir alles wohl. Marie ist aber auch eine so gute Seele, es giebt so eine nicht bald in der Welt.

Gabriel. Marie? was sagt ihr? Marie ist bey euch? — könnte man sie wohl sprechen?

Der Bauer. O ja! wenn ihr sie kennt, kommt mit mir, es ist ohnehin schon spät, wollt ihr euch mit meiner Hütte, und schlechten Kost begnügen lassen, so will ich euch Nachtherberg geben.

Gabriel

Gabriel gieng mit dem Bauern, und fand die gute Marie in seiner Hütte. Wer kann die Freude schildern, die der Redliche empfand? Umarmungen und Thränen waren die Sprache der Liebenden. Ich habe meine Gattinn wieder! schrie Gabriel; ich meinen Gatten wieder! rief Marie, und umarmten sich, als hätten sie sich jenseits des Grabes wieder gefunden.

Du bist also für mich nicht verlohren, sagte Gabriel; du einzige Geliebte meiner Seele! wie viele Thränen hast du mir gekostet, Marie! Aber sieh doch, wie du abgehärmt bist! Die Rose auf deiner Wange verwelkt, und der jugendliche Schmuck floh von deiner Stirne, wie die Baumblüthe, wenn sie der Reif am Morgen versengt. Aber du lebst noch, bist noch mein, bist noch edel und tugendhaft; ich lese es in deinem Auge, in deinen holden Blicken, daß du noch immer Marie bist, wenn du auch schon deinen Gatten verlassen konntest. Verlassen! erwiederte Marie; o nein! du betrügst dich, Geliebter meiner Seele! nie war mein Herz von dir entfernt, nie konnte ich meinen Gatten vergessen; so sprach Marie, und ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen floß, schwemmte ihre Worte von den holden Lippen; sie legte ihr Haupt auf Gabriels Schultern, und ihr Herz schlug heftig an

dem seinen. Wir wollen wieder beysammen leben, fieng Gabriel nach einer ziemlichen Pause an, und das, was zwischen uns vorgieng, soll unsere Herzen nicht trennen. Du bist eine Christinn und ich ein Jud; lebe du nach deinen Grundsätzen, nach deiner Religion; ich nach der meinigen, und Gott wird sich über uns erbarmen.

Gabriel beschenkte den Bauern reichlich, bey dem seine Marie war, und führte seine Gattinn nach der Stadt zurück, wo er wohnte. Als Gabriel aber dort ankam, so wurde er von dem Rabbiner gerufen, und dieser erklärte ihm, daß er mit Marien als einer Getauften nun nicht mehr leben dürfe. Gabriel war äusserst betroffen; er bath um einige Tage Aufschub, und als am fünften Tage sich die Priester und Gelehrten in der Sinagoge versammelten, so trat Gabriel vor ihnen auf, und die Sprache, die er führte, war diese:

„Ihr Auserwählten des Volks, und du, hei„ligster der Priester! gönnet dem niedrigsten aus „eurer Gemeinde euer Gehör, und erlaubt mir, „daß Gabriel zu euch reden darf.„

Der Priester winkte ihm mit einem gütigen Blicke zu, und Gabriel fuhr weiter fort:

„Marie

„Marie ist meine Gattinn und die Mutter „meiner Kinder. Natur und Menschheit fodern „euch auf, diese Unglückliche zu vertheidigen, „denn man will das geliebte Weib den Armen „ihres Gatten, und die Mutter ihren Kindern „entreissen. Vor dir, großer Priester der Gott„heit, klage ich die Ungerechtigkeiten der Men„schen an, die sich zum Untergange des Redli„chen verschworen haben; dir, dem der Allgüti„ge die Macht anvertraut, über den Israeliten „zu sprechen, Recht und Unrecht zu untersuchen; „dir klage ich es, daß man mir Marien ent„rissen.„

„Marie ist eine Christinn: hört sie aber auf, meine Gattinn zu seyn? Da sie zu einer Religion übertrat, in der sie glaubte, ihrem Gott gefälliger zu seyn, so soll ich aufhören, sie zu lieben? — Marie ist für Gabriel noch immer Gattinn; sie ist noch immer Mutter für meine Kinder; ihr Gewissen ist nicht der Gegenstand der Gewalt des Mannes; ungezwungen soll sie denken und handeln, wenn sie nur eine treue Gattinn, eine zärtliche Mutter ist. Ich erkläre mich, daß ich Marien nie verlassen werde. Sie bethe im Tempel der Christen; ich in der Sinagoge. Was macht das Gebäude dem Unendlichen? die großen Zinnen im großen Tempel der Natur decken

Moscheen und Sinagogen, in der die Gottheit allgemein, jeder Mensch heilig ist.„

Der Rabbiner war erstaunt über Gabriels Kühnheit; man sah ihn als einen Verächter der Gesetze an, und verstieß ihn mit Verachtung aus dem Tempel. Gabriel nahm sein Vermögen, und wandelte mit selben in eine entfernte Gegend, wo er bessere Menschen zu finden glaubte.

Gabriel und Marie lebten einige Jahre lang in einem kleinen Städtchen. Unbekannt waren sie glücklich, und ihre Wünsche schränkten sich nur auf sich selbst und ihre Kinder ein. Allein die wachende Polizey entdeckte diese Menschen, und sie wurden für Gericht gerufen. Gabriel erschien mit der Miene eines Mannes, der sich keiner unedlen That bewußt ist. Er sprach mit Wärme des Herzens, und erzählte dem Richter sein ganzes, trauriges Schicksal. Da haben sie unrecht gethan, die Juden, sagte der Bürgermeister, daß sie Marie als eine Christinn so verfolgten; aber wißt ihr was, Gabriel! ihr müßt ein Christ werden, oder Marie kann nicht mehr bey euch seyn.

Ich muß ein Christ werden, erwiederte Gabriel; ich muß! — was will das heißen? Recht-

fertigt

fertigt mich die Gewalt vor Gott, wenn ich aus menschlicher Absicht die Religion meiner Väter verlasse? Ich liebe jeden Menschen, welcher Religion er immer seyn mag; ich gestatte selbst meinem Weibe uneingeschränkte Gewissensfreyheit: Marie ist mir so lieb als eine Christinn, wie sie mir ehehin als eine Jüdinn war; ich fodere also eine gleiche Behandlung von den Menschen. Werden mich längere Jahre mit euren Gebräuchen bekannt machen, werde ich Ueberzeugung in meinem Herzen finden; ja, denn werde ich ohne Anstand ein Christ: aber aus Leichtsinn, aus Umständen, aus Menschenfurcht, aus solchen Gründen seine Religion verlassen — wäre abscheulich.

Ihr könnt thun, was ihr wollt, erwiederte der Bürgermeister; aber in diesem Augenblick wird Marie von euch getrennt werden; sie ist eine Christinn, und kann und darf nicht mehr bey euch seyn.

Umsonst waren alle Vorstellungen, die Gabriel machte; umsonst waren seine Thränen, die häufig über seine Wangen flossen. Er kehrte traurig zu seiner Marie zurück, umarmte sie, und sank trostlos an ihren Busen. Die Juden, gutes Weib! fieng er endlich an, verfolgten dich, und wollten

Marie von Gabriel trennen, und die Christen verfolgen mich, und trennen Gabriel von seiner Marie. Was ist zu thun? Marie! aus Politik seine Religion verändern? äußerlich ein Christ werden, und im Herzen ein Jude seyn; das kann ich nicht. Gott! du siehst mein Herz, wie es gegen dich denkt; bin ich irrig, so führe du mich zum Licht, denn mein Herz wird dich im Tempel des Christen wie in der Sinagoge anbethen. Gabriel umarmte seine Geliebte, und seine Arme schlangen sich so heftig um ihren Nacken, daß sie nichts von ihr trennen konnte. Tröste dich, Gabriel! sagte Marie; ich werde dir überall folgen. Menschen sollen mich nie von dir hienieden trennen, und die Gottheit wird es nicht thun. Ich werde die Pflichten der Christinn nie vergessen, aber auch nie die Pflichten des Weibes gegen Gabriel.

Weil Marie so sprach, so trat der Amtsdiener in das Zimmer, und machte ihnen den Auftrag, als ein liederliches Gesindel sich aus der Stadt zu begeben, nachdem er ihnen vorher einen schönen Antheil Vermögens unter dem Vorwand der Gerechtigkeit entzog.

Marie und Gabriel giengen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, fanden nirgends

Unter-

Unterstützung, nirgends Hilfe. Juden verfolgten Marien; Christen Gabriel, bis sie endlich, beraubt von Vermögen, abgezehrt durch Kummer, krank und elend in einer schlechten Hütte, die weder vor Regen noch Wind ihre Bewohner schützte, nahe am Ende ihres Lebens waren. Ihre Kinder waren die Zeugen ihres Elendes, und tünkten hartes, schwarzes Bettelbrod in die Thränen ihrer Aeltern. In diesem Erbarmungswürdigen Zustand traf ein vorübergehender Geistlicher diese Armseligen an. Er näherte sich ihnen, hörte ihre Geschichte, und gieng wieder fort mit dem Ausruf: Gott wird seine Ursachen haben, diese Menschen so zu strafen. Einige Zeit hinnach kam ein Cavalier an diesen Ort; er verirrte sich auf der Jagd, und fand diese Menschen. Gefühl und Erbarmen erwachte in seinem Herzen; der Mann war gewohnt immer Gutes zu thun. Er tröstete die Elenden, nahm sie mit sammt ihren Kindern auf sein Schloß, und wartete ihnen, und pflegte sie wie seine Freunde.

Gabriel wurde durch dieses edle Betragen innigst gerührt. Mit sterbender Stimme fragte er seinen Gutthäter: was hat euch so edel, so menschenfreundlich gemacht? — Meine Religion erwiederte der Cavalier; denn es ist Christus Befehl,

jedem Menschen zu dienen. Gabriel weinte, umarmte seine Marie, und ließ sich den letzten Tag seines Lebens noch taufen.

Er starb, nachdem er seinem Gutthäter noch seine Kinder und seine Marie empfohlen. Der Edelmann ließ ihn prächtig zur Erde bestätigen, baute ihm ein schönes Grabmal, und ließ eine Innschrift auf den Stein zeichnen.

Marie erholte sich wieder, und die Ehrfurcht, mit der ihr der Edelmann begegnete, ist nicht zu schildern. Eine längere Zeit machte Marie diesem Mann immer schätzbarer, und er trug ihr seine Hand an, und versprach ihr Gabriels Kinder als die seinigen anzunehmen.

Marie willigte in sein Begehren, und ward Lilienbergs Frau, und lebte lange und glücklich an seiner Seite. Manchen Abend, wenn der Mond am Himmel war, besuchten sie Gabriels Grab, und Lilienberg weinte manche Thräne dem Edlen.

Die Gottheit lohnte auch den guten Lilienberg; denn Segen des Himmels war in seinem Hause.

Mariens Kinder wurden gut erzogen, und man flößte ihnen von Jugend auf ein, jeden Menschen zu lieben, und keinen seiner Religion halber zu hassen.

Lilienberg überlebte noch seine Marie, und starb erst im höchsten Alter, in den Armen des ältesten Sohns Mariens, von dem er nichts als Freude und Gutes erlebte.





Der gute Christian.

Hasse deinen Bruder seines Glaubens halber nicht, sondern überlasse die Lenkung seines Herzens dem, der im Himmel ist.



So unbedeutend, so klein immer Züge aus der Geschichte des gemeinen Bürgers scheinen können, so wichtig sind sie doch dem Bürger selbst; er findet Wahrheit und Licht in dem engen Kraise, der seinen Kenntnissen und Einsichten vorgeschrieben ist; er faßt die Lehre eher und lieber, weil sie in dem Bilde enthalten ist, das mit ihm in einerley Verhältnisse steht.

In dieser Absicht sammelte ich einige Data aus dem Leben eines ehrlichen, guten Bürgers,

gers, dessen Andenken, wie das Andenken vieler Redlichen, keine Geschichte aufbehalten wird, weil er vielleicht nicht auf der Liste der Glückskinder stund.

In diesem Bilde möchte ich gern meinen Mitbürgern zeigen, wie sehr auch das ehrlichste, beste Menschenherz durch falschen Religionseifer verlieren kann, der noch so viele gute Seelen zu menschenfeindlichen Gesinnungen verführt, und Handlungen erzeugt, derer sich selbst der rauheste Barbar nicht schuldig machen möchte.

Noch vor ein paar Jahren erst starb der Mann, von dem ich hier erzähle. Er lebte in einem kleinen Marktflecken, wo er das Gewerbe eines Schuhmachers trieb, das schon das Handwerk seines Ur-Großvaters war, denn beynahe seit 200 Jahren erbte sich diese Profession auf dem Hause in ununterbrochener Reihe fort.

Franz Gerber, so heißt er, lehrte es daher auch seinen Sohn, Michel Gerber, und hatte seine herzliche Freude, einen Sprossen zu hinterlassen, der das Gewerbe seiner Väter forttreiben würde.

Nach

Nach dem Begriffen, die ein Mann von diesem Schlage von einer guten Erziehung haben kann, erzog Franz seinen Sohn gewiß gut. Er gestattete ihm keinen Unfug, prägte ihm Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine Eltern und Vorgesetzten ein, hielt ihn fleißig zur Arbeit und warnte ihn nachdrücklich vor Müssiggang, empfahl ihm Gottesfurcht, und zog ihn durch sein eigenes Beyspiel zur Andacht, die bey ihm einen ziemlich hohen Grad der Schwärmerey erreicht hatte. Uebrigens verstand sich Meister Franz wenig darauf, was Herz und Verstand bilden konnte; er hatte nie davon gehört, und war zufrieden, daß sein Sohn fleißig arbeitete und gern zur Kirche gieng. Franz hatte ein gutes Herz, half, wo er helfen konnte, und meinte es mit allen Leuten redlich; und das that auch sein Sohn, der gut und bieder war.

Bereits war er nun herangewachsen, hatte seine Lehre vorüber, und diente seinem Vater schon seit zwey Jahren als Lohnjunge. Michel sollte nach der löblichen Gewohnheit in die Fremde reisen, und der Vater stattete ihn nach seinen Kräften aus. Er liebte ihn, und versah ihn daher so gut, daß es ihm nie an was mangeln konnte. Der Tag der Abreise nahete heran

und

und alle erwarteten ihn mit Bangigkeit, nur Michel nicht. Er freute sich einmal mehr zu sehen, als seines Vaters Haus und Garten, und sein Geist, so schlechte Pflege er auch gefunden, bemühte sich aus den engen Kreise seines Wirkens.

Michel! fieng der Vater an, in die Fremde must du; das läßt sich ohne Schande nicht vermeiden; aber, Gott weiß, wie hart es mich ankömmt, dich von mir zu lassen. Bist mein einzigs Kind, bist unter meinen Händen christlich und ehrlich groß gewachsen; aber der Himmel weiß, was die Welt aus dir macht. Sey fleißig und treu deinem Herrn; arbeite und fliehe den Müssiggang und den Bettel; sey häuslich, aber wenns dir fehlt, so lasse mir schreiben, ich werde dich nicht stecken lassen. Bete fleißig und lasse nicht von Gott, damit er nicht von dir läßt, und entehre seine Feste nicht mit Saufen und Spielen. Lasse dich in keine Kammerrathschaften ein, und halte dich hübsch still und allein. Kannst du deinem Nebenmenschen helfen, so thus ohne Bedenken, und was in deinen Kräften steht; Gott wird dir dafür Glück und Segen schicken. Aber geh mir nicht zu weit von uns weg; damit wir dich an der Hand haben, wenn

mich

mich Gott unter der Zeit zu sich nehmen sollte. Was ich kann, hast du von mir gelernt, wie ichs selbst von meinem Vater hab, und mehr brauchst du nicht. Hab mich mit Gottes Hilfe immer gut fortgebracht, und wenn du mir nachfolgst, kanns dir auch nicht fehlen. Vor allem geh mir nicht ins Lutherthum; Junge! das wäre dein Unglück. Hab zwar selbst meiner Tage keinen Lutheraner gesehen, aber genug davon gehört. Traue ja keinem Unglaubigen; sie tragen Honig auf den Lippen und den Schalk im Herzen, denn Gott ist nicht mit ihnen. Aber du hasts ja selbst oft gehört, wenn uns am Feyerabend der Vetter aus der Legende vorgelesen, wie abscheulich die Türken und Heiden mit den Christen verfahren sind. Laß mich ja nicht hören, Michel! daß du unter diesen Leuten bist; ich würde mich zu Tode kümmern.

Mit diesen Grundsätzen ließ Meister Franz seinen Sohn von sich, der sie auch kräftig zu Herzen nahm, denn er hätte eher auf seines Vaters Wort als auf das Evangelium geschworen, von dem er eben so dunkle Begriffe hatte, als einer Sache, die ganz außer seinem Gesichtskreise liegt.

So giebt es noch viele aus dem gemeinen Stande, die ohne Pflege, ohne Unterricht erwach-

wachsen, so denken und handeln, wie Meister Franz dachte und handelte.

Wenn nun zum Unglück noch ihr Herz böse und verdorben ist, wundert man sich noch, wenn es Scheusale von Menschen giebt? Franzens Herz war gut, empfänglich des Mitleidens und der Freude, wohl zu thun; es war arglos und gewissenhaft, und doch strauchelte Franz oft, von falschem Wahne irre geführt, über manche der vornehmsten Pflichten des Menschen hin. Gewohnt von Jugend auf nach dem Leisten seiner Väter zu denken, mit nicht mehr als mechanischem Unterricht in der Religion und den gesellschaftlichen Pflichten, ohne Bildung des Verstandes glaubte Meister Franz niemanden als seinen Glaubensgenossen Mitleiden und Hilfe schuldig zu seyn, und hielt sich berechtiget, alle andere zu hassen. Das Evangelium würde ihn zwar eines Bessern belehrt und überzeugt haben; aber gerade dies Buch wars, das Franz am wenigsten kannte. Zwar wurde auch bey ihm nach der Gewohnheit, die fast in allen Bürgershäusern herrscht, an Sonn- und Feyertägen das gehörige Evangelium vor Tisch abgelesen — aber auch nur gelesen, dann weggelegt, und nichts darüber gedacht. Also blos mechanischer Gebrauch. Desto

fleißiger wurde Abends von seinem Vetter aus einer alten Legende vorgelesen, die aller Ohren auf sich zog. Die greulichen Geschichten — mögen sie auch alle wahr seyn — die schrecklichen Barbareyen des Alterthums empören das Herz gegen die Menschheit und erfüllen es mit Haß; sie haben den schädlichsten Einfluß auf einen ungebildeten Kopf und ein Herz, das aller Eindrücke fähig ist. Er hörte mit Entsetzen und innerer Rachlust die Grausamkeiten an, die manchmal gegen die Christen verübt wurden, und in seiner Einfalt vermengte er Heiden und Türken, Juden und Lutheraner untereinander. In den allgemeinen Begrif nicht katholisch schloß er alle ein, und nannte sie alle Wütriche und Bösewichter. Das wars nun, was sein Herz vollends gegen jeden erbittert hatte, der nicht seines Glaubens war. Wie sehr verunstaltete dieser schwarze Flecken seine edle Seele, und wie wenig war er doch seine Schuld. Die Folge der Geschichte wird uns beyde Seiten seines Carakters darstellen, und ihn bald in der liebenswürdigsten Gestalt; bald als den menschenfeindlichsten Fanatiker zeigen.

—

Gleich darnach, als sein Sohn fort in die Fremde reiste, nahm Franz ein armes Kind,

das

das Vater und Mutterlos war, und dessen sich niemand hatte annehmen wollen, zu sich, kleidete es, und lehrte es sein Handwerk, und liebte den Knaben, wie er seinen Sohn geliebt hatte. Freut mich recht vom Herzen, sagte er, so glücklich zu dem guten Jungen gekommen zu seyn; im Bettel wäre er vielleicht für die Raben groß gewachsen; will ihn lieben und pflegen wie mein Kind, wer weis, wer meinem Buben Gutes thut. Gott lasse ihms wohl gehen. Kein reisender Handwerksbursche, den Mangel an Arbeit oder sonst ein Unglück in Dürftigkeit gestürzt hatte, kam vor seine Thüre ohne einer hinlänglichen Gabe; manche behielt er, besonders bey unfreundlichem Wetter, einen und mehrere Tage bey sich, und erquickte sie mit Speiß und Trank.

Ein Jahr verstrich, als Franzens Sohn noch immer in verschiedenen Märkten und kleinen Städtchen, die so um seine Heimath in der Runde herumlagen, arbeitete. Noch kam ihm keine Lust, zu seinem Vater zurück zu kehren; er sah, hörte und lernte so vieles, daß er nur immer weiter hinaus in die Fremde sich sehnte. In einer kurzen Zeit wanderte er wieder, und kam in eine grosse Stadt, die schon an der Grenze seines Vaterlandes lag. Hier fand er Arbeit, und gewann gleich den ersten Tag das Vertrauen seines Meisters, denn Michel sah gut aus,

trug einen schweren Bündel, und seine ehrliche Miene trog nicht. Allein in seiner Arbeit hatte er noch keine grossen Vorschritte gemacht, noch immer die Art seines Vaters an sich und keine außer der ländlichen Arbeit gewohnt, konnte Michel das noch nicht leisten, was man von ihm foderte. Einer aus des Meisters Gesellen gewann den Jungen lieb und nahm sich seiner an. Gern und gütig belehrte er ihn, gab ihm alle Vortheile an die Hand, und in wenig Tagen war er schon ziemlich weit mit ihm.

Michel war zu schüchtern, als daß er sich längst näher mit seinem Freunde bekannt gemacht hätte; aber von ungefähr schickte sichs, daß er mit andern davon zu reden kam, und alle lobten ihm den biedern Menschen. Es ist ein ehrlicher, herzensguter Mensch, sagte einer davon, nur Schade, daß er ein Lutheraner ist. Bey dem Worte fuhr Michel einige Schritte zurück, blieb starr stehen, sah sich schaudernd um, ob er nicht hinter ihm stünde, und machte die dummste Figur. Alle lachten über seine Thorheit. In diesem Augenblick trat Christian (so hieß dieser Gute) in die Stube; alle lachten aufs neue, und Michel wagte ihn kaum mit einem flüchtigen Blicke anzusehen, und floh zur Thüre hinaus. Christian erfuhr kaum die Ursache dieses seltsamen

Betra-

Betragens, als er mit Ernste so zu seinen Mitgesellen sprach: Lachet nicht über den Unwissenden; die Sache ist zu wichtig, und der Mensch verdient Mitleiden und nicht Spott. Wir wollen ihn freundlich über seinen Irrthum belehren, und an einem guten, ehrlichen Menschen uns auch einen Freund erhalten.

Mittlerweile war Michel zu seinem Meister gegangen, und sagte ihm seine Dienste auf. Mit äußerstem Erstaunen hörte dieser seine Gründe, und sah, daß Michel starr auf seinem Vorsatze hielt. Der Meister hatte ihn immer lieb gehabt, und verlohr den Jungen ungern; er faßte sich, so gut er konnte, nahm alle seinen Kopf und Beredsamkeit zu Hilfe, um ihn eines Klügern zu bereden; auch Christian kam dazu und machte ihm Vorstellungen. Endlich gelang es ihnen doch so weit, daß Michel seinen lutherischen Wohlthäter für einen Menschen erkannte, der wohl auch ehrlich und gut seyn könnte, und noch einige Zeit bey ihnen zu bleiben versprach.

Christian verließ Franzens Sohn, dessen er sich einmal als Freund angenommen hatte, nimmer; that ihm so viele Dienste und Gefälligkeiten,

keiten, als immer in seiner Macht stund, und was der Freundschaft des guten Christians den höchsten Werth gab, war die Uneigennützigkeit und edle Absicht derselben. Er hatte keinen andern Endzweck, als den guten, ehrlichen Jungen auf dem Wege der Ehre und Rechtschaffenheit zu erhalten, den er sehr leicht durch Verführung aus dem Gesicht verlieren konnte; und hauptsächlich seinen rohen Kopf mit Kenntnissen und Grundsätzen auszubilden, die sein Herz sanfter, feinerer Empfindungen fähig machen, und immer mit mehr Schwungkraft zur Tugend erheben konnten.

Michel liebte ihn auch und schätzte ihn mehr, als ihm je ein Mensch achtungswürdig war, und nun glaubte er sogar seinen Worten so ungezweifelt, als er je seinem Vater geglaubt hatte. Er sah ein, wie viel er seinem Freunde Christian zu danken hatte, wie glücklich er durch seine Freundschaft ist. Christian hatte ihm gar oft vorsichtig einen Verdruß und Schaden verhütet; seine Warnungen waren allzeit gegründet, und Michel folgte ihnen nie ohne guten Folgen.

Eines Tages reisten einige von Christian und Michels Bekannten fort. Sie hatten einmal von Ameri-

Amerika gehört, und bekamen Lust, sich dahin einschiffen zu lassen. Mehr als ihrer zwanzig begleiteten die Reisenden bis an das nächste Ort, um sich da noch bey einer kleinen Zeche das letzte Lebewohl zu sagen. Auch Christian und Michel giengen mit, und alles war frohen Muthes.

Schon fieng der Tag sich allmählig an zu enden, und der Scherz der frohen Zecher, die des Guten bald zu viel genossen hatten, muthwilliger und lauter zu werden, als Christian seinen Freund mahnte, mit ihm zu Hause zu gehen. Er sah die Nacht einbrechen, und die Leute immer trunkner werden; Michels Verstand selbst fieng schon an zu wanken, und so sah Christian nichts Gutes vor.

Allein dasmal folgte Michel zu seinem Unglücke nicht. Er fand es hier so gut, und sich so wohl unter seinen Kammeraden, daß ihn Christian nicht von der Stelle bringen konnte. Es stund nicht lange an, so neckten sie einander über die Landesthorheiten eines jeden, griffen immer mehr ins Einzelne, und endlich entfuhr einem unter ihnen eine unschickliche Rede, die man wohl eine Sticheley gegen die Katholicken nennen konnte. Es war ein Landsmann Christians, und sonst ein guter, vernünftiger Mensch.

Sogleich fuhr Michel auf gegen ihn; die schwarzen Bilder des Religionshasses, die bisher weder Zeit noch Umgang mit Christian hatten vertilgen können, sondern nur mit einem schwachen Schleyer verhüllt waren, stellten sich dem Aufbrausenden in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt dar. Ein Faustschlag von Michels derber Hand sollte den andern seines Unrechts überführen, und nun brannte es in aller Köpfen. Man fiel über den Unglücklichen her; es gab Partheien und eine Schlägerey, wo ein jeder einen wunden Körper und Schande und Verachtung davon trug.

Christian, der gerade in diesem unglücklichen Augenblick nicht im Zimmer war, hörte den Lärmen, und zitterte für seinen Freund; er wollte zur Thüre hinein; aber vergebens wandte er alle Kräften an, durchzudringen; er rief den Wirth, und dieser schafte sich obrigkeitliche Hilfe. Alle wurden in Verhaft genommen, und die strengste Ahndung wartete der Tollsinnigen. Michel und sein Gegner mußten eine grosse Geldbusse bezahlen, und wurden von der Stadt geschaft. Nachdem sie beyde entlassen worden, gieng der andere zu Micheln und bath ihn um Vergebung, daß er die Ursache seines Unglücks war. Lieber Freund! fieng er an, verzeiht mir. Mehr als meine

Strafe

Strafe schmerzt mich der Gedanke, daß ich euch zu eurem Unfug Gelegenheit gegeben. Ich bin der Schuldige, nicht ihr; der Trunk hat mir wie uns allen den Kopf verrückt; aber wenn euch Besserung des Menschen hinlängliche Genugthuung ist; hier habt ihr meine Hand und mein Wort: das schwerste Unglück soll mich treffen, wenn ich je mehr so sträflich handle.

Michel stund erstaunt und beschämt vor ihm; er hätte sich Vorwürfe und Feindschaft vermuthet, und nun sah er, daß der Beleidigte den Schuldigen um Vergebung bat.

Sein Herz sagte ihm nun, wie böse er gehandelt habe, und geboth ihm Freundschaft und Liebe. Beyde umarmten und küßten sich als Brüder und versprachen einander sich zu bessern.

Immer tiefer grub sich die Reue in Michels Herz, immer schmerzlicher fühlte er die Schwere seines Verbrechens und die Folgen davon. Er mußte von seinem Christian ziehen und wußte nicht, wohin, und woaus. Er wagte es nicht ihm unter die Augen zu tretten, denn er fürchtete seinen strengen Blick und Vorwürfe von ihm. Aber dieser kam ihm liebreich zuvor. Er suchte

ihn auf, bedauerte und tröstete ihn. Siehst du einmal, lieber Freund, sagte er, die traurigen Folgen deiner irrigen Denkungsart! Lasse dir dies die erste und letzte Warnung seyn; sey duldsamer und gütiger. Ich will dir keine Vorwürfe machen; aber die Religion selbst und dein Herz werden sie dir machen. Versprich mir künftig, klüger und besser zu seyn, wir bleiben dann Freunde und ich ziehe mit dir.

Welch eine Freude für Franzens Sohn! Wie unbegreiflich war ihm Christians Grosmuth, die hohe Tugend des Edlen, die nur das Herz des sanften Christen, des guten Menschenfreundes seliget. Michel gelobte ihm mit Thränen im Auge seine Besserung, und versprach ihm, in allem so folgsam zu seyn, als er seinem Vater folgte.

Christian und Michel kamen in eine der vorzüglichsten Reichsstädte Deutschlands. Auf dem Wege stießen sie auf eine Begebenheit, die den guten Christian schmerzliche Thränen kostete, und Micheln gewaltig über seinen fanatischen Eifer die Augen öffnete.

Es war am hohen Mittage, als sie beyde, müde und hungerig dem nächsten Orte zueilten,

das

das vor ihnen lag. Es war ein lutherischer Marktflecken, und Christian und Michel kehrten beym nächsten Wirthe ein, den man ihnen als den billigsten und freundlichsten angab. Wirklich war er es gegen die beyden, und alle, die seines Glaubens waren; — noch kannte er Micheln nicht. Aber ein kleines, herabgesunkenes Völkchen, das nun aller Welt Sklave ist, war ein Dorn in seinen Augen. In einem Seitenkämmerchen der Stube sassen zween Israeliten, die Geschäfte halber hier durchreisen mußten. Schon die trotzige Miene des Wirths und sein unfreundliches Betragen gegen sie weissagte ihnen nichts Gutes; aber daß sie sollten auf das grausamste mißhandelt werden, konnten sie sich von einem polizirten Menschen, von einem Christen nicht vermuthen. Wart! sagte der Wirth zu seinem Weibe, die beyden Schelmen aus Canaan will ich prellen, daß ihnen die Augen tropfen sollen. Gehört ihnen nicht anders; warum sind's Juden? Ich will dafür künftigen Quatember mehr in die Armenbüchse geben, und zu unserm Kirchenbau beysteuern, so thue ich gewiß was Gott Gefälliges. So sprach er, so entschuldigte er seine Bosheit, und mit diesen Gründen verhärtete er sein Gewissen.

Der

Der unbilligste Mann hätte sich's zur Sünde gerechnet, die Zeche der beyden Hebräer und ihrer Pferde höher als auf zwey Thaler anzuschlagen: aber dieser Wirth foderte fünfzig an ihnen, und dagegen ließ er sich von den erstaunten Juden keine Einwendung, keine Vorstellung machen. Christian und Michel erschracken, denn nach Maaßgab ihrer Bedienung und der kleinen Mahlzeit, die sie genossen, sahen sie eine Rechnung von wenigst 25 Thalern vor sich. Christian faßte sich, und nahm den Wirth bey Seite. Er ist doch ein lustiger Kopf, fieng er an. Was die Juden für Augen machen über seine Zeche; aber er muß sie doch nicht zu lange necken. Der Spaß — — Was Spaß? Es ist mein wahrer Ernst, und nicht Spaß, erwiederte der Wirth. Die Juden müßen mir zahlen, oder ich ziehe ihnen das Fell über den Kopf ab.

„Aber warum denn die Juden so viel? oder vielleicht andere Leute auch?„

Nein; ich bin gewiß der ehrlichste, billigste Mann; aber wenn ich so einen Schuften von Juden kriege —

„Aber sind denn die Juden nicht auch Menschen wie wir?„

Men-

Menschen! — Menschen mögen sie wohl seyn; aber verworfene, verdammte. Sie betrügen und übernehmen uns auch, wo sie können; also Gleiches mit Gleichem.

Lieber Freund! ihr seyd irrig. Ich weis wohl, ihr seyd itzt nicht in der Lage, wo ihr euch belehren ließet; aber genug ist's, wenn ich euch sage: thut, was Recht ist, und handelt als ein Christ, nicht als ein Jude.

Ein paar Flüche und Schimpfreden waren die Antwort auf Christians guten Rath. Zahlt eure Zeche, sagte er — die sehr mäßig war — und packt euch zum — — — oder ihr erlebt hier nichts Gutes, wenn ihr mir so kommt. Und nun foderte er mit wilden Ungestümm an den Juden die fünfzig Thaler; als diese sie ihm gerade zu absprachen, nahm er ihre Pferde in Beschlag, und ließ ihnen die Wahl, zu zahlen, oder aus dem Hause geworfen zu werden. Zur Sicherheit, um nicht noch ärger mißhandelt zu werden, und ihre Geschäfte ohne Aufenthalt fortsetzen zu können, wählten sie das erstere, zahlten, und behielten sich bevor, so wie ihnen Christian gerathen hatte, bey dem Obergerichte ihre Klage zu stellen, und sich ihres Schadens zu erholen. Christian und Michel verließen eben so geschwinde den bösen Mann,

und

und traten unter diesem Gespräche ihre Reise an.

Lieber Gott! hub Christian an, wie blind sind doch deine Menschen noch in den aufgeklärtesten Zeiten! Wie unglücklich durch ihre Blindheit! Da siehst du wieder einmal, Michel! was eine irrige Denkungsart im Herzen anstiftet. Sieh, so wie dieser Wirth und grausamer vielleicht noch würdest du gegen deine Mitmenschen verfahren, wenn du so zu denken fortführest, wie du anfangs gedacht hast: und wie abscheulich muß nun der Mann in deinen Augen seyn! — —

Du hast Recht, Christian! O ich schäme mich vor mir selbst. Ich hätte wohl nie geglaubt, daß es so unrecht sey, einen Irrglaubigen zu hassen, und daß man so böse dadurch werden könne.

Denke nur, was daraus entstehen müßte, wenn eine Glaubensparthey die andere haßte, und verfolgte — ein ewiger Krieg unter den Menschen. Du bist in der Geschichte nicht bekannt, und lesen kannst du auch nicht, so bald wir also wieder an Ort und Stelle sind, will ich dir an Feyertagen die Geschichte vorlesen, da

wirst

wirst du Abscheulichkeiten hören, daß dir die Haare zu Berge stehen möchten. Aber unterdessen denke dir nur immer so: Wie, wenn ich der wäre, den ich nun verfolge; wenn der Irrglaubige mich so haßte, wie ich ihn gehaßt habe; würde mich dieß Unrecht nicht schmerzen?

Unter solchen Gesprächen setzten sie ihren Weg fort, und den andern Tag waren sie schon in der Stadt, die Christian vorgeschlagen hatte. Glücklicher Weise fügte sich's, daß sie beyde zu einem Meister in Arbeit traten. Christian wandte nun seine Feyerstunden ganz zur Belehrung und Besserung seines Freundes an, und Michel war gelehrig und folgsam. In kurzer Zeit lernte er lesen und schreiben; heiterte seinen Kopf auf, und bildete sein Herz, wie das Herz des guten, sanften Christen seyn soll. Einige Zeit darauf schrieb er seinem Vater selbst folgenden Brief:

Liebster Vater!

Die Leute, die euch gesagt haben, daß die Ketzer alle gefährliche und böse Menschen seyen, haben euch die Wahrheit nicht gesagt. Es mag wohl auch Böse unter ihnen geben, wie es unter

uns

uns einige giebt, aber ich habe noch recht brave, gute Leute darunter angetroffen. Mein Mitgesell, mit dem ich hieher gereist bin, ist selbst lutherisch, und der beste Mensch — mein bester Freund. Ihm danke ich's, daß ich nun lesen und euch selbst schreiben kann, und itzt ein bischen gescheider denke als vorhin. O ich hab's euch noch nie geschrieben, und mag's euch auch nicht sagen, wie albern ich gewesen bin, und was mir meine unrichtige Denkungsart für böse Händel zugezogen hat; ich schäme mich zu sehr, wenn ich daran denke. Wie länger ich hier bin, desto mehr gewinne ich die Leute lieb; denn sie sind so freundlich, so bieder, thun ihrem Nebenmenschen so viel Gutes — gewiß! man muß sie lieben. Aber deßwegen, Vater! dürft ihr euch nicht sorgen, daß ich verführt und einst ein Abtrünniger würde, sie sehen es im Gegentheile recht gerne, wenn ich fleißig zur Kirche gehe, und meinem Gottesdienste abwarte. Auch därft ihr nicht glauben, daß ich mir jemals getraut hätte, wider euren Rath aus meinem katholischen Vaterlande zu gehen, wenn ich nicht vorher einen würdigen und vernünftigen Geistlichen befragt hätte. Dieser selbst verwieß mir meine Unduldsamkeit, lehrte mich Liebe gegen alle Menschen und sagte: Gott ist überall mit dem Guten; und der Böse wird

ihn auch in seinem Tempel nicht finden. Seht, Vater! der Mann muß es doch verstehen, und ihm habe ich getraut. Schreibt mir ja bald, wie es euch geht und unsern Freunden, und danket Gott mit mir, daß er mir's so wohl gehen läßt ꝛc.

Diesen Brief erhielt Meister Franz von seinem Sohne, und eilte damit zum Schulmeister, um sich ihn von selbem vorlesen zu lassen. Voll Unmuth warf er ihn zur Erde, blaß ward er, wie eine Mauer, vor Schrecken, und dann brach er in ein lautes Weinen aus. Mein Gott! schrie er auf, du hast mein Kind verlassen. Der Bube wird — ist lutherisch; dafür hilft nichts mehr.

Nach einigen Wochen erhielt Michel folgende Antwort auf seinen Brief.

Mein Sohn!

Um Gottes Willen! was hast du gethan! Hast meinem Rath nicht gefolgt, meine Lehre vergessen — Gott leite dein Herz, daß du auch nicht seiner vergessen mögest. Dein Brief bringt mich ums Leben. Ich bin seit einigen Tagen nicht mehr vom Bette gekommen, und wenn du

deinen alten Vater noch sehen willst, so komme eilends. Hätte ich dich doch nie von mir gelassen, als daß ich so ein Kreuz erleben muß. Der Schulmeister und der Frater Klausner sagen einmüthig, du bist verdammt, wenn du so fortfährst. Zum Pfarrer bin ich nicht gegangen, denn der alte ist todt, und izt haben wir so einen Modeherrn aus der Stadt. Traue ja den Ketzern nicht; sie sind wie Schlangen; sie schmeicheln dir, bis sie dich im Garn haben. So bald du diesen Brief erhältst, so gehe davon oder — du siehst mich nicht mehr. Leb' wohl und sey dem Schutz Gottes empfohlen rc.

Michel las diesen Brief mit äusserster Bestürzung, und häufige Thränen rollten seine Wangen herab, die er mit seinem Schmerze in den Busen seines Freundes Christian ausschüttete.

Christian beredete Micheln, dem Wunsche seines Vaters ein Genügen zu thun. Verweile nicht, sagte Christian, denn theuer sind einem liebenden Vater die Augenblicke, in denen er um seine Kinder ist. Entreisse ihn durch deine schnelle Folgsamkeit den marternden Zweifeln, die ihn deines Heils willen beängstigen; von Mund zu Mund wirst du ihn auch eher seines Irrwahns überzeugen können.

Rührend

Rührend und traurig war der Abschied zween-ner redlicher Freunde; es war, als sollten sie sich das letzte Lebewohl sagen. Michel reiste fort mit beklemmten Muthe und ahndenden Herzen; traurig und langsam zögerten seine Schritte, und in zween Tagen hatte er noch nicht fünf Meilen zurückgelegt. Am dritten Tage kehrte er in einer Strassenschenke ein, und beschloß da zu über-nachten, obwohl ihn noch nicht der Abend zur Ruhe einlud. Hier war der Zweck seiner Reise, den ihm sein feindliches Schicksal ausgesteckt hat-te. Es war an einen Feyertage, und die Schen-ke wimmelte von lärmenden Zechern. Michel setzte sich abseits an den hintersten Tisch, und sah stier und traurig vor sich hin. Zween Werber, die da waren, auf Leute zu lauern, bemerkten ihn, und sahen ihn für einen verzweifelten Bur-schen an, den die Noth drückt, oder irgend ein bö-ser Handel in der Welt herumjagt. Sogleich mach-te einer davon mit ihm Gesellschaft, sprach ihm Muth und Fröhlichkeit zu, und gieng ihm nicht mehr von der Seite. Michel argwohnte nichts Böses, kannte ihn nicht für den, der er war, und sah ihn als einen lustigen guten Menschen an, den kein Kummer härmt, und keine Sor-ge drückt, und so war er Micheln nicht un-angenehm. Man aß, trank und lärmte bis die

Nacht einbrach, und den andern Tag ward Michel mit einem Transport geschlossen zum Regiment abgeführt.

Vierzehn Tage waren vorüber, und Christian wartete noch sehnlich auf eine Nachricht von seinem Freunde, die ihm dieser bey seiner Abreise versprochen hatte: und sehnlich harrte der Vater des Sohnes; aber noch erfreute den guten Christian kein Brief von seinem Freunde; noch harrte vergebens der alte Vater auf seinen Sohn, und zürnte auf ihn. Ach, rief er in seinem Schmerze auf, sie haben ihn schon in ihrem Netze! er achtet des Vaters nicht mehr — treulos wird er auch Gottes vergessen haben.

Nochmal ließ Franz an seinen Sohn schreiben, und bath ihn zu kommen. Wie erschrack aber Christian, als ihm sein Meister den Brief zu lesen gab, und er erfuhr, daß Michel noch nicht bey seinem Vater war. Er wußte nicht, was er denken sollte. Vermuthlich, dachte Christian, ist der Unglückliche in Räuberhände gefallen und ermordet worden, und weinte dem Lieben schmerzliche Thränen. Man schrieb dem Vater zurück, was man wußte, und dieß erbitterte den Alten noch mehr. Er glaubte nun steif und

fest,

fest, man wolle ihn belügen, und halte ihm seinen Sohn in den Banden der Verführung gefangen zurück. Täglich grub sich tiefer der Schmerz in seine Wangen ein, täglich wankte Franz näher dem Grabe.

Auch Christian war nicht mehr so heiter, so froh, und eine stille Schwermuth hatte sich seines fröhlichen Herzens bemächtiget. Sein Freund war ihm zu lieb gewesen, als daß er hätte gleichgültig bey dem ungewissen Schicksal desselben bleiben können.

Nach einiger Zeit verließ er die Werkstätte seines Meisters, und zog wieder in die Fremde.

Eines Tages gieng Meister Franz nach dem nächsten Städtchen, um dort Leder einzukaufen. Es war nur eine Tagreise von ihm entfernt; folglich kehrte er gleich den andern Tag wieder zurück. Es war schon spät am Abend, als Franz noch auf dem Wege war, und nur noch einige Stunden vor sich hatte, bis er zu Hause ankam. Still und schauerlich führte der Fußweg durch einen dichten Tannenwald, wodurch nur einige blasse Stralen des freundlichen Mondes durchblinkten. Franz bethete im Gehen — es war

so seine Gewohnheit — und eilte, soviel es Alter und Schwäche zuließen.

Plötzlich stieß er auf einen Gegenstand, der zu gleicher Zeit Schrecken und Mitleid in seiner Seele erregte. Ein Mensch lag vor ihm hingestreckt, verwundet und von dem häufig vergossenen Blute kaum mehr menschenähnlich. Franz schlug jammernd die Hände zusammen ob diesem gräßlichen Anblick, und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Zum Glücke sah er jemanden gegen sich kommen; es war ein Bauer aus dem nächsten Dorfe. Mit vollem Vertrauen redete ihn Franz sogleich an, und bath ihn, daß er ihm den armen Menschen möchte tragen helfen. Beyde hoben nun den Elenden auf, und trugen ihn zu des Bauern Wohnung, die nicht ferne war. Nun ließ er sich einen Wagen geben, und der Bauer führte den Erschlagenen in den Markt zu Meister Franzen, der es so haben wollte, damit er ihn unter seiner Obsicht hätte, und man ihm eher zu Hilfe kommen könnte.

Dieser Unglückliche war Christian, der von Räubern dieser Gegend überfallen, und so jämmerlich zerschlagen wurde. Franz ließ es an nichts fehlen; er sparte keine Unkosten und keine Pflege, um Christian wieder herzustellen. Am

fünften

fünften Tage erst war er im Stande, einige gebrochene Worte hervorzustammeln, und nun ließ Franz einen Geistlichen holen, der seiner Seele pflegen sollte.

Frey und ungeheuchelt sprach Christian zu ihm; entdeckte ihm seine Religion, aber bath den Priester doch um seinen Zuspruch und Trost. Nun erfuhr es auch Franz, wer sein unglücklicher Gast sey, und das Wort Lutheraner fuhr wie ein Donnerschlag in sein Ohr. Alles Gefühl, alle Menschlichkeit wich aus seinem Herzen, und Fanatismus und Menschenhaß drangen an ihre Stelle. Da in dem Orte kein öffentliches Spital war, und niemand sich des Elenden annehmen wollte — denn alle schienen froh zu seyn, daß diese Last auf Franzens Schultern fiel — war Gerber so grausam, den Todtkranken auf die freye Gasse zu setzen, und schloß sein Haus vor ihm zu. Ein alter armer Taglöhner, der sich halb von Arbeit, und halb vom Bettel nährte, gieng vorüber, und nahm den Verstossenen in seine Hütte. Und das geschah, ohne daß sich nur ein Menschenhaar darüber gekrümmt hätte.

Nach einigen Tagen kam Michel an, und stürzte freudig in die Arme seines Vaters. Er erzählte ihm sein unglückliches Geschicke, das Schuld war, warum er nicht eher hatte kommen können, und seine ganze Geschichte, bis auf den Vorfall, wo er hatte Soldat werden müßen. O Gott sey Dank! rief Franz, daß ich dich wieder habe, mein Sohn; du sollst nicht mehr aus meinen Armen; ich dachte schon, die Lutheraner — O denkt künftig besser von ihnen, fiel ihm Michel ein; ihnen habe ich alles zu danken, alles; daß ich mehr gelernt habe, daß ich klüger und besser geworden bin, ja sogar, daß ihr mich itzt seht, das haben wir den Lutheranern zu danken. Ich war eingesperrt zwischen unübersteiglichen Mauern; jeder meiner Tritte wurde beobachtet, als ich Soldat war: da machte ich mit einem Meister Bekanntschaft, dessen gutes Herz durch mein Unglück gerührt wurde. Er gab mir Arbeit, sonst hätte ich mich kaum des Hungertodes erwehren können, und liebte mich, wie sein Kind. Ich lernte seine Tochter kennen, liebte sie und wurde geliebt, und der Vater billigte unser Verständniß, kaufte mich los, und schenkte mir sein Vertrauen in einem so hohen Grade, daß er mich auf mein Wort zu euch reisen ließ. — Wirklich! sagte Franz erstaunt,

staunt, so viel Gutes haben sie dir gethan? — Ey, ey! nun sollte mich's bald reuen — Was, Vater! was? — Und hier erzählte Franz seinem Sohne, wie er mit Christian verfahren. Gott im Himmel! schrie Michel, das habt ihr gethan? — Sogleich eilte Michel fort, erkundigte sich um seinen Aufenthalt, fand ihn und fand — seinen Freund Christian. Welche Freude! — Welche Bestürzung! — O Freund! wirst du auch meinem Vater dieses himmelschreiende Unrecht verzeihen können? sagte Franzens Sohn, und ein Thränenstrom rollte über seine Wangen herab. — Christian drückte seine Hand, und ein sanftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen. Und du kennst mich noch so wenig, sagte er: dein Vater hat mir ja Gutes gethan — nicht er; die Unwissenheit war grausam gegen mich. Mich schmerzt nur, daß er mich noch haßt; daß ich sterben soll, ohne seine Liebe, seine Freundschaft mit mir zu nehmen. Laß ihn mir kommen, Freund!

Franz kam und trat schüchtern und schaamroth vor das elende Lager Christians, und sein Mund verstummte. Sanft und liebreich nahm ihn dieser bey der Hand, und sagte: ich fühle, daß ich sterben werde; laßt euch noch für eure

Liebe danken, ihr seyd ein guter Mann; aber ein blinder Eifer hat euer Herz partheyisch gemacht. Gewährt einem armen Menschen, der dem Tode nahe ist, eine Bitte — — seine letzte Bitte. Vergeßt, daß ich nicht eures Glaubens bin, und hört auf unschuldige Menschen zu hassen, die euch kein ander Leid thun, als daß sie anders denken, als ihr denket. Liebet und thut Gutes jedem Menschen ohne Unterschied der Religion; wir sind ja alle Brüder. Franz zerfloß in Thränen und verbarg sein Gesicht, das Schaam und Verwirrung bedeckten. O, rief er, was war ich für ein Ungeheuer! — Warum muß ich itzt erst von meinem Irrthum überzeugt werden!

Eure Hand, rief ihm der von Leiden erschöpfte Christian mit schwacher Stimme entgegen, eure Hand, guter Mann! Nun sterbe ich mit Freuden, sterbe mit der vollkommensten Zufriedenheit meines Schicksals, so traurig es auch immer für mich war. Ich nehme die Freude eines Sieges mit ins Grab, der alle Siege stolzer Helden an Herrlichkeit übertrift — — des Sieges der Menschheit über den Fanatismus. Laßt euch meine sterbende Lippen auf die eurigen drücken, dieser Kuß sey der erste Beweiß eurer Liebe — der

Be-

Beweiß, daß ihr euch wieder mit den Menschheit versöhnt habt. Lieber Freund! sagte er zu Micheln, als wir einander in S. . . bey deiner Abreise traurig Lebewohl sagten, unsere Herzen Unglück ahndeten, und wir uns zum Letztenmal zu sehen schienen, giengst du nicht von mir in dem bangen Wahne, daß das Schicksal unsere Wege auf immer gescheidet habe, daß wir ewig würden getrennt werden?

Michel. Ach ja, lieber Christian! ich dachte nicht anders.

Christian. (heiter lächelnd) Nun du bist deinen Weg gegangen, ich den meinigen — beyde den, den uns die Vorsicht vorgezeichnet hat, und hier kommen wir wieder zusammen, sehen uns, und genüssen die selige Wonne, uns als liebende Freunde zu umarmen: nun reisen wir wieder voneinander — weine nicht! Lieber! — trennen uns hier; und (bedeutend) sehen uns wieder. — —

Das waren Christians letzte Worte. Er hatte sich zu sehr angestrengt, und verfiel nun in eine Mattigkeit, wo er allen Gebrauch seiner Sinne verlohr. Seine Lippen schwiegen, aber sein Geist bethete, und war voll der seligsten Ahndungen von der Ewigkeit.

Nach zween Tagen starb der Edle, und Franz und sein Sohn beweinten in ihm nicht den Tod eines Menschen, den Tod eines guten, geliebten Freundes — mehr noch! das Verschwinden eines guten Engels.

Sein Leichnam wurde ganz der Sorgfalt und Willkühr Franzens überlassen, denn man hielt ihn für unwürdig, unter andern Todten zu ruhn. Das drang Franzen tief in die Seele. Vater! sagte Michel, es ist doch allenthalben Erde; Christian gehörte auch im Leben nicht unter die gewöhnlichen Menschen; er war zu gut für sie; er soll auch im Tode außer ihrer Gemeinschaft seyn. Es ist gut, daß er nicht liegt, wo Thoren und Weise, der Gute und der Böse untereinander geworfen faulen, denn ich fürchte, es möchten sich noch die Knochen eines Schurken an ihm reiben. Draussen, Vater! auf der Wegscheide, laßt uns ihn beerdigen; da bleibt er den Menschen im Gedächtniß, und ist nach langen Jahren noch eine kräftige Lehre. Was soll er in einem abgelegenen Winkel des Kirchhofes machen? man sucht die Todten ohnehin nicht; aber hier muß er jedem ins Aug' fallen, und jeder Gute, der vorüber geht, wird seine Asche segnen.

Hast Recht, Michel! sagte Franz, und ich will ihm ein Denkmal setzen lassen von Marmor, so schön und kostbar ich es vermag. Gut! sagte der Sohn und ich pflanze herum drey schlanke Tannen, die mit ihrem schwarzen Schatten sein Grab decken sollen.

Noch sagt der Leichenstein dem Wanderer, wer Christian war, wie edel und gut er war, und wie Franz mit ihm verfahren. Unsere Nachkommen, sagte Meister Gerber, mögen es wissen, daß ich gefehlt habe, und durch mein Beyspiel belehrt, besser werden.

Wie mehr Christians Charakter durch das Gute und Edle, das ihm eigenthümlich war, dem Leser auffallen wird, desto mehr fürchte ich auch, wird man die Wahrheit der wirklichen Existenz dieses Mannes bezweifeln, oder wenigstens nicht begreifen können, wie ein Mensch in der Lage, in der Christian sich als Handwerksgeselle wahrscheinlicher Weise von jeher mußte befunden haben, so habe denken, so handeln können.

Ich finde es nöthig, meinen Lesern diesen Zweifel zu heben; und gut, sie mit einem Manne genauer bekannt zu machen, dessen Leben

vielen

vielen eine nützliche Lehre seyn wird. Ich weiß, wie viele Feenmärchenleser es giebt, die nur seltne Begebenheiten und wunderbare Entwicklungen lieben, und denen also alles, was noch von dem guten Christian folgt, langweilig seyn wird, aber für diese schreibe ich auch nicht. Nie können wir uns zu lange bey dem Bilde eines guten Menschen aufhalten, denn der Bösen sind zu viel um uns. Laßt uns bey dem Andenken eines Guten nicht so schnell vorübereilen, wie der gaukelnde Schmetterling eine Rose überhüpft — unfähig ihre Balsamgerüche einzuathmen — unfähig der dauernden Wonne. —

Christian lernte Weisheit im Elend und Tugend in der Noth; das Schicksal bildete sein Herz nach Grundsätzen, die es mit Thränen ihm aufzeichnete, die Kummer und Elend aus der Menschen Auge pressen. Er kam in eine Schule, wo man die Geduld nicht theoretisch aus dem Epiktet studirt, und Schmerz und Leiden die Philosophie geben. Schüler, deren Geist nicht groß, deren Herz nicht stark genug ist, verzweifeln, ehe sie am Ende ihres Cursus sind. Es ist leichter, den Lauf der Sonnen zu messen, und die Größe des kleinsten Sternchens im zahllosen Sternen-Meere zu berechnen,

als stark zu seyn im Unglück; und leichter sich über einen Felsen stürzen, wenn man sein Schicksal nicht enträthseln kann, als ausharren im Leiden. Wenige halten aus, aber diese Wenigen sind schätzbarer, als Gold, das alle Feuer ausgehalten hat.

Christian wurde von ansehnlichen und bemittelten Aeltern gebohren; aber noch lag er unmündig in der Wiege, als diese ihn verließen, und Vormünder über ihn und sein Vermögen schalteten. In fünf Jahren hatten sie es durchgebracht, und Christian war nun unglücklicher als der ärmste Betteljunge. Man bedauerte ihn, fluchte den Pflichtvergessenen, aber niemand nahm sich seiner an. Christian wurde endlich in das Waisenhaus aufgenommen. Hier war des jungen Christians Bestimmung, einst diesen milden Ort als ein elender Krüppel zu verlassen. Den ganzen Tag an seine Arbeit gekettet, ohne Bildung des Geistes und Herzens, im Zirkel verdorbener Jungen, die durch Härte der Zucht und Mangel an Unterricht verstockte, schelmische Buben waren, hätte Christian zum Mann, zum nützlichen Bürger heranwachsen sollen. Ein alter Pastor in der Gegend, der einst als armer Student bey seinen Großältern die Suppe holte, vernahm

sein trauriges Schicksal, und forderte ihn aus dem Waisenhause zu sich.

Christian war ihm alles, denn er hatte weder Frau noch Kinder mehr, und sein weniges Vermögen dachte er für ihn anzuwenden. Fünf Jahre war Christian bey dem guten Manne, der ihn zärtlich wie sein Kind geliebt, und den der Kleine wieder so innig liebte, so verehrete wie seinen Vater. Er unterrichtete ihn in der Religion und allen Anfangsgründen derjenigen Wissenschaften, die er zu Christians Beruf erforderlich glaubte; und hier war es, wo der Saame des Guten in das Herz des Kindes gelegt wurde; hier faßte sein Herz die edlen Grundsätze, die ihn nachher zum guten Menschen bildeten, die ihn groß im Unglück, und ehrlich in der Noth erhielten. Der Mann dachte selbst hell und gut; hatte reine Begriffe, viel sein Lebtag erfahren und viel gedacht. Sein Wandel war das schönste Beyspiel der Tugend, und sein ganzer Kirchsprengel liebte und verehrte ihn, wie seinen gemeinschaftlichen Vater.

Christian hatte viel Talente und ein weiches, empfängliches Herz; in dieser kurzen Zeit hatte er schon viel gelernt, und zur größten Freude seines Pflegvaters zeigte sich schon itzt die Grund-

lage

lage seines edlen Charakters. Der Pastor schickte ihn nach dieser Zeit in das nächste Städtchen in die Schule, und empfahl ihn der Aufmerksamkeit und Liebe des dortigen Rektors, der einst sein vertrauter Gespiele war. Ihn hatten Alter und die Bürde seines Amtes, die nun schon zwanzig Jahre seine Schultern lastete, zu schwach gemacht, um ferner den angefangenen Unterricht mit seinem Zöglinge fortzusetzen.

Noch war Christian kein Jahr auf der Schule, als der Pastor plötzlich an einem Schlagfluße starb. Weitschichtige Freunde, die der Verstorbene in seinem Leben nie gekannt hatte, traten hervor, und bemächtigten sich des kleinen Vermögens, das er hinterließ.

Dieser Schlag des Unglücks fiel tödtend auf Christian. Wie ein Wetterstrahl stürzte er das schöne Gebäude seiner Hoffnungen; alle Aussichten verbarg ihm eine düstere schwarze Donnerwolke, und der Knabe stund da im Kraise, den das fürchterliche Schicksal um ihn geschlossen hatte, wie der Wanderer in einer grausen Wetternacht — staunend und zitternd.

Bezahlen konnte Christian nun nichts mehr, und hätte, unwissend wohin, von dannen ziehen sollen; aber weil er doch einmal dem Rektor war empfohlen worden, so behielt ihn dieser, und machte ihn zu einem der Aufwärter des Kollegiums. Hier mußte Christian unbeschreiblich leiden. Die niedrigsten und schweresten Geschäfte wurden ihm aufgetragen; dafür warteten seiner bey dem geringsten Versehn die grausamsten Züchtigungen, und Spott und Verachtung der Reichen, die mit ihm unbestraft ihr Spiel treiben durften, verfolgten alle seine Tritte. Und klagen durfte Christian niemanden seine Leiden; kein theilnehmendes Herz eines zärtlichen Freundes öfnete sich ihm; nur weinen konnte er im Stillen, und Trost aus seinem eigenen Herzen schöpfen. Aber nicht einmal so viel Barmherzigkeit fand er unter den Menschen, daß sie ihm ihr Gnadenbrod unter Drangsal und Verfolgung zu genüssen gönnten. Nicht lange stund es an, so mußte er das Kollegium verlassen. Weinend zog Christian von dem Orte, wo er so viel gelitten, und arm und hülflos hatte er Bettel und Hunger zu Gesellschaftern. Er nahm sich vor in die Stadt zu gehen, wo er einst im Waisenhause war, und dort zu bitten, daß man ihn wieder aufnehmen möchte.

Unterwegs traf er zu einem Schuster, bey dem er um Brod bath. Noch hatte Christian diesen Weg des Lebens nicht gekannt, aber Armuth und Hunger führten ihn darauf. Diesem erzählte der unglückliche Junge seine ganze Geschichte, und Thränen quollen dem guten Manne aus den Augen, die er behutsam vor Christian verbarg.

Aber was willst du denn so machen? sagte er zu ihm.

Christian. Ich weiß nichts. Ich will wieder in das Waisenhauß gehen, wo ich vormals war.

Wo's dir so übel gieng? Das must du nicht. Aber man nimmt dich auch nicht mehr an.

Christian. Man nimmt mich nicht mehr an? — Lieber Gott! so muß ich verhungern.

Das sollst du nicht. Gott sorgt für jedes seiner Geschöpfe. Möchtest du kein Schuster werden?

Christian. Alles, alles! wenn ich nur nicht betteln und nicht hungern darf.

Nun! du kannst gleich bey mir bleiben. Aber treu und fleißig und gehorsam must du seyn, sonst schick ich dich wieder fort, und es wird nichts aus dir werden.

Hier war nun der Standpunkt von Christians Beruf. Der ehrliche Schuster behielt ihn bey sich, nährte, kleidete und lehrte ihn, und hatte an dem guten Jungen seine Freude. Die Jahre seiner Lehrzeit giengen vorüber, und noch drey Jahre diente ihm Christian als Lohnjunge, als ihm endlich sein Meister eröfnete, daß er nun in die Fremde reisen müsse. Christian lebte so wohl und so zufrieden bey seinem Wohlthäter, daß er sich wieder in die glücklichen Tage versetzt glaubte, die er bey seinem ehrwürdigen Pflegvater, dem guten Pastor hatte, und nun wieder aus dem Schooße der Ruhe und des Glückes hinaus in den Wirbel der Zufälle und des mißgünstigen Schicksals — das war ein schmerzlicher Gedanke, der ihm viele bittere Thränen kostete. Aber es mußte so seyn. Sein Meister gab ihm einige Kleidung und etwas Geld und hieß ihn in eine entfernte Stadt gehen, wohin er ihm ein Empfehlungsschreiben an seinen Bruder mitgab, der dort das nämliche Gewerbe trieb.

Nun fangen seine Wanderjahre an, die ich hier zu erzählen weder Raum noch Zeit genug übrig habe: sie würden allein einen ganzen Band anfüllen. So wie sein ganzes Leben waren auch diese Jahre ein steter Wechsel von Widerwärtigkeiten

keiten und Leiden, womit die Menschen einander selbst zu lasten sich bestreben. Kaum daß er einige Tage der Ruhe genoß, sich einige Stunden des Lebens freute, und mit Siegeswahn sich der überstandenen Leiden erinnerte, so gieng schon wieder den andern Tag die Sonne düsterer über ihn auf, und ein neues Ungewitter stürmte auf ihn los.

So wurde Christian stark im Leiden, und groß im Unglück; sein Glaube an Gott gab ihm Trost, und seine Tugend Stärke, und Weisheit lehrte ihn die Erfahrung. Er hatte gelernt, daß man nicht auf lockern Grund bauen, und dem Menschen und dem Glücke nicht trauen müsse; daß man sich nicht blenden lassen dürfe von dem Schimmer glänzender Hoffnungen, und daß der Mensch nur auf die Gegenwart rechnen kann. Er hatte gelernt, daß der Schwächere das Lastthier des Stärkern ist, und daß er schwerlich sein Joch abschütteln wird, und Starrsinn und Empörung gegen sein Schicksal das Joch mehr erschwere; daß schon einmal der Gang der Dinge den Ochsen zum Pflug, den Esel zur Last verdammt habe — den Menschen zu allem.

Seine Verlassenschaft war das Eigenthum des Weisen, der alles mit sich trägt. Aber doch

 fand

fand sich darunter ein Stück, das Michel allein zu sich nahm, und höher schätzte, als Tonnen Goldes. Es war folgendes Gebeth, das durch den täglichen Gebrauch kaum mehr leserlich war.

Göttlicher Mittler, der du vom Vater gesendet worden, um Licht und Wahrheit in die Welt zu bringen; und die Menschen selig zu machen, sieh herab auf deine heilige Kirche, beschütze sie und sey bey ihr bis ans Ende der Zeiten. Laß sie eine treue Bewahrerinn deiner göttlichen Lehren seyn, und von deinem Geiste unaufhörlich geleitet werden.

Erhalte die Religion, die du mit deinem Blute gestiftet hast, in jener himmlischen Lauterkeit, mit der sie aus deinem untrüglichen Munde geflossen ist.

Gieb deiner Heerde treue Hirten, und erfülle sie mit Weisheit und apostolischem Eifer. Dein Geist schwebe auf ihren Lippen, wenn sie dein Wort verkündigen, die Jugend unterrichten, und den Sterbenden auf ihrem Todbette beystehen.

Gieb, daß der Geist der Eintracht und des Friedens unter den Bekennern deines heiligen

Namens herrsche; daß sie einander als Brüder lieben; daß sie sich wegen Fehlern und Schwachheiten nicht verachten, hassen, verfolgen, sondern einander ertragen, gleichwie auch unser himmlischer Vater seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt.

Zwar bethen wir in Demuth die unerforschlichen Rathschlüsse an, nach welchen du unter jenen, die den Christen-Namen führen, so verschiedene Glaubensbekenntnisse zulässest: aber um deines heiligen Namens willen bitten wir dich, Erlöser der Welt, nimm dieses Aergerniß endlich hinweg; versammle uns alle in deinem Schaafstall, und laß uns untereinander eins seyn, so wie du eins bist mit deinem himmlischen Vater.

Erbarme dich auch des Volkes, welches einst dein auserwähltes war, und zu welchem du ehemals selbst gehörtest, und itzt verlassen und verstossen in der Welt herumirrt. — Mache dich auch den Völkern kund, die dich noch nicht kennen, und laß das Licht deines Evangeliums aller Orten aufgehen, wo Finsterniß herrscht. — —

Bald darauf wurde Michel seines Vaters Erbe. Er hatte keine Freude mehr an seinem Geburtsorte, und die Liebe zu seinem Mädchen hatte ihn seither täglich an sein Wort erinnert,

das er dem guten Manne gab, ehestens wieder zurück zu kehren. Er nahm nun sein Vermögen zusammen und reiste dahin, wo schon lange sehnlich ein guter Vater, und ein liebendes, tugendhaftes Mädchen seiner warteten.

Glückliche Tage verlebte Michel im Schooße einer zahlreichen Familie, an der Seite einer zärtlichen Gattinn; Gottes Segen ließ seinen Fleiß gedeihen, und was er liebreich seinem Nebenmenschen Gutes that, wurde ihm reichlich wieder vergolten. Er selbst schrieb seine und Christians Geschichte auf, und machte sie zum Lesebuch seiner Kinder. Der Tag, an dem er Christian hatte kennen lernen, war ihm ein jährlicher Festtag, und die Freude des Hauses feyerte ihn; aber wenn sein Sterbetag einfiel, war Michel traurig, weinte ihm noch eine Thräne des Dankes, und unterhielt sich mit seiner Familie über die traurigen Schicksale des Guten.

Sterbend bath er noch seine Kinder, der Lehren lebelang nicht zu vergessen, die Christian ihm gab. Liebt euren Mitmenschen, sagte er, und thut Gutes jedem, der euer bedarf; hasset und verfolget den nicht, der nicht in eurem Tempel geht; wir sind alle Gottes Kinder.

Callo,



Callo,
ein
Beyspiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen.



Mit Schaudern denkt der fühlende Menschenfreund in die vorigen Zeiten zurück; schüchtern wagt er einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit, wo er die Vernunft in Fesseln geschmiedet und die Menschheit unter der Last der Vorurtheile gebeugt vom Fanatismus mißhandeln sieht; wo sein Auge bey jedem Blick vor den gräßlichsten Barbareyen der Menschen, vor den schändlichsten Thaten erschrocken zurückbebt, und wo er schmerzlich aufruft: Gott! waren das auch deine Menschen? — —

Traurig ist diese Rückerinnerung; aber doch nothwendig ist sie — nothwendig ist es, daß wir in die vergangenen Jahrhunderte zurücksehen, um das Bild unsrer Zeiten nicht außer Augen zu lassen, und es richtiger zu beurtheilen; denn wir könnten nie sagen, unsere Zeiten sind besser oder schlechter, wenn wir sie nicht mit den verflossenen in Vergleich stellen.

Noch ist unser Jahrhundert nicht so aufgeklärt, daß aller Nebel der Unwissenheit und Vorurtheile verschwunden wäre, der Geist sich über die Niedrigkeit unsinniger Irrthümer zu höhern Begriffen emporgeschwungen hätte; noch hat die Aufklärung, die reine Religion des Gott-Menschen, die Herzen nicht so ganz gebessert, daß nicht noch Haß und Verfolgungsgeist die edelsten Empfindungen in vielen Herzen erstickt, daß nicht noch Rache und Blutdurst in der Brust des Fanatikers toben und nicht auch itzt noch das Nachbild jener schrecklichen Auftritte zu befürchten wäre, wo einst Menschenblut in Strömen zur Schande der Vernunft und der Menschheit floß. Wirklich — ich kenne selbst viele — giebt es noch Menschen, die an dem entehrenden Vorurtheil hangen: Hasse und verfolge jene, die nicht deines Glaubens sind: Menschen, die vergessen,

was Christus gelehrt hat, die nur eines Winks bedürften, um mit der verheerenden Gewalt eines jähen Stromes über ihre Mitmenschen herzufallen, und im Namen der Gottheit zu morden, zu rauben und zu wüthen, wie der reißende Tyger unter den friedlichen Thieren.

Ich bemitleide sie, die Unglücklichen, in deren Seele es noch so düster aussieht, die noch so menschenfeindlich denken, und wünsche, daß es auch in ihrer Seele licht werden möchte; daß sie zur Vernunft zurückkehren und sich mit der Menschheit aussöhnen möchten.

In dieser Absicht will ich hier meinen Mitbürgern eine Geschichte erzählen, die ihnen ein Bild darstellen soll, das ihr Herz mit Schauder und Entsetzen erfüllt, das ihnen bey jeder Erinnerung desselben sagen soll: Mensch! liebe deinen Bruder, und hasse ihn darum nicht, weil man ihn anders denken gelehrt hat, als dich.

Die Zeit dieser Geschichte fällt in die traurige Lage Teutschlands, wo der bekannte dreissigjährige Schwedenkrieg — aus einem irrigen Religionseifer angefacht — alles verheerte.

Unbegreiflich ist es, wie lange der Mensch zu der Lehre des Evangeliums, zur Belehrung und zur Besserung braucht. Erst als Millionen Ungerechtigkeiten waren begangen worden, erst als Millionen Menschen auf die grausamste Art waren hingewürgt worden, sah man ein, daß Gott allgemeine Liebe befohlen, daß er dieß Gesetz jedem Menschen ins Herz geschrieben. Man war das Schlachtens müde, satt des getrunkenen Blutes, und nun gewann man erst einige Augenblicke zum Denken. Doch zur Sache.

Noch steht in D * * * die alte Festung, die einst lange Gustavs Waffen getrotzt, bis sie endlich durch die Uebermacht bezwungen, sich hatte ergeben müssen. Sie ist die Krone eines hohen Felsen, der dem Wanderer einen fürchterlichen Anblick darbeut. Auf der Ostseite ist sie schon ziemlich zerfallen, und zeiget dem staunenden Auge nichts als die morschen Ueberbleibsel ihres ehemaligen Stolzes, darinn nun Raben und Krähen nisten, und Nattern und giftige Gewürme. Zitternd eilt der Furchtsame vorüber, wenn der klägliche Unkenruf aus dem Graben in sein Ohr dringt, und die Eule ihre schauerliche Stimme erhebt.

Tapfere Krieger, die muthig den blutenden Säbel schwangen, und vor dem Donner der Kanonen nicht bebten, fürchteten sich hier Wache zu halten, denn der Wahn von Gespenstern hatte sich auch des muthigsten Herzens bemächtigt: aber hier stieg der Wahn zur völligen Gewißheit.

Gebäude stehen bey den Einfältigen nie in einem guten Rufe und eine alte Sage hatte den Wall, der die Festung umgab, ganz und gar verschrien. Man glaubte öfters eine düstere Todtenstimme zu hören, und die Einbildung schuf sich gleich den Geist persönlich, von dem diese Stimme kam.

Einst traf hier die Wache auch einen alten Krieger, der kühn und fest war, wie der Stahl seines Schwertes, und den keine Gefahr schreckte. Die feyerliche Stunde der Mitternacht rückte heran, die Erde schwieg, und alles lag still und schauerlich in grauser Finsterniß umher, da hörte der Krieger die Stimme, aber verstehen konnte er sie nicht. Er sah sich um, doch kein Gegenstand wies sich seinem Auge; er rief und stieß mit seinem Doppelhacken auf den Boden, daß es laut wiederhallte, und die Stimme fuhre fort. Seine Stunde war vorüber,

und er meldete es dem Offizier. Furcht und Staunen bemächtigte sich aller, und keiner wollte Wache halten.

Den andern Tag wurde ein junger Mann dahin gestellt, ein toller Waghals, der es mit einer ganzen Hölle voll Gespenster aufzunehmen versprach. Unbekümmert und muthig sang er sich ein Liedchen von Wein und Liebe; aber bald wurde er durch die Stimme, die sich wieder hören ließ, unterbrochen, und unter ihm vernahm er ein starkes Klopfen. Auf einmal sank der Muth des unbesonnenen Jünglings, er zitterte, und der kalte Schweiß lag ihm auf der Stirne. Es fuhr immer fort zu klopfen, und die Stimme wurde immer lauter. Aengstlich und bebend erwartete er die Stunde, wo er abgelöst wurde, und kam blaß und zitternd in die Wachstube. Er meldete seinen Vorfall dem Lieutenant, und dieser dem Generalmajor v. W * * *. Nun war alles rege, und der Geist gieng schon in tausend seltnen Gestalten von Mund zu Munde. Dem Generalmajor war die Sache auffallend, er dachte nach, und glaubte bey ältern Leuten hierüber Erfahrung einholen zu können. Er that in der ganzen Stadt und der Festung Nachfrage, aber keine genügende Auskunft wurde ihm gegeben. O;

hieß

hieß es, daß ist nichts neues; es ist der Schloßgeist; schon viele Jahre hören wir ihn; und jeder wußte ihm ein anderes Mährchen davon zu erzählen. Allein v. W * * * gab sich nicht damit zufrieden, und sein Wille war einmal, den Grund der Sache zu entdecken.

Unterdessen traf ein Regiment königlichschwedischer Truppen zur Verstärkung ein, und Generalmajor v. W * * * lud diesen Tag alle Offiziere zu seiner Tafel. Bey Tische erzählte er ihnen den gehabten Vorfall, und man staunte darüber; einige lachten, andere erschracken; wenige dachten ernstlich darüber nach. Wenn sich die Stimme heute wieder hören läßt, sagte v. W * * *, so lasse ich auf dem nämlichen Platz in die Erde graben, ich will doch sehen, was hinter der Sache ist. Ja, schrien alle zugleich, von einem Triebe der Neugierde gereizt, das thun Sie; wir wollen dabey seyn, und das Gespenst sehen.

Die Tafel wurde aufgehoben, alles trat auseinander, und einem jungen Lieutenant fiel das Portrait eines alten ehrwürdigen Mannes in die Augen. Starr und unverruckt blieb sein Auge daran hangen, und konnte nicht satt werden es zu sehen. Was finden sie an diesem Gemälde,

sagte

sagte v. W*** zu ihm, es scheint Ihnen nicht gleichgültig zu seyn. Ich kenne ihn nicht, den guten Mann, antwortete der junge Officier, aber er hat so was Edles, so was Gutes in seiner Bildung, das mich ganz an ihn hinzieht. Sein Anzug sagt, daß er einst die Stelle eines Pastors hier muß vertretten haben.

Er wird meinem Herzen immer werther, ich möchte ihn näher kennen, es muß ein treflicher Mann gewesen seyn. Ein treflicher Mann, sagte v. W***, wenn dieß Bild nur nicht das Ideal des Malers ist. Aber wir wollen uns genauer mit ihm bekannt machen. Ich bin mit meinem Regimente nur erst ein paar Wochen hier, und weiß um nichts, aber ich will heute noch in der Stadt nachfragen lassen.

Das geschah, und ein betagter Mann, der hier gebohren, erzogen und alt geworden war, wurde herbeygeholt. Man wies ihm das Gemälde, und kaum sah er es, so rief er auf: Ach! das ist der gute Pastor Callo, und Thränen netzten sein halb erloschenes Auge.

Er muß euch nahe gehen, sagte W** was ist es denn mit ihm?

Ach! er ist gestorben, oder — verschwunden; hin ist er, und Gott weis, wo er hingekommen ist. Es war ein redlicher, herzensguter Mann, that allen Menschen Gutes, wo er konnte; aber sie haben ihn gewaltig gedrückt.

Wie so? — — —

Sein ältester Sohn hatte noch nicht fünf Jahre, als er von der Seite seines Vaters kam, ohne daß man wußte wohin; noch blieben ihm drey Töchter und ein Söhnchen, das das Vermächtniß seiner sterbenden Gattinn war; mit diesen theilte Callo seinen kümmerlichen Unterhalt, war arm und verachtet — und glücklich in sich selbst. Aber der Bürgermeister, der ein Todfeind aller Nichtkatholiken ist, haßte ihn von Grund der Seele, und entriß ihm sogar die Besorgung seines Amtes. Vielleicht hat ihn Hunger und Elend aufgerieben; er ist nicht mehr.

Gott! rief v. W***, welche Härte von Menschen! und das Auge des edlen Kriegers trübte sich. Aller Herzen wurden gerührt, und der junge Offizier empfand einen Schmerz, der weit über den gewöhnlichen Antheil an den Leiden der Menschen erhaben war.

Die ganze Gesellschaft beschenkte den alten Mann für den Dienst, den er ihnen geleistet. Mittlerweile trat eine Ordonanze des Wache habenden Offiziers ins Zimmer, und meldete dem Generalmajor, daß sich die Stimme wieder hören ließe. Die Neugierde weckte alle aus der sanften, stillen Schwermuth der Seele, darein sie Theilnahme an Callos Schicksal und ihre traurigen Empfindungen versetzt hatte. Der Generalmajor begab sich mit ihnen an den Ort, und alle hörten die nämliche Stimme, und je lauter sie untereinander wurden, desto lauter wurde auch die Stimme gehört.

Bey Gott! rief von W***, das ist nicht die Stimme eines Geistes; hier unter dieser Decke von Moos und Stein liegt ein Geheimniß vergraben, vor dessen Entdeckung ich schaudere. Meine Herren! wir wollen bald sehen, was es ist. —

Alles staunte und schwieg schaudernd und erwartungsvoll. Sogleich wurden einige Sapeurs geholt, und auf der Stelle, wo man die Stimme gehört zu haben glaubte, wurde zu graben angefangen. So bald die erste Schichte von der Erde weggeschaft war, kam man auf Mauer, und kaum waren einige Ziegeln abgenommen,

nommen, so stieg ein Dampf hervor, der alle von der Oefnung zurückscheuchte. Von W*** und der junge Offizier traten zuerst wieder hinzu und sahen — — einen alten, eisgrauen Mann zur Erde liegen — nicht todt; noch athmete er. Durch den schnellen Zugang der Luft war er in eine Ohnmacht gefallen. Man zog ihn heraus, und suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Ach! das ist Callo, rief der junge Offizier — das ist Callo, rief von W*** — und Callo! Callo! erscholl es aus aller Mund. Der Generalmajor ließ ihn auf sein Zimmer bringen, und befahl, alle mögliche Pflege und Sorgfalt daran zu wenden. Der junge Mann, der schon im leblosen Bilde so viel für ihn empfand, wich nicht mehr von seiner Seite, und mit der zärtlichsten Sorgfalt, als ein liebender Sohn am Sterbebette seines Vaters, bemerkte er jeden Athemzug des Greisen, jede Bewegung.

Nach Erholung einiger Stunden kam Callo wieder zu sich, fühlte sich, und kam so viel zu Kräften, daß er — zwar mit schwacher Stimme — reden konnte. Noch war ihm das Licht des Tages unerträglich, und jeder stärkere Schall der Stimme war seinem Ohr schmetternder Donner. All sein Gefühl hatte einen so hohen

Grad der Feinheit erlangt, daß jeder stärkere Eindruck eine schmerzliche Empfindung verursachte. Nach einer Weile fieng Callo an, dem Generalmajor und dem jungen Offizier, die allein um ihn waren, seine Geschichte zu erzählen, und entdeckte ihnen das schaudervolle Geheimniß seiner unterirrdischen Wohnstätte — ein Geheimniß, das mit ihm hätte vermodern sollen, und das die Vorsicht mit ihm aufbehielt.

Nun sind es schon dreyzehn Jahre, hub Callo an, daß ich in dieser Höhle eingemauert lebe; ich war nicht da, zu leben, sondern, um elend zu verschmachten; aber Gott vereitelte die Absicht der Feinde, und ließ mich hier Wurzel und Kräuter finden, von denen ich mich bis diese Stunde genährt habe.

Aber wie, und durch wen seyd ihr denn dahin gekommen? fragte von W***.

Ich will es ihnen gleich sagen, fuhr Callo fort. Ich war hier der Hirte eines kleinen Häufleins, das im Stillen nach dem Glauben seiner Väter lebte, und sich jederzeit ruhig unter seinen Oberherren verhielt. Es war immer meine erste Sorge, Friede in den Herzen zu schaffen, und sie zur Verträglichkeit mit dem grössern Thei-

le — den Katholiken — zu ermahnen. Der Bürgermeister — er wird wohl schon todt seyn — war mir vom Herzen gram, und verfolgte alle meine Schritte und Tritte. Ungeachtet aller Behutsamkeit, aller Sorgfalt konnte ich ihm doch nicht entkommen — wer entflieht auch der Gewalt? — Er nannte uns unterscheidungsweise nur Bestien und Hunde, und haßte alle Lutheraner, wie seine Todtfeinde.

Gott verzeih es ihm! der Mann hat mich oft geschmerzt, und ich war ihm deßwegen nie feind, denn es war nicht seine Schuld, daß er so dachte. Sein Haß gieng endlich so weit, daß er mir die kleine Pfarre, die ich hatte, nahm, und arm und brodlos mit vier Kindern bey Lebensstrafe verboth, jemals eines meiner geistlichen Geschäfte mehr zu verrichten. Ich unterwarf mich meinem Schicksal, und dachte, entweder leitet Gott das Herz des Irrigen auf bessere Gedanken, oder er nimmt dich bald zu sich. Ich hatte genug zu thun, einige hitzige Köpfe unter meinen Glaubensgenossen ruhig zu erhalten, der Streich that ihnen wehe, sie hatten mich alle lieb; sie ließen mich daher auch keine Noth leiden, und unterstützten mich nach eines jeden Kräften. Da sie meines Unterrichts und

meines Umganges nicht entbehren zu können glaubten, so drangen sie unablässig in mich, ich möchte sie doch in der Stille besuchen, und mein Amt heimlich unter ihnen verwalten. Ich sah die Gefahr vor und den Tod, der mir drohte, aber die Liebe zu meinen Schäfchen überwog alle Furcht; machte mich kühn und standhaft; ich wagte es. Bald wurde ich entdeckt, die Sache dem Bürgermeister verrathen, und ich ins Gefängniß geschleppt.

Wüthend, wie ein ergrimmter Löwe, fuhr er mich an, und hätte mich in Stücke zerrissen, wenn ihm die Wuth keinen grausamern Tod angegeben hätte. Ha! Elender! schrie er, ich habe dir den Tod geschworen, und du sollst ihm nicht entgehen — aber einen Tod, der grausamer und schrecklicher ist, als das Rad und der Scheiterhaufen. Höre dein Urtheil. Du und dein Glaube, ihr seyd beyde Kinder der Finsterniß, und dahin sollt ihr wieder zurück. Lebendig wirst du in eine Höhle eingemauert werden. Da magst du den Würmern predigen, und den Kröten deine teuflische Lehre verkünden; Schlangen sollen deine Diener seyn, und die Vipper deine Gefährtinn. Jammer und Fluch sey dein Gebeth, und Verzweiflung der Dienst deines Altars.

tars. Stille den Durst von deinem Blute, und den Hunger von deinem Fleische, und — fahre zur Hölle.

Entsetzlich! rief von W***, eiskalt läuft es mir über den ganzen Leib, und jedes eurer Worte macht mich schaudern. Unglücklicher Alter! Aber sagt mir, wie nannte sich der Unmensch?

Wie ich euch gesagt habe; ich glaube, er ist schon todt. Hartenstein nannte er sich.

Wie? sagte von W***, Hartenstein? — Der lebt ja noch. O wenn es der nämliche wäre — o er muß es seyn. Izt, in dem Augenblick will ich nach ihm schicken.

O laßt ihn, bath Callo; ich habe ihm längst verziehen, möge ihm auch Gott seine Grausamkeit verzeihen. Ueberlaßt ihn der Strafe seines Herzens, und der Gerechtigkeit des Himmels; ich bitte euch, denkt nicht auf Rache.

Nicht Rache, erwiederte von W***, nur Genugthuung der beleidigten Menschheit, er ist es ihr schuldig. Die Gesetze richten über ihn, und die Menschheit verdammt ihn.

Ja, sagte der junge Offizier, er soll, er muß büßen für seine Unmenschlichkeit. Verdient der Bösewicht Liebe und Schonung, der die Menschheit schändet, und sie mit Füßen tritt? Nein, hier wäre Nachsicht ein Verbrechen, und der Sieg der Bosheit; er soll der gerechten Strafe nicht entgehen.

Von W*** ließ Hartenstein, den Bürgermeister, vor sich rufen, und stellte ihn, als er kam, gerade Callos Bildnisse gegen über. Herr Bürgermeister, fieng von W*** an, dieß Bildniß gefällt mir so wohl, daß ich gern auch das Original kennen möchte; können Sie mir nicht sagen, wessen Bild es ist? — Hartenstein sah es an, aber sein Blick wich furchtsam zurück, und Angst und Verwirrung bemächtigten sich seiner. Mit sichtbarer Unruhe antwortete er: Ja — ich denke — wenn ich — nicht irre — es war einst — ein lutherischer — Pastor — der Pastor — Callo.

Ist er schon lange todt? — Ich möchte seine Grabstätte sehen — der Mann ist meinem Herzen werth. — Wo liegt er begraben?

„Ich kann Ihnen nicht dienen, Herr Generalmajor!„

Es wird sich wohl erfragen lassen?

„Ich zweifle sehr; ich kann mich eben erinnern, daß er hier gar nicht gestorben ist.„

Gut! er mag ruhen im Frieden! — Aber noch eins. Ich habe vor einigen Stunden eine wunderliche Entdeckung gemacht; und Sie, glaube ich, können mir auf die Wahrheit helfen. Schon einige Tage gieng das Gerücht unter den Soldaten herum, daß es in der Vestung spucke. Man glaubte, zu verschiedenen Zeiten eine Stimme gehört zu haben. Es wurde mir gemeldet, und nach meinem Grundsatze: nichts ohne Untersuchung zu verwerfen, nahm ich mir vor, der Sache selbst nachzuforschen. Ich ließ mich an den benannten Ort hinführen, hörte wirklich selbst die Stimme, und ließ gleich auf der Stelle, wo sie hörbar war, in die Erde graben — und — stellen Sie sich vor, Herr Bürgermeister! wir fanden — einen alten, ganz verwachsen und verwilderten Greisen. Ich nahm ihn zu mir, und als ich ihn näher betrachtete, glaubte ich, einige Aehnlichkeit dieses Bildnisses mit seinen Gesichtszügen zu finden. Sie sollen selbst entscheiden.

Auf ein Zeichen trat Callo von dem jungen Offizier begleitet aus einem Seitenkabinete; Gott! rief er, es ist Hartenstein. Todenblässe überzog das Gesicht des Schuldigen, als er Callo sah, und Callos Stimme hörte, und ohnmächtig sank er zur Erde. — — Hilfe! Hilfe! rief Callo, er stirbt! Hilfe! Hilfe! riefen von W*** und der Lieutenant, er ist nicht werth, dieses sanften Todes zu sterben.

Man brachte ihn nach einer Weile zu sich, und ließ ihm einige Minuten Ruhe zur Erholung.

Ha! Ungeheüer! fieng von W*** zu ihm an, dein Herz war hart und grausam genug, den guten, unschuldigen Greisen so entsetzlich zu mißhandeln! — Kein Trieb der Menschenliebe, keine sanfte Regung bewegte es — nicht sein Bitten — nicht seine Thränen rührten dich! — Abscheu der Menschen! Welch ein Richter der Erde mag deine Unthat richten? — Wo ist ein Strafgesetz strenge genug, deine Missethat zu rächen? — —

O schonet sein, bath Callo, Gott ist sein Richter, und keine Menschenstrafe ist schrecklicher als die Folter seines Gewissens.

Ich

Ich verzeihe euch gern, Hartenstein! und möge euch auch Gott verzeihen. Er weis es, der Allwissende! daß nie mein Herz um Rache zu ihm gebeten, nie mein Mund euch geflucht habe. Ich bath um Stärke und Trost für mich, um Gnade für euch. Aber sagt mir, wo sind meine Kinder. Sie sind mein alles — o laßt sie mich wieder sehen.

Hartenstein schwieg. Diese Frage foderte das Geständniß einer noch entsetzlichern Greuelthat. Rede, Bösewicht! donnerte ihm von W*** ins Ohr, rede! wo sind sie? — Hast du sie erwürgt? — oder deinen Hunden zu fressen gegeben? Hast du sie in Stücke zerhauen und den Raaben aufgetischt? Ha! ich kann mir keine Grausamkeit denken, der du nicht fähig bist. — Rede! — —

Verzweiflungsvoll raste er sich auf, und mit wüthenden Geberden schrie Hartenstein: Nun macht mit mir, was ihr wollt. Ich bin in den Händen meiner Feinde. Trettet mich unter eure Füsse, flucht mir, schneidet Riemen aus mir, und reißt mir stückweiß das Fleisch vom Leibe; thut was ihr wollt, ich bin in eurer Gewalt. —

Elender! rief ihm der junge Offizier entgegen, glaube nicht, daß noch ein Mensch so grausam seyn kann, als du bist; du übertriffst den wildesten Caraiben. Aber rede! — —

Nun, so hört, fieng er an, und zittert bey jedem Worte, und flucht Gottes Donner auf mich herab. Erblaßt, wenn mein Mund sich öfnet, und sinket zur Erde, wenn ihr hört, was ich that.

Aengstlich erwarteten alle, wie Hartenstein beginnen würde, und von Schrecken und Entsetzen zusammengeworfen fielen sie hin, als er endete.

Eure kleinen zween Knäblein, fieng Hartenstein an, hat ein armer Bürger zu sich genommen, aber als der starb, weis ich nicht, wo sie hingekommen sind.

Vater der Menschen! unterbrach ihn Callo, mögen sie bey Dir seyn; hienieden wartete ihrer ohnehin nichts Gutes. — Aber meine Tochter — — —.

Die habt ihr von mir zu fodern, fuhr Hartenstein fort. Als ihr aller Menschen Augen unsichtbar geworden, ließ ich eure Tochter vor

mich

mich rufen; ich wollte ihr Glück machen; aber eure Herzen sind verhärtet, wie Pharaos seines, und euer Geist ist unbiegsam wie ein hundertjähriger Eichenstamm. Ich sagte ihr, sie solle ihrem Afterglauben absagen, und das katholische Glaubensbekenntniß ablegen, damit ich sie mit reinem Gewissen zu meiner Buhle hätte nehmen können, und es wäre ihr wohl dabey gewesen. Aber die stolze Dirne verschmähte meine Liebe und meinen Glauben, und — — —

Und du erwürgtest sie, Unseliger! rief von W***.

Nein! ich ließ sie in dem Stadtthurm einsperren.

Und da lebt sie noch? rief Callo.

Ja! wenn der Hunger sie nicht verzehrt und der brennende Durst sie nicht getödtet hat, so lebt sie noch. Geht hin, und sucht sie.

Man eröfnete das Gefängniß, und fand nur noch einige Knochen. Ihre Kleidungsstücke, wovon noch einige kennbar waren, zerfielen in Staub, als man sie berührte.

Ich wage es nicht den Vaterschmerz des Greisen Callo; nicht das Entsetzen und den flammenden

menden Zorn des Generalmajors zu beschreiben, keine Feder wird je Leiden und Empfindungen des Herzens dieser Art beschreiben, nie auch die fruchtbarste Einbildungskraft sich vorstellen können. Schmerz und Wuth theilten sich in des jungen Offiziers Seele, und er würde den Bösewicht in Stücke zerrissen haben, wenn nicht selbst Callo und von W*** sich dazwischen gestellt, und ihn besänftiget hätten. Wir wollen unsere Hände nicht mit dem Blute eines Verworfenen beflecken, in dessen Adern Krötengift schleicht, dessen Herz selbst Ixions Geyer nicht anfressen würde, sagte von W***, und ließ ihn von der Wache ins Gefängniß führen.

Maler! wenn deine Kunst den hohen Grad erreicht, daß die Natur sie Schwester nennt, und das Auge des Kenners selbst noch getäuscht wird; wenn du den rasenden Sturm und den heulenden Nord, der die wankende Donnerwolke vor sich her durch die Lüfte peitscht; den Spiegel des Meeres zerreißt, und die brausenden Wogen übereinander wirft, auf todte Leinwand hinklecksen kannst; wenn du die Schrecken der Finsterniß, und alle Angst der Seele bey den fürchterlichen Schlägen des Donners ausdrücken kannst;

das Zagen und Stürmen der Seele, Raserey und stummer Schmerz muß in deiner Gewalt seyn; jede Fiber im menschlichen Körper muß das Spiel deines Pinsels seyn können — — dann Maler! — dann male mir die Seele des Verzweifelnden. Erhitze deine Einbildungskraft, und stelle dir eine Empörung der Hölle vor; laß Teufel gegeneinander im Feuerkampfe wüthen, und nimm dieses Bild zur Grundlage, wenn du den Aufruhr schildern willst, der das Herz des Verzweifelnden zerstört: und alles Nacht — die schwärzeste Nacht sey der Grund deines Gemäldes. Toben muß es innen und rasen, wie der schäumende Ozean tobt, und Boreas durch die seufzenden Lüfte raset; kein Schimmer des Lichts durchbreche die Finsterniß, als etwa eine düstere Flamme des Feuers, das in seinem Busen wüthet; und aussen — zeige Verwüstung. Lasse Sonnen und Monde übereinander stürzen, und ein neues Cahos in dem leeren Raume entstehen, und das kann dir die Idee von der Zerstörung des Körpers geben. Kein Zug des Gesichts muß mehr mit dem andern Gemeinschaft haben, kein Theil mit dem andern, gräßlich, wie wenn ein brennender Komet im Kreisel herumgetrieben würde, rolle sein Auge; sein Haar muß zerrauft und emporsträubend,

bend, seine Wange blaß und eingebrochen seyn. Jeder geheime, noch nicht ganz hervorgepreßte Fluch des Herzens schwebe auf seinen Lippen, und sey in allen Zügen des Gesichtes sichtbar. Zähneknirschen und Stampfen drücke seine Wuth aus und den Wunsch, daß sich die Erde öfnen möchte, um ihn zu verschlingen; mit seinen Händen zerreisse er seine Brust, und zerschlage sein Gesicht, und — — Maler! — alles dieß ist noch ein matter, unvollkommener Entwurf von der Wirklichkeit. Kein Zustand der Seele ist schrecklicher, als wenn die Verzweiflung sie ergreift, und Verzweiflung tobte in Hartensteins Busen, als er ins Gefängniß gebracht wurde.

Sein Herz unterlag dem rasenden Schmerze; von den marternsten Vorwürfen bestürmt, von den fürchterlichsten Bildern beängstigt ward es der Verzweiflung Raub. Wo er hinsah, sah er sich von Feinden umgeben, und alles schien Rache wider ihn zu schreien. Er hatte den Himmel erzürnt, und die Menschheit beleidiget, und der, der selbst grausamen Haß im Busen trug, und giftige Rache nährte, wie konnte der Liebe und Schonung hoffen? von wem sollte sein trostloses Herz Mitleiden erflehen?

Noch

Noch ehe die Richter über ihn sprachen, und die Gesetze ihn verurtheilten, hatte sein Herz ihn verurtheilt, und der Richter der Menschen über ihn Gericht gehalten. Hartenstein starb im Gefängnisse — den schmählichsten, den fürchterlichsten Tod. Mit den Ketten der Schande, die seine Hände fesselten, hatte er sich erwürgt. So wahr ist es, daß kein Menschengericht strenger urtheilt, als das eigene Gewissen, und in dem Verbrechen selbst schon die schrecklichste der Strafen liegt.

Callos sanftes Herz, blutend von dem Schmerze über den Verlust seiner Kinder, bemitleidete noch den Verworfnen und flehte für ihn zum Himmel um Gnade. Gott! rief er, welcher Grausamkeiten wird der Mensch fähig, wenn der Fanatismus seinen Geist verfinstert, und das Herz mit Haß erfüllt! — Er würde gewiß nicht so gehandelt haben, wenn man ihn von Jugend auf richtiger denken gelehrt hätte. Unter seinen Glaubensgenossen ward er geliebt, denn man konnte ihn keiner Ungerechtigkeit gegen sie in seinem Amte beschuldigen; er verfuhr gütig und gerecht gegen sie und that vielen von ihnen Gutes.

Ich will die schreckliche Geschichte, sagte von W*** in Marmor graben lassen, und sie soll

der späten Nachwelt eine Lehre der Duldung — ein schaudervolles Beyspiel des Fanatismus seyn. Himmel! wie viele tausende unschuldiger Menschen hat dieß Ungeheuer schon verschlungen! Gott! möchte doch bald Licht aufgehen über den Erdkreis, daß deine Menschen alle die Wahrheit sehen — sich lieben, und glücklich seyen. — — Aber, Freunde! laßt uns diese traurige Begebenheit vergessen, und unsere Herzen, die zu viel schon gelitten, wieder aufheitern. Callo! verleben Sie die wenigen Tage, die Sie noch dem Tode abzurechnen haben, bey mir; die Vorsicht wird ihnen jene ersetzen, die Sie in ihrem Grabe zugebracht haben.

Traurig an einem Fenster stund der junge Offizier, und troknete die heimliche Thräne von seinem Auge, die der zärtliche Schmerz ihm entlockte. Von W*** trat hinzu; und ermunterte ihn. Sie weinen, sagte er; edler Mann! schämen Sie sich der Thräne nicht, die ihren Augen entrinnt; sie ist mir der schätzbarste Beweis ihres guten Herzens. Der Soldat ist keine fühllose Maschine, von Eisen und Stein zusammgesetzt; fest wie der Stahl, der seine Brust umgiebt, soll sein Muth seyn; aber wohl! wenn ein gefühlvolles Herz dahinter schlägt.

Unterdessen kam ein alter, ergrauter Soldat herzugelaufen, und begehrte vor den Generalmajor gelassen zu werden. Mit dem Schwunge eines hastigen Jünglings stürzte er in die Arme des jungen Offiziers, beyde umarmten sich, und der Junge nannte ihn Vater. Dann wandte er sich zum Generalmajor, und sagte: Ich habe von einer Begebenheit gehört, die mir sehr nahe geht; lebt wirklich der alte Pastor Callo noch? —

Wirklich, sagte von W * * *, hier seht ihr ihn.

Die Freude entathmete den grauen Krieger, und sprachlos stund er da, und staunte. — Nun, Gott sey gepriesen! fieng er nach einiger Erholung an. Hört, was ich euch sage. Als ich vor etwelch zwanzig Jahren hier durchzog, und alles in der Stadt unter und über gieng, alles verheert wurde, auch man des schuldlosen Kindes nicht schonte, da kam mir ein Knäblein unter die Hände; schon schwung ich meinen Säbel, aber da bath und jammerte es so kläglich, daß mir das Herz weich wurde, ich sah das Kind an, gewann es lieb, und nahms gar mit mir. Ich fragte nicht, wem es zugehöre, denn nun war es mein.

 Aber

Aber oft hörte ich es sagen: Mein Vater Liebhold. Bald darauf kam ein junger Bürgerssohn aus eurer Stadt zu meiner Compagnie; ihm erzählte ich einmal, wie ich zu dem Kinde gekommen, und er sagte mir, daß euch zur nemlichen Zeit ein Knab sey verlohren gegangen, und meinte gar, er könne ihm viel gleich sehen. Nun hörte ich eure Geschichte, hörte, das ihr noch lebet, und eilte daher, euch zu sehen und den Vater meines lieben Jungen zu finden. Nehmt diese Umstände zusammen, und hört die Stimme eures Herzens; ich glaube, wir trügen uns nicht.

Wirklich! sagte Callo, unter dem Namen Liebhold war ich allgemein bekannt, die Umstände treffen zusammen und — hatte er nicht noch die frischen Narben von den Pocken an sich, denn es waren nur erst vierzehn Tage, daß er die Stube verließ?

„O ja! die hatte er.„

Dank der gütigen Vorsicht! fuhr Callo fort, welch ein Glück! ich finde eines meiner Kinder — finde meinen Erstgebohrnen wieder. Komm in meine Arme Sohn! und laß mich noch, ehe ich zum Letztenmal in die Erde zurückkehre, dich an mein Herz drücken, und die Vaterwonne fühlen.

O mein

O mein Vater! — Ja ihr seyd es, mein Herz log nicht.

Welch Entzücken! welche Freude! — ich vermags nicht auszudrücken — fühlen kanns das liebende Vaterherz — fühlen ein zärtlicher Sohn, der nach langen Jahren wieder in die Arme seines Vaters eilt.

Kommt Kinder! sagte von W*** das ist ein Freudentag, den die Menschen selten erleben; ich habe ihn noch nie erlebt; wir wollen heute ganz den Becher der Freude leeren — die Wonne des heutigen Tages in aller Fülle geniesen.

Isis und Tira.

Es floß nicht so viel Blut an Saturns Altären, und im Tempel des Teutates war die Menschheit nicht so entweiht, als sie Muhamet entweihte.

Als dieser Betrüger in Asien aufstund, und sich zum Propheten der Gottheit aufwarf, so war sein Entschluß Arabien seiner Träumereyen zu überzeugen, oder ihre Bewohner zu würgen.

Die Talente dieses boshaften Lügners unterstützten seine Vorschritte, er ergriff das Schwert, und ein glücklicher Erfolg warf Asien zu seinen Füßen.

Er behauptete, daß er den Mond in seinem Ermel trug, die natürliche Vernunft des Menschen stutzte hierüber, aber bald machte sein Schwert den Beweis, die Araber zitterten, und — — glaubten.

Die Califen, und die ersten, die die Sultans Würde begleiteten, waren fürchterliche Menschen. Muhamets Geist der Zerstörung pflanzte sich in ihren Herzen fort, und Fanatismus und Tiranney unterdrückte das Volk. Bewaffnet mit diesem zweyfachen Dolche zitterten Arabiens Kinder und Europas Könige.

Nach Albulfedas treuer Geschichte der Muselmänner, nach Abulfrags Berechnungen wurden Muhamets Visionen, und die Wahrheiten des Alcorans durch das Blut von drey Millionen Men-

Menschen, die Muhamets Grausamkeit aufopferte, bestättigt. Der Muselmannen Wuth war unbegreiflich gegen jeden den, der nicht an Muhamets Lehre hieng. In diesen grausamen Zeiten war Isis und Tira gebohren, zwey Kinder, ganz Natur, ganz Liebe. Isis war der schönste der Knaben, und Tira das schönste der Mädchen. — Wie Blumen keimten sie auf, und freuten sich unschuldig ihres Daseyns. — Mulibet war ihr Vater und Oritone ihre Mutter; Geschöpfe, gut, wie die Natur, und wohlthätig, wie die Sonne. Mulibet und Oritone wohnten in einer einsamen Gegend in Arabien, huldigten der Gottheit, die ihnen ihr Herz kennen lehrte, thaten Gutes und waren glücklich. Isis und Tira, die Geschenke ihrer Liebe, waren ihre Freude, und reine Wonne des Lebens genossen sie durch ihr Daseyn. —

So glücklich lebte Mulibet bis in das dreyßigste Jahr seines Alters, als Muhamets Lehre und Grausamkeit ihm die Ruhe seines Lebens entriß. Dem Propheten sollte Mulibet huldigen, er, der ihn im Herzen verabscheute. Nein, ich huldige dem Betrüger nicht, sagte Mulibet, laß uns den Ort fliehen Oritone, wo man die Gesetze der Gottheit durch das Schwert verkündigt. Mulibet und Oritone flohen von

Isis und Tira begleitet, aber Muhamets Anhänger holten sie ein, und sie waren das Opfer seiner Rache. Die arme Tira wurde von ihrem Bruder getrennt, und Isis einem Faquir zum Unterricht in dem Alkoran übergeben. —

Da lebte Isis nun bis in das zwanzigste Jahr seines Alters, und dachte oft an seine arme Aeltern, oft an Tira. Innerlicher Haß gegen alles, was Muhamets Lehre anhieng war immer in seinem Herzen, und bey nächtlichen einsamen Stunden weinte er oft bittere Thränen ihrer Asche, und schwur Muhamets Grausamkeit zu rächen. Mutiqua hieß der Faquir, bey dem Isis erzogen ward, ein Mann, den der Pöbel anbetete, und wie eine Gottheit verehrte. Aeusserst streng war seine Lebensart; er lebte nur von Wurzeln und Kräutern, kasteiete sich bis aufs Blut, und setzte sich Tage lang der brennenden Hitze der Sonne aus. Man sagte allgemein, er stünde mit Muhamets Engel in Verwandschaft, und hätte die Gabe zukünftige Dinge vorherzusagen. Haufenweis lief der Pöbel zu ihm, küßte die Fußstapfen, die er betrat, und die Schwellen, die er berührte, Geschenke lagen um ihn: allein der Vertraute des Propheten nahm sie nicht an, und die Engel trugen die Speisen in der Nacht zum

Him-

Himmel, und der Faquir sagte, daß sie die Gottheit zum Opfer annahm. —

Leicht täuscht der Betrüger das kurzsichtige Auge des Pöbels, und hintergeht den schwachen Geist des graßen Haufens, und der Fanatismus, des Betruges sicherste Stütze — wirft die Vernunft in Fesseln, und verpanzert das Herz gegen die Wahrheit; aber es giebt Augen, deren scharfer Blick die Nacht durchbricht, und Herzen, wogegen kein Erzt stark genug ist, die Stralen der Wahrheit davon abzutreiben; Seelen, die, mit einem reinern Lichte umgeben, immer anschauliche Begriffe von der Wahrheit haben. In dem Herzen des guten Jünglings Isis lag schon ein gewisses Wahrheitsgefühl, das keine Furcht hinausbannt, und kein Sophist wegdisputirt, und sein Herz widerstund aller Täuschung. Er sah Derwische sich auf den Zehen im ewigen Kreisel herumdrehen, und trauernde Calender im Bußkleide herumgehen, und sein Herz verachtete sie. Ihn schreckte nicht das Waffengeklirre bethörter Muselmänner; ihn täuschten die Verheissungen des Propheten nicht; sein Geist lachte des Truges, und sein Herz hatte Mitleiden mit den unglücklichen Schwärmern. Ich will sie entlarven, sagte er, die Betrüger, will Mulibet

und Oritone an ihnen rächen, und Tira, meine Schwester — die theuersten Geschenke des Himmels, die mir die Grausamen geraubt haben.

Und bald machte Isis wichtige Entdeckungen. Sein Forschgeist, der immer den künstlichen Nebel zu durchdringen strebte, der Muhamets Geheimnisse verbarg, brachte ihn auf mancherley Spuren. Vorzüglich waren ihm die Opfer auffallend, die der gläubige Pöbel der Gottheit zu bringen glaubte. Wie! dachte Isis; der, der alles schuf, der, aus dessen Vaterhand der Mensch selbst seine Nahrung empfängt, der, von dem selbst alles kömmt, soll sich von Geschenken des Menschen nähren, soll vom Opferblute leben? — Der, dem Millionen Sterne zu Gebothe stehen, der der Sonne ihr Licht gab, soll Freude finden an Gold und glänzenden Steinen, wie der schwache, kindische Mensch, der sie ihm opfert? — Unmöglich! Ewiges Wesen! ich mache mir zu hohe Begriffe von dir, als daß ich dieß glauben könnte; und unsere Facquirs und Derwische, die ein so schwärmerisch strenges Leben führen, und niemals essen und trinken, sind doch so gesund und so vollgemästet dabey, als der reichste Emir. Ich begreiffe es nicht. Entweder haben sie recht, und Muhamet nähret sie

durch

durch seinen Geist oder — — sie sind Betrüger. Ha! des Nachts, sagen sie, holen Engel des Propheten die Speisen ab, und bringen sie auf die Tafel der Gottheit; ich muß es sehen, und die Wahrheit innen werden.

Bey nächster Gelegenheit, als Isis der Aufmerksamkeit seiner Wächter entschlüpfen konnte, führte er sein Vorhaben aus, und versteckte sich in einem Winkel der großen Moschee, wohin die meisten Opfer gebracht wurden.

Nicht lange wartete Isis, so öfnete sich der Boden in Mitte der Moschee, und zwölf Facquirs stiegen aus der Erde hervor, worunter Muliqua der erste war, und andere kamen nach mit Vasen und Krügen, womit sie die Opfertische beluden. Alles wurde prächtig beleuchtet, und die Diener des Propheten lagerten sich auf brokadnen Sophen, und hielten von den Geschenken des geäften Volkes köstliche Tafel.

Isis mußte alle Geistes Kraft zusammennehmen, um seine Wuth zurück zu halten, daß sie nicht voreilig ausbrach, und seufzte zur Gottheit: Ewiges Wesen! Du Gott von Norden bis Süden und aller Welten Gott! sieh herab auf die

Schänd-

Schändlichen, die deinen Namen lästern, und ihre Laster hinter deinem heiligen Ansehen verbergen wollen. Schleudre einen Blitzstrahl auf sie herab, zerschmettere die Bösewichter, und zeige dich dem betrognen Menschengeschlecht in deiner Klarheit.

Noch mehr wurde Isis aufgebracht, als er sie aus goldnen Pokalen sich mit Wein berauschen sah, den doch selbst der Prophet seinen Gläubigen so strenge verboth. Er sah diejenigen sinnlos zu Boden liegen, die er selbst so oft wider die Uebertrettung dieses Gebothes eifern hörte — sie, die den schwachen Uebertretter mit aller Härte bestraften.

Der Wein hatte die Trunknen beredt und witzig gemacht. Sie machten sich weidlich untereinander über die Einfalt der Muselmänner lustig, die gutmüthig die derbsten Lügen für baare Wahrheit nahmen, an den Propheten glaubten, und ihre Blendwerke anbetheten.

Die Mahlzeit wurde beschlossen, die Geschirre weggeräumt, und die Heuchler kehrten wieder durch die Oeffnung zurück, durch die sie in die Moschee gekommen waren, und Isis blieb allein zurück, sich selbst und seinen Betrachtungen überlassen.

Lange

Lange noch verweilte Isis in seinem geheimen Hinterhalte in sprachloses Staunen versenkt, ehe er es wagte hervorzutretten, ehe er sich von seiner Verwunderung wieder erholen konnte. War es ein Traum? fieng er nach einer Weile an, ist es das täuschende Bild der Phantasie, was ich gesehen? oder habe ich nicht geträumt? habe ich wirklich gesehen? — — Ha! des Alla Diener — die Vertrauten seiner Geheimnisse — sind Betrüger — sind Heuchler! — — Aber was soll ich thun? Soll ich schweigen? Oder mit Anbruch des Tages auf öffentlichem Markte dem Volke sagen, was ich gesehen, und den Betrogenen die Binde vom Auge nehmen? — Ja, das will ich — das will ich! Doch halt! rascher Jüngling! wird man dir auch glauben? Haben nicht diese Betrüger das Herz wie den Verstand unterjocht? sind sie nicht die Tyrannen des Willens und Herren der geheimsten Gedanken? Wird nicht das Volk dich einen Verläumder schelten, und erbittert steinigen, oder dich in Stücke zerreissen? — Schweigen will ich und warten, bis sich mir eine sichere Gelegenheit anbeut. Ich will mich gegen Muliqua verstellen, und sein Vertrauen zu gewinnen suchen.

Mit diesem Vorschlage verließ Isis die Moschee, und kehrte in seine Wohnung zurück. Von dieser Stunde an zeigte sich der Jüngling willfähriger gegen Muliqua, und in kurzem hatte er ihn gewonnen. Bald war Isis der Liebling seines Lehrers. Auf diese Art machte er immer neue Entdeckungen. Er kam ihnen sogar auf ihre Kunst Wunder zu wirken, worinn sie den Propheten meisterlich nachahmten, und erfuhr daß Alla seinen Thron nicht mit Gold und Edelgesteinen der Menschen ziert, die in der Moschee geopfert wurden, und die die Diener des Propheten unter sich vertheilten. Isis mußte sich aber alle Gewalt anthun, um die Zeit seines Joches auszuharren, und den glücklichen Zeitpunkt zu erwarten, der seiner gefaßten Absicht entsprechen würde; aber keine Zeit konnte den Haß tilgen, der in seinem Herzen gegen Muhamet lebte; er erhielt durch die Länge der Zeit nur immer neuen Zuwachs.

Einstmals ließ der Facquir den Jüngling vor sich rufen, und hielt folgende Anrede an ihn: Alla wache über dir, und sende seinen Engel dir zur Seite, Sohn des rosigten Morgens! Du bist schön wie der wonnigliche Lenz im Blumengewande, und lieblich wie die düftende Blüthe;

deine

deine Augen gleichen zwoen Sonnen; auf deiner Stirne ist Würde und Majestät, sie ist der Thron deiner großen Seele; du gehst einher wie ein junger Gott, und deinem Tritte folgt Staunen und Ehrfurcht nach. Danke es dem Alla, daß er dir den Geist der Wahrheit und des Lichts gesendet hat; der Prophet hat sein Wohlgefallen an dir und gewiß hat er dich zu großen Dingen auserschen. Komm an meine Seite, Geliebter des Himmels! und vernimm aus dem Munde des niedrigsten der Diener des großen Propheten, was Alla's Wille ist.

Schon drey Nächte hindurch erschien mir Muhamet und sprach so zu mir: Isis ist mein Liebling und gehört in die Zahl meiner Diener. Er soll meinen Namen über den Erdkreis verbreiten, und die Schaaren der Ungläubigen überwältigen; er soll Hirkaniens Tieger und den Löwen von Getulien mit dem Blute meiner Feinde tränken, daß mein Name herrsche über die Erde, und Sonne und Mond ihn verehren. So sprach der Prophet zu mir. Ich bin stolz darauf, dein Freund, dein Lehrer, und nun der Theilnehmer deines Berufes zu seyn. Erzittere nicht, Jüngling, und trette freudig in die Bahn, an derer Ende dich Ehre und

die

die Liebe des Himmels erwartet. Rauh scheint sie dir vielleicht und dornicht; aber — Isis! wenn du unter die Klugen gehörst, so findest du sie leicht und blumigt. Höre! du sollst Geheimnisse erfahren, die dem Ohre des profanen Pöbels immer unbekannt bleiben werden. Nicht alle Faquirs, nicht alle Derwische und Calender führen wirklich das strenge Marterleben, das einige fromme Schwärmer angenommen haben. Die wenigen Ungemächlichkeiten, die uns den äußern Schein der Strenge geben müssen, lehrt bald die Gewohnheit übertragen. Was sind Nägelritze am Leib und Ruthenstreiche, eine Last von einigen Pfunden am Halse, und das bisgen Blut, das man bey diesem frommen Spielwerk vergießt? bald, wirst du Sonnenhitze leiden, und den Frost aushalten lernen. Denke, alles das und mehr muß der arbeitsame Landmann, der geschäftige Bürger dulden, und hat doch nur den kargen Lohn, den ihm der Schweiß seines Angesichts verschaft; aber auch diesen genießt er mit Furcht und Zittern vor der Tyranney der Bassen, und weniger als zur Hälfte, denn den größten Theil davon zieht der Sultan und seine Diener. Aber wir haben die Hüll und die Fülle, geniessen alles sicher und arbeiten nicht. Sind geehrt von Grossen und

Pöbel,

Pöbel, die uns die Füße belecken, und den Staub in heiliger Ehrfurcht sammeln, der hinter unsern Fußtritten auffährt. Wisse, unsere Tafel ist köstlicher, als des Sultans seine, und wir leben in Wollüsten, die nie ein Emir fühlte. Unser Tisch wird mit den Speisen besetzt, die das dumme Volk dem Alla opfert, und wir trinken den Wein, den der betrogne Muselmann aus Furcht sich nicht zu kosten wagt. Glaubst du, wir sind Thoren, daß wir die Vergnügen des Lebens verachten, und uns martern um des Propheten Gnade? Wir kennen die Freuden des Lebens alle, und genießen sie, und freuen uns der Leichtgläubigkeit der Menschen. Aus Klugheit entsagen wir öffentlich des schönen Geschlechts, um den Neid und den Haß des Hofes nicht auf uns zu laden, aber wir haben Mädchen und Knaben so schön, als vielleicht keine Huris in Muhamets Paradies ist. Denk', Isis, welch eine Herrlichkeit! Uns ermüdet kein Zwang der Geschäfte, unsere Stirne träuft nicht vom Schweisse des armen Landmanns; wir denken nicht — wir leben nur — glücklicher als kein Calife und kein Schach. Keine Sorge wölkt unsere Stirne, und kein Grain nagt an unserm Herzen; keine Furcht verdirbt unsere Freude.

Sieh, Jüngling! welch eine herrliche Bahn dir Muhamet vorgezeichnet hat! begreifst du nun wohl, daß du sein Liebling bist? Ich wollte dir mehr sagen — aber noch ist die Stunde nicht gekommen, wo dein Geist frey und hell, von allem anschauliche Begriffe hat.

Oftmals färbte der Zorn mit stärkerem Roth die rosigten Wangen des Jünglings, während Muliqua sprach, das dieser für Ausbruch der Freude hielt; und oftmals wollte er ihn schon unterbrechen; aber die Klugheit schloß ihm den Mund. Doch nun nahm auch Isis das Wort und sagte: Vertrauter des großen Propheten! Verzeih, und erlaube dem letzten seiner Diener seine Meinung zu sagen. Heilig ist mir Muhamets Wille, und heilig die Bahn, die er mir angewiesen: doch sag, hinterließ der Prophet seinen Dienern keine Vorschrift, nach der sie leben sollten, oder ist es jene Lebensart, von der du mir eben sagtest?

Jüngling! versetzte Maliqua, wir haben allerdings eine Vorschrift in Rücksicht seines Dienstes, aber nicht in Rücksicht unsrer Lebensart. Folge meinen Lehren und deinen Trieben, lebe so gut du kannst; thu was dir gefällt, du darfst ja niemand Rechenschaft geben; aber sey eifrig

im Dienste des Propheten. Hasse und verfolge, die ihm nicht anhangen; sey unerbittlich gegen alle, die nicht deines Standes sind; thu hie und da Gutes im Kleinen, das aber Aufsehen macht, so bemerkt man nicht, was du im Grossen thust. Sey unversöhnlich gegen unsere Feinde, und lasse nicht ab sie zu verfolgen, bis sie gänzlich zu Boden getretten sind. Wozu du nicht Macht genug hast, wende List an, und verbirg deine Sache hinter das geheiligte Ansehen des Propheten. Stecke dich hinter die Grossen und hilf den Schwächern stürzen; werde der Vertraute ihrer Geheimnisse, und du bist ihnen furchtbarer, als der ärgste Feind. Lasse dich nicht von der Freundschaft der Profanen verführen, und dein Herz von Liebe verzärteln; Freundschaft ist unter uns und Liebe ist eine Narrheit; der Genuß der Wohllust steht dir unter uns immer frey.

Glaube auch nicht, lieber Isis! daß nur der Facquir so spricht, und der Derwisch; auch der Bonze und der Talapoin denken so, und der Bramine; in Japan und China denkt man so, und das nicht von heute — seit Jahrhunderten schon sind das die Grundsätze der Diener des Allá. Wenn ein Träumer kömmt, der dir widersprechen will, so stoß ihn zu Boden und ver-

verdamme ihn; der Fluch des Propheten laste sein Haupt. Nun geh, und denke dem nach, was ich dir vorgetragen habe; morgen erwarte ich Rechenschaft von deinen Gedanken. So war die Sprache des Götzenpriesters. Wie unterscheidet sich die reine Sprache der Religion von dem Götzendienst der falschen Ponzen! wie heilig ist die Sprache des Priesters am Altar des Christens, der Menschenliebe und Woylfart verkündigt, der heilige Religion in unsere Seele flößt, und die Lehren des Evangelium predigt, die die einzigen sind, die den Menschen zum Glücke, zur Seligkeit führen! Da ist keine Täuschung, kein Betrug, Wahrheit glänzt wie die Sonne am Mittag, da die Finsterniß die Kinder des Unglaubens deckt.

Ha! rief Isis auf, als ihn Muliqua nach dieser Rede verließ, nun hab ich ihn ja! so ganz bloß, aber auch so häßlich wie das Laster aussieht, wenn es seiner glänzenden Hülle beraubt wird. O der Schändliche! und so sind sie alle, sagte er, höchstens den unwissenden Schwärmer ausgenommen. Ist das nicht die unseligste Menschenklasse! —

Viele Tage gieng Isis traurig herum, und hieng dem Gedanken nach, wie er den Nichts-

würdi-

würdigen vor den Augen seines Volkes entlarven sollte. Noch konnte er ihn nicht entdecken, denn die Stimme der Wahrheit würde immer von der mächtigern Lüge überschrieen worden seyn; auch konnte er niemals auf den Beystand eines Freundes rechnen, denn unter diesen Bastarten von Mensch und Teufel würde Isis vergebens ein Herz gesucht haben, das der Freundschaft fähig gewesen wäre. Und doch war ihm das Joch der Verstellung und Muliquas Anblick so unerträglich, daß er bald jede Stunde die letzte seines Lebens, oder diejenige zu seyn wünschte, die den Betrüger entdecken, und das unglückliche Volk von seinem Irrthum heilen möchte.

Unterdessen half ihm der Zufall auf eine Entdeckung, die der Sache eine ganz neue Wendung gab, und seinen großen Plan einer allgemeinen Ueberzeugung des Truges der Faquirs rc. gänzlich vereitelte.

Isis hatte nun auch seinen Platz in der Zahl der Faquirs, und Muliqua, der sowohl bedacht war, alles mögliche anzuwenden, dem jungen Manne seinen Stand angenehm zu machen, als auch aus ihm einen vollkommenen exemplarischen Faquir zu erziehen, nahm ihn nun

auch des Nachts in die Moschee mit, und ließ ihn Theil nehmen an den Geschenken der Gläubigen.

Noch war er nicht das drittemal Gast beym Propheten, als er in der vierten Nacht, da er mit den andern durch die geheime Oeffnung wieder zurückkehrte, sich etwas verweilte, und eine jammernde Menschenstimme hörte. Isis stutzte darüber, horchte, aber schon hörte er von außen die Thür Riegel knarren, und rief, das man ihn hinaus lassen möchte, denn sich einsperren zu lassen, fand er nicht für rathsam.

Tausend unruhige Gedanken kreutzten die Nacht über in seinem Kopfe, und Neugierde, und Mitleiden beschäftigten seinen Geist unaufhörlich mit der Erfindung eines Mittels, wie er unentdeckt dahin kommen und das Geschöpf sehen könnte, von dem er die Klagestimme hörte. Aber unfruchtbar war das rastlose Bemühen der Nacht, und traurig verließ Isis, als der Morgen grauete, sein Lager, und gieng der Moschee zu. Von ohngefähr hörte er ein leises Geräusche, und versteckte sich, um zu sehen, was es bedeuten sollte. Ein Mensch, ganz vermummt, und eine scheußliche Gespenster-Larve vor dem Gesicht, kroch aus einer engen Oeffnung hervor, und wälzte dann einem gro-

ßen

ßen Stein darüber. Isis schien ihn nicht zu bemerken, und ließ ihn ruhig seiner Wege gehen. In wenig Augenblicken hatte er ihn aus dem Gesicht, und Isis war nun wieder sich selbst und der Freiheit überlassen, Versuche über diese Oeffnung zu machen. Was mag nun wohl dieser Mensch hier gethan haben! dachte Isis; er ist keiner aus uns, sonst hätte er sich wohl dieses Weges nicht bedienen dürfen; vielleicht ein Diebe, der etwan die Opferspeisen roch, und sie den Dienern des Propheten wegkappern wollte? Vielleicht wußte er auch von ihrem Reichthum? — Und so war es auch. Doch weiter kümmerte sich Isis wenig mehr darum, und dachte nur, ob und was für einen Gebrauch er von diesem Wege machen sollte.

Kühn war sein Entschluß, und schnell reifte er zur Ausführung; Isis wälzte den Stein wieder hinweg und kroch hinein. Nach vielen Umwegen und Krümmungen dieses Weges kam endlich Isis an die Thüre, durch die gewöhnlich die Facquirs des Nachts hinauszugehen pflegen. Nun verfolgte er den ihm bekannten Weg, und kam wieder an den Ort, wo er zum erstenmale die Klagestimme gehört zu haben glaubte. Hier stund er stille und horchte, aber noch hörte

er nichts. Er pochte an verschiedenen Orten mit der Hand, aber kein Gegenlaut erfolgte. Endlich wollte er wieder gehen, und stieß mit dem Fuße auf einem großen eisernen Ring, der ein gewaltig Getöse machte. Ein heller Schrey erfolgte darauf, und Isis stund da bestürzt und Freude zitternd, seinem Wunsche so nahe gekommen zu seyn. Wer bist du hie unten, rief Isis, und was machst du da? Eine Unglückliche, antwortete die Stimme; rette mich, wenn du nicht Muliqua, wenn du kein Facquir bist; und bist du's, so komm und tödte mich. Ha! was soll das? rief Isis, der Bösewicht! — und sogleich legte er Hand an den eisernen Ring, um den Stein, der dieses unglückliche Geschöpf deckte, zu erheben. Er wandte alle seine Kräften an, und nur mit vieler Mühe konnte er ihn von der Stelle bringen. Hier sah Isis bey dem schwächlichen Schein einer düsteren Lampe ein Mädchen zur Erde liegen, derer Gesicht, hold und schön, wie das Antlitz einer Verklärten, mit Todtenblässe überzogen, und ihre Hände in Fesseln geschmiedet waren. Edles Mädchen! sagte Isis, sag' mir, wer bist du, wie kömmst du hieher? Welch ein Bösewicht hat dich so mißhandelt? — Bist du kein Facquir, erwiederte das Mädchen; hast du nicht Lust mich zu tödten?

ten? — Warum tödten? Hat dich kein Facquir hier angekettet? —

Ach guter Mann! sagte die Verlassene, wenn nicht das Herz eines Muliqua in deinem Busen schlägt, wenn du nicht seine Farbe trägst, so höre und bemitleide mich; und bist du edel und gut, so rette mich, wo du kannst, und verfluche die schändlichsten der Menschen.

Sie haben mich aus den Armen eines liebenden Vaters entrissen und einer Mutter geraubt, die all ihre Seligkeit in die Liebe ihrer Kinder setzte, und beide haben sie mir entrissen, denn die Grausamen haben sie getödtet. Mein Bruder fiel vermuthlich auch unter Muhamets Schwerdt, denn ich sah ihn seit dem schrecklichen Augenblick nicht mehr, da uns die Türken einholten und trennten. Ach! mein Bruder! — wenn der noch lebte! wenn er hier wäre — o er würde mich gewiß retten — er würde tausend Leben aufbieten für seine Tira —

Tira! rief Isis ganz erstaunt, Tira! — Wie sollte Isis so glücklich seyn? — —

Ewiges Wesen! — Du bist, Isis — bist mein Bruder! — Wenn du es auch nicht bist, wenn nicht Mulibet dein Vater, nicht Oritone deine Mutter war, wenn du dich nur Isis nennest, so bist du schon mein Freund, auf den ich hoffen kann. Mann! bey diesen heiligen Nämen, die mit ewigen Buchstaben in mein Herz geschrieben sind, räche — rette mich! —

Ja Tira! ja meine Schwester! du bist es! bey diesen heiligen Nämen schwör ich dir, dich zu rächen — zu retten. Jeder Tropfen Bluts in meinen Adern werde zu brennenden Schwefel und verzehre mich; jedes Lüftgen, das ich einhauche, sey langsam tödtendes Gift, und martere mich zu Tode — des Himmels Zorn über mich, Tira! wenn ich dich nicht räche — räche mit Muliquas Blut. — Doch sage, geliebte Tira! wie kömmst du hieher?

Hör', Isis! fieng Tira an, als wir beyde gefangen, und getrennt wurden, nahm mich ein alter Türke zu sich, bey dem ich so dürftig erzogen wurde, daß Hunger und Blöse alles war, was er mir geben konnte. Er war selbst arm, und nahm mich nur darum zu sich, um mich einst um ein großes Geld zu verkaufen. Doch begegnete er mir immer freundlich, und sah mich

mit

mit Entzücken heranwachsen. Ich war zwölf Jahre alt, und glich nach seinem Ausspruche einer jungen Rose, die sich eben zu entfalten anfängt. Muliqua hatte mich durch seine Leute ausgeforscht, und ließ mich heimlich entführen. Ich wußte selbst nicht, was man mit mir vorhätte, und weinte um meinen Pflegvater, so elend es mir auch bey ihm gegangen. Ich wurde in ein großes Gebäude gebracht, und da auf immer eingeschlossen. Mein Zimmer und ein kleines Gärtchen war all meine Welt, und zwo Frauen, die die Aussicht über mich hatten, waren aus dem ganzen Menschengeschlecht die einzigen, die ich zu sehen bekam. Aber bald gewöhnte ich mich daran, und dankte sogar der Vorsehung für diese Anordnung, denn ich lebte recht gut. Man pflegte meiner mit aller möglichen Sorgfalt, und ich hatte alles Gute, was immer dem Leibe behagen kann. Noch war ich unschuldig, und kannte nichts als die wenigen Bedürfnisse des Lebens, und glaubte das höchste Glück zu geniessen.

Nach einiger Zeit kam Muliqua selbst zu mir. Sein Ansehen flößte mir Ehrfurcht ein, und sein Betragen Liebe. Er nannte mich seine Tochter. Von dieser Zeit an kam er täglich zu mir, und unterrichtete mich in Muhamets Gesetzen, und den Gebräuchen seines Volkes.

Zwey

Zwey Jahre dauerte dieser Zustand, und ich befand mich so glücklich, daß mir kein Wunsch mehr übrig blieb. Ich wußte, daß ich alles, was ich genoß, dem Faquir zu danken hatte, und mein Herz dankte ihm dafür mit kindlicher Liebe. Oft — ach! der Himmel verzeih mir die schreckliche Sünde — nannte ich ihn im Irrwahn meines Herzens Vater — nannte ihn Mulibet. Einst an einem Abend kam Muliqua zu mir, und fieng so zu mir an: Geliebte meiner Seele, schöne Tira! Du der Stolz der Töchter der Erde, Tochter des Himmels! Du bist aufgegangen über der Erde wie der Morgenstern, und heller funkelt nicht sein Licht, als dein Auge glänzet, und hold lächelt es wie der freundliche Mond. Die Schönste aus Cirkassien oder Georgien würde beschämt vor dir ihr Angesicht verbergen, und selbst die Reitze der Schönsten der Huris im Paradiese sind Flecken gegen deine Schönheit. Sey nicht stolz, über Könige zu siegen, und den Mond um dich buhlen zu sehen, du kannst noch mehr. Engel werden dir zu Füßen liegen, und der Prophet sein Paradies verlassen, um in deinen Armen seligere Wonne zu fühlen. Höre, er hat mich gesandt, und heute noch sollst du ihn sehen.

Muliqua endete seine Rede, und hieß mich mit sich gehen, und führte mich in die Moschee. Hier verließ er mich, und die schönsten der Jünglinge im goldlockigten Haare kamen, und beschäftigten sich um mich. Ueber eine Weile kam auch der Prophet selbst, und vollendete das schändliche Gauckelspiel. Ich wurde wieder zurückgeführt, und in einigen Tagen wurde es wiederholt. Noch hatte ich den Betrug nicht entdeckt, und noch dauerte die Glückseligkeit meines Lebens fort. Aber bald verlohr ich sie auf immer. Ich entdeckte selbst nach einiger Zeit, daß Muliqua die Person des Propheten vorstellte, und diese Entdeckung und die Gewißheit, daß ich bald Mutter werden sollte, machten mein Unglück. Gestern Nachts wurde ich in aller Stille abgeholt, und hieher gebracht, um des grausamsten Todes zu sterben.

Ha! Rache! Ewige Rache des Himmels über die Unmenschen! schrie Isis; doch Tira! Hoffe auf mich, ich rette dich — oder Ströme von Blut sollen über deine Leiche fließen. Nun muß ich fort, ehe die Sonne diesen verruchten Fleck der Erde bescheint. Laß uns unser Vorhaben sicher ausführen. Auf die Nacht komme ich wieder, und dann — fliehen wir.

So gieng Isis fort, Wuth und Rache im Herzen und Jammer über die Leiden seiner Schwester. Er verbarg sich, um nicht an Muliqua zu stossen, denn er würde sich beym ersten Anblick verrathen, und den Niederträchtigen mit der Hand erwürgt haben, wenn ihm kein Dolch und kein Schwert diesen Dienst geleistet hätte.

Die Sonne neigte sich gegen Abend und Isis harrte voll Verlangen der Stunde, wo er seine Tira sehen — seine Tira retten würde. Schon nahte sie sich, die entscheidende Stunde, und das Herz des Jünglings pochte heftiger, alles flammte in ihm, und sein Muth spannte alle Nerven wie die Sehnen des Pfeilbogens, als Isis vor dem Facquir gerufen wurde. Isis erschrack und glaubte sich verrathen, aber bald wich die Furcht, und Wuth trat an ihre Stelle. Verrathen! rief Isis; magst du es doch wissen, Elender! aber meiner Rache wirst du doch nicht entrinnen. Euer aller Leben hängt an Tira's Leben.

Isis trat vor den Facquir, kühn und entschlossen, aber doch konnte er nicht bergen was in seinem Innern vorgieng; daher fragte ihn Muliqua um die Ursache seiner Verwirrung,

und

und die Antwort des Jünglings würde den alten Menschenkenner nicht beruhigt haben, wenn nicht Muliqua's Forschgeist diesmal selbst fehlgerathen hätte. Er schrieb die Hitze des Isis, und das wildrollende Auge für ein gähes Aufbrausen seines jugendlichen Feuers, das durch irgend einen unangenehmen Vorfall rege geworden, und hielt diese Verfassung am geschicktesten für den gegenwärtigen Augenblick, aus der er ihn nicht weiter zu bringen sich bemühte.

Hör' Isis! fieng Muliqua an, du bist unter meiner Gewalt, und ich dürfte dir nur befehlen, aber ich will deinen Stolz nicht beleidigen und deinem Herzen Freyheit lassen; um so mehr verspreche ich mir deine Willfährigkeit. Ich will deinen Muth prüfen und sehen, ob dein Geist stark genug ist, über die Schwächen des Herzens zu siegen. Hier hast du einen Dolch, und hier nimm diese Schlüssel; sie öfnen dir die Thüre, durch die wir des Nachts in die Moschee gehen. Unter deinen Füßen wirst du einen Stein finden, diesen decke auf, und was du dort siehest, soll von deiner Hand sterben. Lasse dich nicht durch Schönheit verführen, nicht durch Thränen bewegen; es ist eine Gottlose, die den Zorn des

Pro-

Propheten auf sich geladen. Sobald dieses geschehen, komm, und zeige mir den blutigen Dolch. Diese That wird dich höher einen Grad meiner Freundschaft würdig machen, und du wirst tiefer in unsere Geheimnisse sehen, als vorher. Isis entsetzte sich anfangs, aber bald besann er sich besser, und freute sich der guten Gelegenheit. Sobald er dahin kam, wo seine Tira schmachtete, zertrümmerte er mit der Wuth und Stärke eines erzürnten Löwen ihre Fesseln, und führte sie siegreich den langen Gang fort, den blanken Dolch in der Hand. Aber da überraschte ihn Muliqua und zween seiner Gefährten, mit Fackeln in der Hand, die schauerliche Todesscene zu beleuchten. Der schrecklichste Fluch fuhr aus des blutdürstigen Facquirs Mund, er keuchte, stampfte, und rannte wüthend auf Isis und Tira los; aber Isis übereilte ihn, und stieß ihn zu Boden. Stirb, Elender! rief er, würdiges Opfer meiner Rache, du der Gottheit Fluch, der Menschen Abscheu! ein Teufel hat dich in seinem Zorne ausgespien, und er konnte sich nicht beßer an dem Menschen rächen. Und ihr beyde, ihr des Lasters Lohnknechte, elende Gehilfen dieses verfluchten Bösewichts, wagt es nicht, mir nahe zu kommen, wenn ihr noch Lust habt, länger die Geisel der Menschheit zu seyn. Flieht in eine Drachenhöhle, und die zürnende Schlange und

jedes Ungeheuer wird furchtsam vor euch fliehen. Verbergt euch in den tiefensten Abgrund der Erde; die Sonne zittert vor euch, und der Mond erblaßt vor euren Gesichtern.

Staunen und Schrecken versteinerte die beyden Bösewichter, und heftete sie ohnmächtig an die Erde; Isis zoh seine Schwester mit sich fort, und verschwand vor ihnen, noch ehe sie wieder ihrer bewußt wurden.

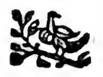
Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihre Flucht, und das Glück behielt ihnen ein segelfertiges Schif auf, das sie nach einem Wege von zwölf Stunden in dem Hafen liegen fanden. Mittlerweile als Isis und Tira auf dem Wege waren, rafften sich die beyden Facquirs von ihrer Bestürzung wieder zusammen, dachten gemeinschaftlich diesem Vorgange nach, und berathschlagten sich, was sie mit Muliquas Leichnam anfangen, und wie sie ihn ohne Gefährde verheimlichen möchten. Aber unterdessen war die ganze Moschee von dem häufigen Volke umrungen, das einige, die gerade zu dieser Zeit, als diese Begebenheit vorfiel, gegenwärtig waren, herbeygezogen hatten. Der Lärmen wurde allgemein, Soldaten kamen herbey, man drang ein, untersuchte, und

fand — alles, was nur immer die Heucheley, die Schändlichkeit und die Grausamkeit dieser Bösewichter aufdecken konnte. Allein sie benutzten den Geitz ihrer Richter, und die reichen Opfer, die das Volk dem Alla brachte, opferten sie wieder dem Eigennutze des Bassa; aber doch entgiengen sie ihrem Schicksale nicht. Der eben so niederträchtige Richter nahm ihre Geschenke an, und ließ die Geber heimlich drosseln, um sich selbst aus aller Gefahr zu ziehen.

Drey Tage schiften Isis und Tira glücklich fort, unter dem Schutze eines freundlichen Himmels; aber am vierten erhob sich ein gewaltiger Sturm, ihr Schif strandete an einer fremden unbekannten Küste. Isis rang glücklich, Tira in seinen Armen, durch die fürchterlich brausenden Wellen, und erreichte das Ufer; aber Tira lag todt in seinen Armen. Er legte sie in die Sonne, und versuchte alle Mittel, die ihm sein Herz einrieth, um Tira ins Leben zurück zu rufen; aber Tira erwachte nicht wieder.

Hier lebte Isis bis in die vierzig Jahre, und vierzig Jahre weinte Isis und Tira. Gewiß würde er unbekannt von allen Menschen auf diesem öden Eilande gestorben seyn, wenn nicht das Schicksal einen genuesischen Seefahrer, Vennuc-

cio dahin verschlagen hätte, der den unglücklichen Isis da fand, und von dem er seine Geschichte erfuhr. Diese war auch alles, was Venuccio nach einigen Jahren wieder in sein Vaterland brachte, denn all sein Vermögen hatte er durch Schifbruch eingebüßt; aber doch murrte er nicht wieder die Vorsicht und prieß sich glücklich. Die Geschichte des Isis, sagte er oft zu seinen Bekannten, hat mich in vielen Stücken klug gemacht. Nehmt Asien für den Schauplatz der schrecklichen Folgen des Fanatismus, und laßt ihn nicht Europas Gefilde verheeren; fluchet dem Andenken Muhamets und der Bosheit eines Muliqua's und greifet in euer Herz, und reisset den Keim des Lasters aus selbem. Lernet den Werth der sanften Christus Lehre im Vergleich des Glaubens Muhamets kennen, der sein Gesetz mit dem Schwert verkündigte, und seine Lehre mit dem Feuer predigte.



Pater Joas und Pastor Brem.

In einem kleinen Städtchen im schwäbischen Kraise lebte in einem Capuziner Kloster ein herzensguter Mann, der Pater Joas genannt wurde. Die Herkunft dieses Mannes war ganz unbekannt, denn er erzählte selbst oft, daß er seine Eltern nicht kannte, daß er bey einem armen Schuster erzogen worden, der ihn als ein Kind von drey Jahren ganz nackt im härtesten Winter auf der Strasse fand, und aus Mitleid zu sich nahm und ihn erziehen ließ. Mit sieben Jahren wurde er in einer benachbarten Abtey Singknabe, lernte die lateinische Sprache, führte sich gut auf, und wurde endlich als Capuziner angenommen.

Im

Seite 244.



Im ganzen Kloster war kein Pater, der den guten Joas nicht liebte; denn mit dem redlichsten Herzen verband er Verstand und eine edle Denkungsart.

Es schickte sich nun, daß die Obedienz diesem Redlichen das Geschäft der Collektur auflegte, welchem er sich auch mit vieler Würde unterzob. Joas kam in keine Gegend wo er nicht zehnfach das Allmosen vergolt, das man ihm gab: denn hier verbreitete er Trost unter Unglückliche, dort söhnte er Feinde aus; hier vereinigte er in Zwietracht lebende Eheleute und sammelte mehr Schätze für seine Seele als Viktualien für sein armes Kloster.

Wenn er oft ganz müde den Abend an einen Pfarrhof kam, wenn Schweiß seine Stirne deckte, und Mattigkeit seine Glieder fesselte, so setzte er sich doch noch beym mondhellen Abend unter eine Linde im Dorf, und unterhielt sich mit den Kindern, denen er Gottesfurcht und Liebe zum Fürsten einflößte.

Es war eine herrliche Szene, den guten Pater zu sehen, wie ihn eine Menge Kinder umzingelten. Da spielte eines mit seiner Kapuze, da ein anders mit seinen Bart, nannten ihn

Vater Joas und küßten ihn, und Vater Joas herzte sie und wandt' seinen Blick zum Allvater, und eine Thräne der Liebe rollte seine Wange herunter.

Vor allen ließ sich Joas angelegen seyn, den Leuten Tolleranz und Menschenliebe einzuflößen. Seht, liebe Leute, sagte er oft, ihr lebt da nahe an Nachbarn, die eine andere Religion haben als ihr. Ich bitte euch, vertragt euch mit ihnen, seht sie als Menschen, als eure Brüder an, und bethet für sie. Vorzüglich zeichnet euch durch eine fromme Lebensart und thätige Menschenliebe gegen sie aus, und überzeugt sie durch euren Wandel von der Heiligkeit eures Glaubens. Disputirt nie, wenn ihr zusammen kommt, denn beym Disputiren will jeder recht haben, und das empört die Gemüther und bessert nicht. Liebe allein ist die anziehende Kraft. Die Lutheraner sollen euch ehevor schätzen, denn werden sie euch lieben; so werden sie auch bald der Religion hold seyn, die so gute Menschen aus euch bildete.

So dachte Pater Joas, so lehrte er: allein Pastor Brem, der in der benachbarten Gegend in einem protestantischen Dorfe lebte, dachte

nicht

nicht so. Dieser war äusserst intollerant, denn es giebt leider in jeder Religion intollerante Menschen. Pastor Brem konnte keinen Katholicken vertragen; manche Predigt durch, statt seine Pfarrkinder in der Liebe und Menschenpflicht zu unterrichten, predigte er ihnen Haß wider die Katholicken, schilderte den Kindern den Pabst als ein Ungeheuer, das einen Katzenkopf und Tygerklauen hätte und alle protestantische Kinder fressen wollte. Die Bettelmönche, sagte er, sind alle Bären, und wilde Männer und ziehen den Kindern die Haut über die Ohren; und brachte eine so gewöhnliche Furcht unter die Leute, daß man allgemein in diesem Dorfe, wenn man die Buben schrecken wollte, ausrief: Buben! der Pabst kommt oder der Collektor.

Pater Joas wußte das Vorurtheil dieses Mannes, und es schmerzte ihn vom Herzen und er bath oft in seiner Seele zum Himmel, Gott möchte ihm doch eine Gelegenheit geben, diesen Pastor auf bessere Gesinnungen zu bringen.

Pastor Brem wäre im Grunde kein böser Mann gewesen, wenn ihn nicht das Vorurtheil, wodurch er wider die Katholicken so ein-

eingenommen war, aufgebracht hätte. Seine Frau sagte ihm oft: Lieber Brem! ich weiß nicht, wie du bist; mich däucht immer, dein Haß gegen die Katholicken gründe sich nicht auf gute Grundsätze; es giebt doch in jeder Religion rechtschaffene Menschen. Allein Brem lachte, und handelte, wie vor.

Brem war der Vater von einem engelschönen Knaben, der die Freude seines Lebens war, und Toms genannt wurde. Toms spielte einst mit den Jungen im Dorfe, als es sich eben fügte, daß den guten Pater Joas der Weg durch das Dorf traf. Kaum war Joas im Dorfe, als alle Knaben ihre Spielwerke verließen, und den armen Joas verfolgten. Der Bär! der Bär! war das allgemeine Geschrey. Sie liefen ihm nach, und warfen Koth und Steine auf den armen Pater. Ruhig gieng Joas seiner Wege, bedauerte die Jungen, aber fluchte ihnen nicht. Nun ereignete es sich, daß er über die Brücke mußte. Er gieng noch immer, verfolgt von den lästernden Buben überdeckt mit Schlamm und Koth; sein Gesicht blutete und Thränen waren in seinen Augen. Als die Buben über die Brücke liefen, glitschte des Pastors Söhnchen und fiel in den Bach hinunter. Joas sah es;

ohne

ohne sich viel zu besinnen, sprang er über die Brücke ins Wasser, und rettete den Jungen vom Tode. Das Geschrei war allgemein; der wilde Mann hätte des Pastors Toms aus dem Bach gezogen, und das halbe Dorf lief zusammen, und alles schrie: o der gute wilde Mann! Das Gerücht verbreitete sich bis zum Pastor Brem; wie vom Donner getroffen war der gute Vater, als er Toms Unglück hörte; er wollte eilen, aber vergebens; entkräftet sank er in seinen Lehnstuhl.

In diesem Augenblick trat Pater Joas in des Pastors Zimmer und trug den kleinen Thoms in seinen Armen. Hier habt ihr euren Sohn wieder, sagte er, freuet euch, und danket Gott. — Joas wollte wieder gehen, aber der Pastor hielt ihn zurück. Wie seht ihr denn ums Himmelswillen aus, fieng er an, wer hat euch so zugerichtet? — Es sind eure Pfarrkinder, antwortete Joas ganz gelassen; sie warfen mich mit Steinen und Koth und nannten mich einen Bären und einen Wilden. Ich danke Gott, daß ich es ihnen beweisen konnte, daß sie sich irrten.

Pastor. Welchen dank bin ich euch schuldig?

Joas. Keinen! Es war Pflicht der Menschheit. Würdet ihr nicht das nämliche einem jeden Menschen thun?

Ich bin beschämt, erwiederte der Pastor und erkenne mein Unrecht. Verzeiht mir, lieber Mann! da fiel er ihm um den Hals, und Thränen der Reue wuschen das Blut von Joas Wangen.

Die Jungen des Dorfes verließen auch den Joas nicht und schrien immer: o der gute, gute Bär! ah, Pastor Brem! laßt den guten Bären bey uns bleiben. Jedes Wort drang Brem durch die Seele, und war ein strafender Beweis seiner Intolleranz, und ein Vorwurf seiner Unmenschlichkeit.

Brems Gattinn, die gute Therese, eilte herbey, und brachte Wein und Balsam, um Joas Wunden zu heilen; alle Sorgfalt, alle Liebe wandte sie an für den Retter ihres Sohnes.

Vater Joas! sagte Pastor Brem, Sie müssen einige Tage bey uns bleiben; ich will das Unrecht, das ich gegen die Menschheit begangen habe, öffentlich gut machen. Morgen wollen wir ein Fest der Tolleranz feyern: so sagte Pastor Brem und Joas blieb einige Tage beym Pastor.

Einen

Einen Tag vor Joas Abreise war das Fest der Tolleranz. Früh am Morgen, als die Sonne aufgieng sammelten sich Jünglinge und Mädchen unter einer grosen Linde, die Brems Wohnung umschattete.

Blumenkränze trugen die Mädchen, und mit Rosengehängen zierten sie den Baumgang, der von Brems Wohnung weit hinaus bis auf eine Wiese gepflanzt war. Dort war ein grosser Altar aufgethürmt von Wasen, rings umher stunden schwarze Tannen und verbreiteten ein heiliges Dunkel über die Stätte, die der Gottheit erbauet war. Sanfte Töne von Flöten ertönten in der Gegend, und Nachtigallen sangen mit in benachbarten Gebüschen.

Pastor Brem hielt eine rührende Anrede und bekannte öffentlich sein Unrecht. Er sprach mit Wärme und Nachdruck von der Bruderliebe, umarmte öffentlich den Pater Joas, und bath ihn um Vergebung. Joas umarmte den Pastor und gab ihm den Kuß des Friedens und die Gemeinde sang:

Ewige Gottheit! heiligen Frieden
Flösse unsern Herzen ein.
Liebe ist das Glück hienieden,
Laß uns alle Brüder seyn.

Als

Als das Fest vorüber war, gieng man zur Tafel. Die Aeltesten des Dorfes assen mit, und nach der Mahlzeit wurden drey Bäume gepflanzt zum Andenken dieser Feyerlichkeit. Unter dem Schatten dieser Bäume, sagte Pastor Brem, sollen einst eure Kinder ruhen, und sollen die heiligsten der Pflichten überlegen — Wohlwollen und Menschenliebe.

Glücklicher war an diesem Tage niemand als Pater Joas, dessen Menschenherz die Wonne dieses Tages ganz fühlte. Die halbe Nacht über schwätzte er mit Pastor Brem, und sie schilderten sich die herrlichsten Szenen des Menschenglückes, wenn je der größte Theil der Menschen ihr wahres Glück — die Liebe — kennten.

Wie gehts denn bey ihnen, sagte Pastor Brem, über diesen Punkt?

Joas. O mein Freund! sehr schlecht. Es giebt sehr wenige, welche wissen, was Nächstenliebe ist. Verfolgung, Verläumdung ist allgemein. Sie können keine gleichgültige Handlung verrichten, lieber Pastor, die man Ihnen nicht verarget; alles wird böse ausgelegt. Es ist weder Nachsicht noch Vertraulichkeit unter den

Menschen,

Menschen; man freut sich über des andern Fall und ärgert sich über des andern Glück. Mit einem Worte: ich sehe gar nicht, was das so gewöhnliche Wort Aufklärung für einen Nutzen unter die Menschheit gebracht hat. Wir sind noch immer Kinder der Finsterniß und verlassen das reine Licht, das uns Christus angezündet hat — die Bruderliebe. Ich bin froh, lieber Freund! daß die meisten Täge meines Lebens auf dieser Wanderschaft vorüber sind. In den Mauern meines Klosters verschlossen lebe ich so unbemerkt dahin, und freue mich oft, wenn ich denke, daß wenig Menschen wissen, daß ich da bin. Ich verlasse sehr ungern meine Zelle, denn die Möncheverfolgung ist nun auch zur Mode geworden. Wir sind nun einmal da, und können unser Schicksal, unsere Bestimmung nicht ändern. In jedem Stande giebt es rechtschaffene Leute, und ich versichere Sie, lieber Pastor! daß wir in unserm Kloster einige gewiß recht gute und helldenkende Köpfe haben. Sie werden sich verwundert haben, lieber Pastor! daß ich so geduldig über die Beschimpfungen war, die mir die Kinder im Dorfe zufügten, als sie mich mit Steinen und Koth warfen; allein lieber Freund! solche Dinge waren mir nicht unerwartet. Bey uns werfen sie uns zwar nicht mit Steinen und Koth; allein ihre Behandlungen

sind

sind nicht minder beschimpfend; die gewöhnliche Sprache der Aufgeklärten ist: die Pfaffen sind alle Schurken, die Mönche sind alle Betrüger, Scheinheilige und weiß nicht, was wir alles sind. Nun denken Sie, guter Pastor! wie einem ehrlichen Manne zu Muthe seyn muß, der so einen Habit trägt, und urtheilen Sie nun unter uns, ob das nicht äusserst intollerant ist.

Ein wahres gutes Menschenherz hasset niemanden; es liebt jeden Menschen, er mag einen Kittel oder eine Kutte tragen, und — glauben Sie mir, lieber Pastor! mit unserer Tolleranz wird's nichts, wenn nicht unsere Herzen ehevor gebessert werden, und wenn uns nicht sanfte Menschenliebe in ihr Heiligthum einführt.

Etwas, lieber Pastor! ist mir noch immer ein Räthsel. Ich möchte nur wissen, was doch die Welt unter dem Namen der itzigen Aufklärung versteht? Ich sehe nicht, daß es lichter im Menschenherzen wird; ehe finsterer. Man stößt manchem mit der Pechfackel der Aufklärung unter die Nase, daß ihm der Kopf blutet. Aufklärung! Aufklärung! Alles verwerfen heißt Aufklärung; jeden verfolgen, der nicht verwirft, was ich verwerfe, heißt Aufklärung. Wer nicht frech genug ist, sich über alle Gesetze weg zu setzen, wer noch

an

an seiner Religion hängt, ist ein Dummkopf, ein Fanatiker, Mönchsstütze rc. Wohin führt nun das?

Brem. Zur Verwirrung, lieber Pater Joas!

Joas. Sie haben recht, Herr Pastor! denn wenn es nicht zur Verwirrung führte, so müßten ja die Menschen besser werden; aber sie werden ärger. — Der Stolz ist immer der erste Zeuge der Dummheit und die Rechthaberey ist die Verrätherinn des Eigensinnes: und wer besitzt nun mehr Stolz, als unsere Aufklärer? wer mehr Eigensinn, als sie? Ich verstehe darunter nicht die wahren Aufklärer; denn diese sind sanft, nachsichtig mit der Menschheit; ihr Licht verbreitet sich wie das Licht der Sonne; ist sanft wärmend und verzehrt nicht. Ich glaube, die Gottheit läßt dieses alles zu, um den Menschen durch inneres Gefühl zu überzeugen, was wahrhaft gut ist. Ich bin ein Capuzinermönch, lieber Pastor! und Sie sehen doch, daß ich nicht so denke, wie mancher Aufklärer uns zumuthet, und so, wie ich denke, denkt mancher der Unsrigen. Sagen Sie mir, lieber Pastor! ist ein Mönch verachtungswürdig, wenn er die Regeln seines Ordens befolgt, die er geschworen hat zu befolgen? Gewiß nicht! Mein Orden trägt mir auf, diese Kutte zu tragen, ich trage sie;

der

der Staat hat mich angewiesen, meinem Obern zu gehorchen, der über mich gebietet; ich gehorche: verändert sich dieses Verhältniß, so verändert sich auch mein Gehorsam. Ich bemühe mich nur ein guter Capuziner zu seyn, und der werde ich dadurch, wenn ich ein guter Mensch bin. Finden Sie, daß ich unrecht denke?

Brem. Gewiß nicht!

Joas. Sie behandeln mich gerecht; allein vor dem Tribunal der angemaßten Aufklärung werde ich nicht so behandelt. Da urtheilt man nach dem Kleide. Er ist ein Mönch, heißt es, und das Resultat ist: ein Dummkopf oder ein Betrüger. Ist das gerecht? lieber Pastor! als ich in den Orden trat, hörte ich noch nicht auf ein Mitglied des Staats zu seyn; der Staat gab mir den Stand, nicht ich selbst; er gewährte mir seinen Schutz unter diesem Habit, wie er dem Soldaten seinen Schutz unter der Fahne gewährte, der er folget; entspricht der Stand, in dem ich lebe, den Verhältnissen des Staats nicht mehr, so bin nicht ich schuld; ich höre nie auf, Bürger des Staats zu seyn, und der Staat kann mir nie seinen Schutz entziehen. Der Staat besteht aus Ständen, wie er aus Familien besteht; jeder Stand hat seine Pflichten, und der, der sie erfüllt; ist nie verachtungswürdig?

Brem

Brem. Sie reden gründlich, und überzeugend.

Joas. Für Sie, mein lieber Pastor! ja; aber nicht für jeden. Meine Worte sind wahr, aber man wird sie doch eine Lüge nennen, und wenn diese Worte der Wahrheit auf der Zunge eines Weltmannes sind, so wird ihn der größte Theil der Menschen als einen Bigotten und Mönchen-Protektor ausschreien, da er doch nur ein Vertheidiger der Menschheit ist.

Brem. Es ist leider so; aber sagen Sie mir doch, lieber Pater! welche Wege hielten Sie für die sichersten zur Tolleranz?

Joas. Die Wege des Evangeliums, lieber Pastor! liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, ist der erste Grundsatz zur Tolleranz. Gott lieben, seinen Gesetzen treu bleiben, jeden Menschen als Bruder betrachten, Vorurtheile verfolgen, nicht den Menschen; jeden überzeugen durch menschenfreundliche Handlungen des Wohlwollens, der Liebe, das sind die wahren Wege zur Tolleranz. Es giebt keine andere. Der Geist der Verfolgung herrscht in keinem guten Herzen, denn er ist dem Geist der Liebe entgegen. Beschimpfungen und Worte allein

 bessern

bessern nicht; thätige Nächstenliebe bessert und überzeugt. Aber der Morgen grauet schon; lieber Pastor! meine Pflicht ruft mich zurück: es ist Zeit, daß ich Sie verlasse.

Joas und Brem beurlaubten sich, und ein Händedruck und eine Thräne im Auge verherrlichten ihren Abschied.

Joas kehrte in sein Kloster zurück, und wurde von dem Quardian mit vieler Freude wieder empfangen. Allein die Geschichte, die dem guten Pater Joas begegnete, war schon bekannt in dem Kloster, und einige Väter (denn die Denkart aller Menschen ist ja nicht gleich) murrten wider Joas Betragen, und fanden gar nicht gut, daß er sich so lange bey dem Pastor aufgehalten habe; es wäre ein Aergerniß, sagten sie. Unter diesen Unzufriednen war Pater Valentin einer der ersten, der immer murmelte, und es endlich so weit brachte, daß der Quardian gezwungen war, den Pater Joas rufen zu lassen.

Joas erschien mit der Miene eines Mannes, der sich nichts vorzuwerfen hatte. Der Quardian sah ihn an, und eine Thräne rollte seine Wange herunter. Ich verstehe Sie, sagte Joas,

und warf sich zu Boden; um Ruhe im Kloster herzustellen, fodern die Umstände, daß ich gebüsset werde. Sprechen Sie über mich, ich kenne ihr Herz; aber sprechen Sie doch, ich unterwerfe mich mit Gehorsam ihrem Befehl. Der Quardian erhob mit Güte den zu Boden gestreckten Joas, und weinte. Ich will drey Tage eingesperrt seyn, und fasten, sagte Joas, und Pater Valentin wird zufrieden seyn; und ich will Gott um eine Gelegenheit bitten, sein Herz zu erleuchten, daß er einsehen möge, daß ich nicht unrecht gehandelt habe. Gehen Sie hin im Frieden, sagte der Quardian, und nehmen Sie meinen Segen mit.

Nach drey Tagen war alles im Kloster wieder ruhig, als den vierten Tag frühe Pater Valentin auf Joas Zelle kam, und bittere Thränen der Reue weinte. Verzeih mir, lieber Bruder! sagte er; ich war Ursache deiner Strafe. Ich habe aber nun eingesehen, daß ich unrecht gedacht habe. Der nemliche Pastor Brem, bey dem du warst, hat verflossene Nacht meine Eltern gerettet. Er selbst wagte sich mit Lebensgefahr in ihr brennendes Haus, und rettete das Beste von ihrem Vermögen. Durch seine Verfügung ward das Feuer gelöscht, und der ganze Markt dem drohenden Unglücke entrissen.

Lies diesen Brief. Wie leid thut es mir, daß ich so unverträglich war. — — Joas lächelte sanft, umarmte ihn, und nannte ihn Bruder. Das ganze Kloster freute sich über dieses edle Betragen, und der Quardian ließ einen Tag den Pastor Brem zu sich bitten, und sie feierten ein kleines Fest der Menschenliebe. Gütig sah die Gottheit auf die Edeldenkenden herab. Ein ehrwürdiger, alter Greis, dessen silberweisse Bart bis an die Mitte seines Gürtels hieng, weinte Thränen der Freude bey diesem Feste, und schrieb diesen Tag als den herrlichsten seines Lebens auf.

Heilige Menschenliebe! die man aus Pallästen täglich verbannt, in der einsamen Hütte, oder im dunklen Gange der Einsiedeley der Mönche wird dir noch eine Stelle gebaut. In manch' einsamen Kreutzgange wandelt das beste der Menschenherzen, und bey der traurigen Lampe in mitternächtlichen Stunden, wenn der Mond düstern die Leichensteine des Kirchhofes beleuchtet, bethet manche herzensgute Seele zu Gott für wahres Wohl der Menschheit.

Joas lebte lang; er war der Stolz seines Klosters, und starb bedauert von jedem Rechtschaffenen. Sein Grab wurde oft besucht, und

der

der Empfindsame weinte eine Thräne dem Redlichen. Der von Joas Geschichte wußte, wandelte oft bey dunkler Nacht in den einsamen Gemäuern des Mönchsklosters, wenn Dunkel den Tempel umhüllte, und das hölzerne Kreuz in schaudernder Majestät sein kolossalisches Bild im schwarzen Schatten malte.

Karl von Blütenheim,

oder

ein Beyspiel der Dankbarkeit, die heut zu Tage nicht mehr Mode ist.

Es ist traurig, wenn man denkt, daß der Geist der Verfolgung mehrere Herzen beherrschet, als der Geist der Liebe. Wenn Unglück dem Menschen droht, wo findet er einen Freund, der Theil an seinem Kummer nimmt? wo ist der Arm, der sich gerne gegen Unglückliche ausstreckt? wo das Herz, an dem der bekränkte Mitmensch ruhen kann? Wer öffnet seine Hütte,

um den Verfolgten aufzunehmen; und wo ist das Bruderauge, das eine Thräne mit dem Unglücklichen weint? So sehr als Christus immer die Menschenliebe einflößte, so sehr sich jeder Lebende überzeugen kann, daß das wahre Glück der Menschheit nur Bruderliebe ist, so sehr entfernt man sich doch immer von diesem Kinde der Gottheit, und huldigt dem Sohne der Finsterniß, dem Geiste der Verfolgung.

Ich weiß nicht, welcher Keim der Abscheulichkeit im Herzen des Menschen liegt, um den Menschen zu verfolgen? jede Gelegenheit ist uns werth, unsern Mitmenschen herabzusetzen, jede Stunde willkommen; in der Unglück unserm Bruder droht, oder eine Thräne aus seinem Auge fällt: und unser böses Herz findet so viele Entschuldigung seiner Bosheit. Ich fühle einen heiligen Trieb in mir, die beleidigten Rechte der Menschheit zu vertheidigen und möchte gern jeden meiner Brüder in die Würde einsetzen, die ihm die Gottheit gab.

Nach meiner Denkart ist jeder, der die Bildung des Ewigen trägt, mein Bruder — ich kenne keinen Modeton der Welt, keinen Unterschied der Kleider — jeder Mensch ist mir Mensch, und Nächster. Ich setze dieses voraus, weil

ich

ich eine Geschichte und ein Beyspiel einer Dankbarkeit erzählen will, die heute nicht mehr Mode ist.

Da ich für die Rechte der Menschheit schreibe, so kümmere ich mich auch nicht, was immer für schiefe Wendungen die Leute dieser Geschichte geben mögen. — Der Ton meines Vortrags und mein Wohlwollen für jeden, der Mensch ist, soll mich in den Augen des Edlen rechtfertigen, wenn der Unedle die Sache verdrehen wollte. — Vor dem Tribunale der Menschen mag die beßte Absicht manchmal unterliegen, aber sie unterliegt nicht vor dem, der der Richter aller Menschen und der Freund der Wahrheit ist.

* * *

In den Zeiten, in welchen die Jesuiten noch den öffentlichen Schulen vorstunden, lebte ein würdiger Mann in dem Collegio zu N. in Deutschland. Er nannte sich Pater Eberhard, und war Lehrer der Philosophie. Graf von Blütenheim, ein rechtschaffener Cavalier, empfahl ihm seinen hoffnungsvollen Sohn, den er auf die Akademie schickte, und übergab ihn Eberhards Obsorge. — Karl nannte sich der junge

Blütenheim, und war ein Knabe von guter Denkart. Da andere Jünglinge leichtsinnig und ausschweifend waren, war Karl fleißig und hatte Sitten. Pater Eberhard gab sich alle mögliche Mühe für diesen Jungen, und suchte aus ihm einen guten Menschen und Bürger zu bilden. Pater Eberhard durchwachte viele Nächte, und dachte auf verschiedene Mittel, dem Jünglinge die Wissenschaften leicht und begreiflich zu machen.

Blütenheim folgte in allem ganz genau seinem Professor, denn er fühlte, daß ihn Eberhard zur Tugend und zur wahren Glückseligkeit führen wollte.

Manche Jünglinge spotteten des guten Blütenheim, verlachten ihn, und höhnten seiner. Blütenheim vergoß manche Thräne über ihr Betragen und fühlte Ueberzeugung in seinem Herzen, daß ihm Professor Eberhard keine schädliche Anweisung gab, daß er ihn zur Tugend, zur Rechtschaffenheit ermahnte, und ihn oft bath, seiner Religion treu zu bleiben, und nie zum Freidenker auszuarten. Glauben Sie mir, lieber Karl! sagte Eberhard oft zu Blütenheim, Sie werden nirgends Ruhe finden und Glück, wenn sie nicht der Religion ihrer Väter treu bleiben. Sehen Sie nur die ausschweifende

Jun-

Jungen an, die diese Grundsätze verließen; fin- den Sie, lieber Karl! daß sie gute Menschen sind? Gewiß nicht, erwiederte Blütenheim; und aufmerksam heftete er sein Aug auf die Lippen seines Lehrers.

Eines Tages gieng Blütenheim mit seinem Professor Eberhard spazieren. Karl beobachtete einen jungen Menschen, der traurig unter einem Baume saß, und seinen Gedanken nachhieng. Was muß diesem jungen Menschen wohl Wi- driges begegnet seyn, fieng Blütenheim an, er ist so niedergeschlagen, so traurig? — Dieser Mensch ist sehr arm, erwiederte Eberhard, er hat Anlage und Fähigkeit, er müßte aber Hun- gers sterben, wenn ich nicht so viel bey unserm Rektor bewirkt hätte, daß er täglich die Kost bey uns abholen darf. Von dem Wenigen, was ich mir erspare, gieb ich ihm auch manchmal etwas, damit er sich doch ehrlich kleiden kann. Ich wünschte von Herzen, daß ihm geholfen werden könnte. Ich will meinen Eltern schreiben, fuhr Blütenheim fort, und sie bitten, daß sie ihn mir zum Repetitor geben möchten. Sie werden ein herrliches Werk für die Menschheit thun, sagte Professor Eberhard. Blütenheim näherte sich dem armen Studenten, tröstete ihn, und gab ihm Geld.

Nach einigen Tagen eilte Blütenheim voll Freuden zu seinem Professor, zeigte ihm den Brief von seinen Eltern, und die Erlaubniß, daß er den armen Studenten zu sich nehmen dürfe. Niemand war glücklicher als Karl, denn Gutes thun war seine Freude. Sperber, so hieß der Student, kam nun zu Blütenheim, und Blütenheim behandelte ihn wie seinen Freund. Ich will dich wie meinen Bruder lieben, sagte er, denn du bist ein Geschenke, das mir Eberhard gab, das mir ewig werth seyn wird. Sperber war nun versorgt, und hatte sein Glück dem guten Professor Eberhard zu verdanken.

Die akademischen Jahre endeten sich, und Blütenheim mußte die Universität verlassen. Thränen der Dankbarkeit vergoß er bey seinem Abschiede. Prof. Eberhard drückte ihn warm an sein Herz, und sagte ihm: Herzensjunge! du hast mir eine wahre Freude gemacht. Bleib den Grundsätzen getreu, die ich dir gab, und ich werde durch dich das Glück vieler Menschen gemacht haben. Sperber beurlaubte sich auch, doch sein Abschied war äusserst kalt.

Es giebt Menschen, die, wenn sie im Elende sind, im Staube kriechen; verändern sich ihre Umstände, so verändert sich ihr Karakter; sie werden

stolz

stolz und unerträglich. Der Mensch, der das Glück vertragen kann, hat ein grösseres Herz, als der, der das Unglück erdulden kann. So gieng es dem jungen Sperber; er übernahm sich bald im Glücke, und vergaß den vollkommen, dem er es zu verdanken hatte.

Blütenheim, der Sperbern von Herzen liebte, überhäufte ihn mit Gutthaten, denn er glaubte seinem Professor Eberhard zu dienen, wenn er Sperbern diente. Durch Blüthenheims Bemühung und der Verwendung seiner Eltern erhielt Sperber eine Rathsstelle vom Fürsten. Mit seiner Erhöhung erhöhte sich auch Sperbers Hochmuth; er wurde hart, stolz, unmenschlich; wie der Modeton war, war auch sein Ton; wen Zeit und Umstände verfolgten, den verfolgte er auch, und war daher ein erklärter Feind der Jesuiten, die zu selber Zeit eben aufgehoben wurden. Hatte er gleich dem Professor Eberhard sein ganzes Glück zu danken, so vergaß er doch alle Liebe, die ihm dieser gute Mann erwiesen.

Undankbarkeit ist zwar das schändlichste aller Laster, aber auch das allgemeinste. Es richtet sich nach dem Weltton, und gründet sich auf unsern Stolz. Sie ist ein Kind der Hoffarth, der ersten Verderberinn der Menschen.

Karl

Karl von Blütenheim war binnen diese Zeit in Ländern, er hörte seit seiner Entfernung ungeachtet seiner wiederholten Briefe, weder ein Wort von seinem Professor Eberhard, noch eine Sylbe von seinem Freunde Sperber. Blütenheim schloß alle Briefe an Professor Eberhard seinem Freunde Sperber bey, und dieser ließ sie alle unbeantwortet liegen. Denn da Sperber sich als einen starken Geist fühlte, so lachte er des guten Blütenheim; nannte ihn einen schwachen, vorurtheilvollen Kopf.

Die Begriffe vom starken Geist sind in der Menschheit wirklich sehr wunderlich. Ich kannte starke Geister, die so stark waren, daß Menschengefühl wie über einen Felsenstein auf ihren Herzen abgleitete, und unter diesen war auch Sperber.

Die Bulle der Aufhebung der Societät wurde publicirt, und das Loos traf Sperbern, daß er als Kommissär ernannt wurde, den Herren der Societät ihre Aufhebung in der Gegend anzukünden, in der er lebte. Man würde glauben, Sperber würde sich diesem Geschäfte mit der Würde eines Mannes unterzogen haben, den es foderte; allein Sperber entheiligte seinen Auftrag, und behandelte die Unglücklichen mit äuser-

ster

ster Härte. Wie unangenehmer ein richterlicher Auftrag ist, desto sanfter und liebenswürdiger muß der Mann seyn, der ihn auszuführen hat. Unglückliche muß man nie unglücklicher machen, und Elende nie die Schwere ihres Elendes fühlen lassen. Es ist Menschenpflicht, jede Bürde zu erleichtern, die unsern Nächsten drückt, und stehet es nicht in unsrer Macht zu helfen, so steht es doch in unsrer Macht zu trösten. Man weis nicht, wie fühlbar der Mensch in den Zufällen des Unglücks ist, wer es nicht selbst erfahren hat. Ein schiefer Blick, ein zweydeutiges Wort ist Tod für die leidende Seele; wie ein gutes Wort, ein sanfter Blick Balsam fürs wunde Herz ist. — Der Fluch der Menschheit ist über den Grausamen, der diesen Balsam in seiner Gewalt hat, ihn wegwirft, und Gift ins Herz des Leidenden gießet. Allein was helfen diese meine Worte? — Einige werden sie eine Kapuzinade nennen, andere Empfindeley; nur das Herz des Rechtschaffenen wird sie kennen, denn der Ruf der Natur, die Stimme der Menschheit, und das Gepräge der Religion ist in selben.

* * *

An der Schwelle ihrer Wohnung empfiengen die ehrwürdigen Väter ihren Richter; mit ent-

entblößten Häuptern standen sie um ihn, und erwarteten ehrfurchtsvoll aus Sperbers Mund ihr Urtheil.

Sperber sah stolz um sich her, und weder das Silberhaar der Greisen, noch das ehrwürdige Alter rührten ihn. Mit entblößten Häuptern ließ er Stundenweise Männer vor sich stehen, die eine bessere Behandlung verdient hatten. Sein Blick verkündigte seinen Stolz, und sein Hohnlächeln die innere Schadenfreude. Eine Thräne netzte das Aug manches Redlichen, und Sperbers vorurtheilvolles Herz weidete sich an der herabrollenden Thräne, die jeder andere Mensch getrocknet haben würde. Mancher, der sich noch erinnerte, was Sperber war, was Professor Eberhard für ihn that, rief zum Himmel auf: Ah! das hatten wir nicht an Sperbern verdient.

Niemanden kam diese Behandlung schwerer an, als dem redlichen Eberhard, der auch bey dieser Szene zugegen war. Dieser konnte Sperbers Betragen nicht aushalten, er entfernte sich, und gieng weit in den benachbarten Wald, und erzählte dort der verwitterten Eiche, was sein Herz drückte, und es schien als hätte die ver-

witterte Eiche Theil an seinem Kummer genommen. Der Wind bog ihre harten Aeste herab, als wollten sie sich vor dem Haare des Greisen beugen, und das Blatt rauschte düstern, als seufzte es mit dem unglücklichen Eberhard über Sperbers abscheuliche Undankbarkeit.

Ich weiß nicht, wie es sich fügte, daß Pater Eberhard ganz unglücklich wurde. Als er seiner Professur nicht mehr vorstehen konnte, so machte Sperber, daß Eberhard schier ganz ohne Gehalt war, denn Sperber richtete die Sache so ein, daß der gute Mann vollkommen vergessen wurde.

Mittlerweile als dieses alles geschah, kam Blütenheim von seiner Reise zurück. Sein erster Weg, als er aus der Postkutsche stieg, war nach seines Freundes, nach Sperbers, Wohnung; da erkundigte er sich gleich nach seinem guten Professor Eberhard.

Ich sollte dir Vorwürfe machen, fieng er an, lieber Sperber! — so viel Briefe, und keine Antwort — ist Blütenheim nicht mehr dein Freund? —

Sperber. Ich schwöre es dir, ich erhielt keine Sylbe —

Blütenh.

Blütenh. Und wenn das wäre! ist dir Blütenheim so gleichgültig, daß du ihn nicht einmal mehr werth hieltest, dich um ihn zu erkundigen? —

Sperber lächelte höhnisch, und Blütenheim blickte ihm ins Aug — und entdeckte Undank und Abscheulichkeit.

Dank der Vorsicht, daß das Aug der Spiegel der Seele ist! Vergebens verbirgt der Schurke sein schwarzes Herz, zu deutlich stehen die Buchstaben der Bosheit in seinen Blicken geschrieben. Tiefsinnig verließ Blütenheim den bösen Sperber — er suchte Erholung im Freyen.

Als er vor die Stadt tief in seinen Gedanken wandelte, so störte ihn ein altes Mütterchen in seinen Betrachtungen. — Guter Herr, sagte sie, nehmen Sie es doch nicht ungnädig, daß ich Sie störe! Sie sehen so gut aus, und werden mir es nicht übel nehmen.

Blütenh. Liebes Mütterchen! was kann ich euch helfen?

Die Alte. Sie sollen mir hie einige Zeichnungen abkaufen, damit ich doch etwas zu leben bekomme, denn ich bin sehr arm —

Blütenh. Laß sehen — sie sind schön — wer gab sie dir? —

Alte. Mein armer Sohn. Er kann mir sonst nichts mehr geben, denn er ist selbst ärmer als arm — er ernährt sich und seine arme Mutter mit dieser Arbeit.

Blütenh. Wer ist denn dein Sohn, liebe Alte?

Alte. Er nennt sich Pater Eberhard — war ehemals im Kloster zu — und —

Eberhard! rief Blütenheim, und umarmte bey diesem Namen das alte Mütterchen — sag' — wo ist er? führ mich hin, daß ich ihn in meine Arme drücke.

Die Alte führte Blütenheim in die Stadt zurück, und nachdem sie in eine abgelegene Gasse kamen, fand Blütenheim seinen Professor Eberhard in einer sehr schlechten Wohnung. Blütenheim öffnete die Thüre; mit ausgestreckten Armen eilte er gegen den ehrwürdigen Greisen, der sich vor Erstaunen kaum fassen konnte.

Eberh. Wer sind Sie?

Blütenh. Wer ich bin, lieber Vater! — wie! du kennst deinen Lehrling nicht mehr —

deinen Blütenheim kennst du nicht mehr — der jede Stunde seines Lebens auf dich dachte — der dich schon als todt beweinte, weil er so lange keine Nachricht von dir erhielt? — wer ist nun glücklicher als ich, der ich dich wieder fand — an mein Herz will ich dich drücken, und nichts soll dich mir mehr entreissen. —

Thränen des Gefühls erstickten die Stimme des seelenvollen Blütenheims, und Eberhard konnte lange Zeit vor Freuden nicht sprechen. Wie, sagte er endlich, Sie denken noch an mich, guter Karl? ich glaubte, sie hätten mich schon längst vergessen.

Blütenh. Ich dich vergessen — der ich dir das Glück meines Lebens zu danken habe — wer gab mir die Grundsätze, die die Zufriedenheit meiner Seele machen — wer, als du — und ich sollte dich vergessen — welches Ungeheuer müßte ich seyn?

Eberh. Theurer Mann — ah! was wird die Welt von Ihnen sagen? — Ich bin nun ein Vertriebener. —

Blütenh. Die Welt mag sagen, was sie will. Die Stimme meines Herzens ist mir wichtiger; diese sagt mir, daß du mein Lehrer bist,

und

und daß ich dir dankbar seyn muß. Du bist ein armer Vertriebener, sagst du — was heißt das? — dein Orden ist aufgehoben, aber die heiligen Bande der Pflicht sind nicht getrennt. Bist du minder mein Freund, minder mein Gutthäter — bin ich dir weniger Dank schuldig, weniger Gefühl? — So ein Vorurtheil ist nicht für mein Herz. Ich will der Welt zeigen, daß ich dich liebe, troz allem Vorurtheil. Du bist Pater Eberhard, mein Lehrer, und ich dein Zögling; das Verhältniß zwischen uns hört nie auf. Was ich weis, weis ich von dir, und ich schäme mich nicht, der Welt zu sagen, was ich deiner Mühe zu danken habe.

Eberh. Guter Blütenheim! Ihr Herz ist gut: aber sie setzen sich einem grausamen Tadel aus, die Welt denkt nicht, wie Sie.

Blütenh. Die Welt! — O laß die Welt Welt seyn, lieber Alter! es ist besser sich der Kritik der Welt auszusetzen, als der Kritik dessen, der die Herzen der Menschen richtet. Meine Denkart ist offen, wie der Tag, und wenn nur mein Herz eine Handlung billigt, so mag die Welt sie immer tadeln.

Eberhard wollte noch vieles reden, aber Blütenheim ließ ihm keine Zeit mehr. Der

Fiaker, den er miethete, war vor der Thüre, und Eberhard wurde mit seiner armen Mutter in Blütenheims Pallast geführt. Da ernährte er sie beyde, und all sein Bemühen war, daß der gute Vater Eberhard die Ungerechtigkeit vergessen möchte, mit der ihm der gefühllose Sperber begegnete.

Eberhard lebte nur eine kurze Zeit mehr; er starb in Blütenheims Armen, und empfahl ihm sterbend seine arme Mutter.

Blütenheim beweinte den Mann, und ließ seinen Leichnam in die Grabstätte seines verstorbenen Vaters legen, mit der Innschrift:

Hier in dieser Stätte
modern die Gebeine meiner Väter.
Blütenheim gab mir das Leben,
und Ebethard lehrte es mich zu gebrauchen.
Es ist billig, daß beyder Asche
eine Urne sammelt,
die ewig heilig dem seyn wird,
der sie setzte.

Als Eberhard verschied, und sein Leichnam ausgestreckt in der Bahre lag, ließ Blütenheim den Rath Sperber unter dem Vorwande einer wichtigen Unterredung zu sich bitten.

Sper-

Sperber kam; Blütenheim führte ihn in das Zimmer und riß gähling das Leichentuch von dem erblaßten Eberhard. Hier, fieng er an, hier sieh das erblaßte Bild deines Gutthäters. Er ist nun nicht mehr; seine Leiden sind überstanden; keine Thräne rollt mehr aus seinem starren Auge, und kein Seufzer hebt mehr seinen kalten Busen. Elender! wie kannst du nun die Beleidigungen wieder gut machen, die du ihm zufügtest? Geh hin, vergieße ein Meer von Thränen, du wirst seine starren Glieder nicht wieder erweichen. Ueberhäufe ihn mit küssen, du wirst nie seine kalten Lippen wieder erwärmen. Mensch! warum vergissest du, daß du Mensch bist! — Hat die Gottheit die handvoll Staub, die du herumträgst, darum belebt, daß du zur Pest deines Bruders werdest? — So wird auch dein Auge erstarren, so deine Lippen erkalten; denn — wenn dein Geist die Hülle verläßt, so stehe hin, und betrachte, wer du warst, und überdenke das Nichts deiner Größe.

Sperber stund beschämt da, und eine Thräne stieg in sein Auge. Weine sie, diese Thräne! fuhr Blütenheim fort, weine sie! sie macht der Menschheit Ehre. Glaub mir, Sperber! wir sind alle Menschen; das Kleid macht nicht den

 Mann.

Mann. Wir kommen alle nackt in die Welt, und gehen wieder nackt davon, der Monarch, wie der Sklave, der Laye, wie der Mönch; der schwarze Rock und die Mönchskutte, die Doktorkappe und die Krone, das Diadem des Persers und der Turban des Türken — alles dieses bleibt hier, wenn die Maskerade dieses Lebens aus ist. Und wenn uns der Richter jenseits fragt, warum habt ihr euren Bruder verfolgt, so wird es uns nicht zur Entschuldigung seyn, wenn ich sage: er trug einen Mönchs-Rock, oder einen Türkenbund. Schweig, Unverschämter! wird der Richter sagen; das Kleid hat ihm die Welt gegeben, aber mein Bild machte ihn ungeachtet dieses Kleides kennbar. Er war Mensch, und dein Bruder; sag, warum hast du ihn gehaßt? Warum mein Bild entheiligt? — —

Sperber war gerührt; er gieng traurig fort, und bitterer Gram marterte sein Herz.

O ihr Menschen! die ihr euch immer verfolgt und hasset, wäre es mir doch vergönnt, euch alle zu einer Leiche zu führen. Den gräßlichen Tod wollte ich dort bitten, daß er euch doch aussöhnen möchte. Staub hasset den Staub, und Knochen tretten Knochen zu Boden. Se-

het

het euer Unrecht ein; es kömmt eine Stunde, in der ihr kein Unrecht mehr gutmachen könnt. Verfolgung ist der Geist der Hölle; Liebe der Geist der Gottheit. Reiche mir deine Hand, du, der du mir feind bist, wer du immer seyn magst, ich verzeihe dir. Meine Seele ist des Hasses nicht fähig; noch haben wir Arme, uns zu umarmen; noch ein Auge, um Thränen des Wohlwollens zu weinen; noch ein Herz, das für Menschen schlagen kann; — Die Zeit des Lebens ist kurz; der Tod raubt uns diese Geschenke — wehe dem! der sie zum Unglück der Menschen, seiner Brüder mißbraucht hat, und nie der Versöhnung eine Thräne geweint!!! —



Meister Johann und Meister Fritz.

Senkrecht stund die Sonne über dem Dorfe; eine feyerliche Stille heiligte die Stunde des schwülen Mittags. Unter einer pechvollen Tanne, die Johanns Hütte umschattete, stund der

ländliche Tisch bereitet zur ganz ungekünstelten Mahlzeit; und Meister Johann saß unter dem Baume, und athmete Balsam durch den harzigen Geruch der ausdünstenden Tanne.

Mit ruhigem Gemüthe freute er sich des reinen Genußes der Wohlthaten der Natur, verzehrte seine mäßige Mahlzeit, und weidete sein Auge an seinen Kindern. Malchen war seine Tochter und Peter sein Sohn, zwey hoffnungsvolle Kinder, die Johanns Tage verherrlichten. Gegenüber sassen sie ihm am Tische, und ihre liebreiche Sorgfalt, ihre kindliche Liebe trieb manche Freuden-Thräne in Johanns Aug, der von Herzensgrund der Gottheit das Glück seiner Tage dankte.

Unweit Johanns Wohnung wohnte Meister Fritz, ein wohlhabender Mann. Er war reich und böse. Sein Grundsatz war: alles für mich. Nie fühlte er die Herzenswonne, Gutes zu thun; nie die Freude, eine Thräne auf den Wangen des Unglücklichen zu trocknen. Neidisch mißgönnte er jedem Menschen sein Glück, und grämte sich im Herzen, wenn es einem andern wohlgieng. Nie war er glücklicher, als wenn man ihm von Unglücksfällen erzählte; wenn der Donner in ein Haus schlug; wenn sein Nachbar einen

nen Fuß brach; ein ehrlicher Mann aus dem Dorfe sein liebes Kind verlohr; das war Freude für ihn; da feyerte Fritz einen Festtag, und trank eine Maaß Wein mehr. Er war so boshaft, daß er durch schlechte Leute, die er mit Geld miethete, bey Unglücklichen aussprengen ließ, daß er ein guter, barmherziger Mann wäre, damit die Elenden bey ihm Hilfe suchten; denn hatte er seine ganze Freude, wenn er einen Unglücklichen an seiner Thüre sah, und wenn er ihn seine Armuth in ihrer ganzen Grösse konnte fühlen lassen. Verachtung, Vorwürfe, Hohngelächter waren seine Geschenke, die er gab, denn kein Menschenherz schlug in seinem Busen.

Manche werden glauben, es gäb' keine solchen Gemüther; allein, leider! giebt es deren; meine Schilderungen sind Copien nach wahren Originalien: wollte Gott! daß diese Bilder nicht da wären.

Fritzens größter Verdruß war, daß es seinem Nachbar Johann so wohl gieng. Er beneidete ihn um alles, selbst um die gutthätige Luft, die er einhauchte und um die Wärme der Sonne. Wer würde es je glauben, daß ein Menschenherz so ausarten könne, und doch ist diese Ausartung leider nur zu oft wahr. Ich kannte selbst

einen Menschen, der einst zu einem Unglücklichen, der ihn um Hilfe ansprach, sagte: Wie, ich sollte dir helfen? mir das Vergnügen rauben, dich elend zu sehen? mein halbes Vermögen wollte ich geben, wenn dein Auge nie die Freude des Gesichts, dein Ohr nie die Freude des Gehörs, deine Zunge nie die Freude des Geschmacks haben könnte. Wenn es in meiner Macht stünde, so wollte ich selbst das Gefühl der Liebe in Schmerzen verwandeln, um euch alle doppelt elend zu sehen. — — Ach! welch teuflisches Gefühl! das Gepräge der abscheulichsten Seele, Vorgeschmack zur Annäherung zur Satanswerdung. In die Hölle wollte ich mich vor solchen Menschen verstecken; gewiß ist dort der schlimmste Teufel nicht so boshaft, wie sie.

Fritz war nun unter dieser Zahl, und jede Stunde näherte er sich durch sein boshaftes Herz mehr der Verteuflung, denn er brütete über die schwärzesten Thaten, über die abscheulichsten Entwürfe zum Unglück seines Nachbars. Wie soll ich es angehen, sagte er zu sich, um Hansen ganz elend zu machen? Soll ich ihm sein Haus abbrennen, oder seine Kinder morden? — ach! das wär nichts; ich würde nur mich unglücklich machen, nicht ihn, und wenn auch das nicht wäre, so würden ihm seine Freunde wieder ein

Haus

Haus geben, und der Schmerz über den Verlust seines Sohnes würde mit der Zeit versiegen. Nein, Fritz! das wäre ein dummer Einfall. Ich will die Sache klüger und weiser machen. Fritz ließ selben Abend noch den Schreiner Falk zu ihm kommen, der ein ausgelernter Bösewicht war. Falk war ein Gleißner der ärgsten Art. Er war stundenlang in den Kirchen, bethete und haßte seinen Mitmenschen. Falk kam. Was befehlen Sie, Herr Fritz! sagte er; worinn kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, daß es meine größte Freude ist, meinem Nächsten etwas Gefälliges zu erweisen.

Fritz. Lieber Herr Falk! Sie müssen mir einen Rath geben.

Falk. Und in welcher Sache?

Fritz. Sie kennen den Meister Johann; es ist Antipathie zwischen ihm und mir. Ich möchte ihn gern zu Grunde richten; sagen Sie mir eine sichere und zuverläßige Art.

Falk. Hm! Hm! zu Grunde richten! — Das geht nicht. Das wäre nicht recht. Wir wollen ihn nicht zu Grunde richten, er selbst soll sich verderben, das ist besser, so haben wir uns keine Schuld zuzulegen.

Fritz. Wie ist aber dieses anzugehen?

Falk. Vorausgesetzt, lieber Herr Fritz! daß Johann ein böser, gottloser Mensch ist, so verdient er gewiß gezüchtigt zu werden, und unser Gewissen kann sich über diesen Punkt beruhigen. Ich denke so: — kann zwar nicht sagen, daß er mir je etwas zu Leide gethan hat; weiß auch eben nichts Böses von ihm; allein stille Wasser gründen tief, und — die Welt ist böse. — Gott behüte mich, daß ich ihm Unrecht thun möchte: aber unter uns gesagt; ich halte nicht viel auf ihn. Aber lassen wir dieses beyseite. Sie fragen mich ja um Rath und That, und ist es nicht meine Pflicht, meinem Nächsten an die Hand zu gehen, und dieser Nächste sind nun Sie, der Sie meiner Hilfe bedürftig sind?

Fritz. Treflicher Mann! Sie können einen so beruhigen. —

Falk. Das ist eine außerordentliche Gnade des Himmels. Ich sehe die Sache sogleich allzeit von dem rechten Gesichtspunkte an.

Fritz. Also zur Sache! auf welche Art können wir ihn am leichtesten verderben?

Falk. Daß Gott behüte! Verderben! — Was, verderben? Glauben Sie, daß ich so ein böser Mann bin, daß ich Jemanden verderben wollte?

wollte? Was ich Ihnen rathe, soll nichts als eine Tugendsprüfung für Meister Johann seyn. Stürzen wir ihn in Armuth, so geben wir ihm Anlaß zur Geduld; entziehen wir ihm seine Kinder, so setzen wir ihn in die Lage der Aufopferung: mit einem Worte, alles was wir unternehmen, soll zu Johanns Glück seyn; alles um seine Tugend zu prüfen, und wenn wir ihm die zeitlichen Güter auch entziehen, so ersetzen wir ihm ja diesen Schaden zehnfach wieder, da wir ihm die schönste Gelegenheit an die Hand geben, durch Geduld und Sanftmuth sich Güter der Ewigkeit zu sammeln, denn alles ist Eitelkeit auf dieser Welt. Vanitas vanitatum. —

So sprach der schlimmste der Gleißner, und das Gepräge der Hölle war auf seiner Stirne, als er sprach. Der böseste der Entwürfe reifte zur That, und das Resultat ihrer Unterredung war so abscheulich als ihre Seele. Wir wollen, fuhr Falk fort, dem Meister Johann, der nun zehn Jahre Wittwer ist, ein Weib geben, und die sich für ihn am besten schickte, wäre wohl die fromme Cathrine — in Gott und der Heiligkeit, meine Mitschwester im Gebete. Sie bethet den ganzen Tag, und außer einer kleinen Zanksüchtigkeit ist ihr nichts auszusetzen. Ich bin versichert, daß Schwester Cathrine den guten

Meister

Meister Johann alle mögliche Gelegenheit geben wird, sich täglich in der Tugend zu stärken und vollkommener zu machen. Wenn Cathrine Johanns Weib ist, so hat er weder Fasten noch andere Kasteyung mehr nöthig, er wird alles in seiner lieben Gattinn finden, die eine werkthätige Geisel seines Fleisches seyn wird — des Geistes und seines Willens. Verdruß und Nachläßigkeit werden den Meister Johann bald in üblere Umstände bringen, und wir werden nichts mehr zu thun haben, als ihm seine Kinder zu entziehen. Seine Tochter wollen wir ausheurathen, seinen Sohn Peter ins Kloster schicken, denn ist Meister Johann ganz ohne Stütze, und bald wird er an Armseligkeit und Armuth wie Job seyn.

Treflich! Treflich! erwiederte Fritz, und umarmte den Bösewicht.

Fritz überhäufte seit diesen Tag den Meister Johann mit Gutthaten, besuchte ihn öfters, und Meister Johann, der die Menschen nach seinem Herzen beurtheilte, glaubte, daß er wirklich sein Freund sey. Unbedacht folgte er seinem Rathe, verheurathete seine liebe Tochter, bekam die böse Catharine zum Weib, und zwang seinen hoffnungsvollen Sohn ins Kloster zu gehen, der ihm vergebens alle Vorstellungen entgegen

machte.

machte. Nachdem Peter die Profeß abgelegt hatte, entlarvte sich vor dem guten Johann das Ungeheuer der Menschheit; aber Johann entdeckte zu spät den Abscheulichsten der Entwürfe menschlicher Bosheit.

Elend und arm war Johann, und hatte weder Unterstützung noch Hilfe. Die böse Cathrine verbitterte jede Stunde seines Lebens, und vor Gram und Armuth näherte er sich dem Grabe, wie eine Pflanze in den rauhen Tagen des Windmonats.

Fritz lachte höhnisch und triumphirte, allein die Gottheit schützet den Gerechten, und ein Augenblick zernichtet jahrelange Anschläge des Bösewichts. Falk war der erste, der die rächende Hand des Himmels fühlte. An den Schwellen des Altars, wo er mit seinen Lippen die Gottheit frevelte, die sein Herz nicht kannte, wurde er vom Blitz erschlagen. Sein Herz ward in Asche verwandelt, und sein Körper war schwarz, wie seine Seele, aber seine Lippen waren noch unbeschädigt, als hätte Gott sagen wollen, Bösewicht! du hast mich zwar mit den Lippen geehrt, aber dein Herz war allzeit weit von mir. Cathrine wurde krank und starb. Verzweifelnd waren die letzten Stunden ihres Lebens, denn sie bekannte, daß sie eine abscheuliche Gleißnerinn

rinn und Falkens Beyschläferinn seit vielen Jahren her gewesen sey. Fritz verheurathete seinen Sohn, und bekam die schlimmste der Schwiegertöchter. Sie verdarb gänzlich das Herz seines Sohnes, und mißhandelte grausam den Vater, den sie öfters im härtesten Winter vor das Haus hinaus sperrte, daß er bei Nachbarn Hilfe suchen mußte.

Eines Tages heulte er vor Kälte wie ein Hund, und niemand hatte Erbarmen mit ihm, niemand als Johann, der um Mitternacht sein Lager verließ, den elenden Fritz zu sich nahm, und sein kleines Bett mit ihm theilte. Du hast mir Böses gethan, sagte er, und ich will dirs mit Gutem vergelten. Du bist Mensch, wie ich; es soll dir verziehen seyn. Fritz fühlte die gerechte Strafe des Himmels, und ertrug mit Geduld sein Verhängniß, und Johann sprach ihm öfters Stärke und Muth zu.

Der arme Johann war gelassen in seinem Unglücke, und verzieh seinem Feinde; allein untröstlich war er, als er die Nachricht erhielt, daß sein Sohn Peter, der im Kloster Alphons genennt wurde, seinen Stand verlassen und aus den geheiligten Mauern entsprungen sey. Von allen Seiten wurde ihm nachgesezt, aber vergebens;

bens; man konnte Alphonsen nicht mehr ausfindig machen. Einige sagten, er hätte sich entleibt, indem man seinen Habit am Ufer der Donau fand; andere sagten, er hätte sich in die Schweitz geflüchtet, und dort seine Religion verändert.

Johann weinte bitterlich bey dem Andenken seines Sohnes. Gott im Himmel! rief er, ich bin allein die Ursache seines Unglücks; ich habe ihn gezwungen, diesen Stand anzunehmen; er wollte nicht; alle seine Vorstellungen waren vergebens, und nun ward er das Opfer meines Eigensinnes. O Nachbar Fritz! du hast mir böse Streiche gespielt; daß es dir Gott vergebe! — — Kein Abend vergieng, in dem Johann nicht seufzte, und der Mond warf nie sein blasses Licht ins Dorf, daß nicht eine Thräne auf Johanns Wange glänzte. Bald hörte Johann auch die traurige Nachricht, daß seine Tochter gestorben, denn sie war höchst unglücklich verheurathet. Wohl dir! rief er da, daß du nicht mehr bist, unglückliches Weib! möcht' es der Himmel fügen, daß wir uns jenseits bald vereinen möchten. Seit dieser Zeit nahete sich Johann jeden Tag sichtbar dem Grabe; er konnte seiner Arbeit nicht mehr vorstehen, und Elend und äußerste Armuth warteten seinen alten Tagen. Menschenscheu versteckte er sich

in seiner Hütte, und verließ seine Stube nie, als am Abend, wo er sein Gärtchen besuchte. Dort errichtete er zween Grabhügel zum Andenken seiner Kinder, bestreute sie täglich mit Blumen, und benetzte sie mit Thränen. Eines Tages, als er mehrmal den Schatten seiner Kinder ihr heiliges Andenken feyerte, sah er jähling einen Menschen mittlern Alters vor sich stehen. Ehrlich war seine Miene, aber Gram und Unglück hatten sein Gesicht entstaltet. Aufmerksam betrachtete dieser Mensch den armen Johann, und häufige Thränen flossen aus seinem Auge bis zum Grabhügel herunter, an dem Johann stund. Wer seyd ihr? fieng Johann an, guter Mensch! und welch ein Ungefähr bringt euch hieher. Ich bin unglücklich, sprach der Unbekannte, und suchte Unglückliche auf, um mich über mein Schicksal durch Theilnahme zu trösten.

Johann. Wer seyd ihr denn? Wie heißt ihr?

Der Unbekannte. Fragt nicht nach meinem Stande, noch nach meinem Namen, und seht mich nur als einen Menschen an, der sich Gottlieb nennet, und der euch wohl will.

Johann. Mir?

Der

Der Unbek. Ja, euch. Ihr seyd Meister Johann, der Uhrmacher?

Johann. Ja, der bin ich, und was wollt ihr?

Der Unbek. Euch dienen. Ich bin auch ein Uhrmacher, verstehe meine Kunst, und will euch durch meine Arbeit wieder aufhelfen.

Johann. Guter Mensch! eure Absicht ist gut; aber mein Elend hat sie vereitelt. Ich bin so arm, daß ich euch keinen Taglohn geben kann.

Der Unbek. Ich begehre ja keinen Taglohn. Ich diene euch umsonst, und daß wir zu leben haben, um das laßt mich sorgen. Ich gehe nun nicht mehr von euch, so lang ich lebe.

Johann wußte nicht, was er aus diesem seltnen Menschen machen mußte. Gottlieb hatte einige hundert Gulden, diese gab er seinem Meister zu den nothwendigen Geräthen und zur Nahrung, arbeitete Tag und Nacht, und bald war er so glücklich, den Johann in bessere Umstände zu setzen. Von allen Seiten bekam er Arbeit, denn weit und breit war kein so geschickter Uhrmacher, wie Gottlieb. Johann liebte diesen Menschen, wie seinen Erretter, und Gottlieb liebte Johann, wie seinen Vater, und der Segen des Himmels war bey ihnen. Die

ganze Gegend bewunderte die Seltenheit dieses Menschen. Er lebte nüchtern, war arbeitsam und bethete fleißig, so daß man ihn den frommen Gottlieb nannte. Am Abend nach der Arbeit unterhielt er seinen Meister mit auferbaulichen Geschichten, tröstete ihn über das erlittene Unglück, und über den Verlurst seiner Kinder. Oefters bemerkte Johann, daß Gottlieb von Herzen seufzte, wenn die Rede auf Alphons kam, der aus dem Kloster gesprungen war, nnd daß er manchmal weinte, wenn Johann sprach: aber Gottlieb! diese Schande hätte mir mein Alphons doch nicht anthun sollen. Wer ist im Stande, in das Herz der Menschen zu sehen? sagte er oft, vielleicht verdient Alphons unsere Vorwürfe nicht: aber lassen wir ihn ruhen.

Zehn volle Jahre war Gottlieb bey Meister Johann, und Meister Johanns Glücksumstände waren vollkommen gebessert. Nun habt ihr meiner nicht mehr nöthig, sagte Gottlieb; ich werde euch verlassen müssen. Du, mein Erretter! erwiederte Johann, und fiel ihm um den Hals.

Gottlieb. Nicht verlassen, daß ich in dieser Welt von euch zöge, nein! auf diese Art nicht; aber mir ahndet das Ende meines Lebens. Meister

ster Johann gab sich alle Mühe, seinem Gottlieb diese Einbildungen auszureden; aber Gottlieb wurde nicht munterer.

Geh nach der Stadt, sagte Johann, und überbringe dem Grafen Rosenschild die schöne Uhr, die du verfertigtest. Bleib einige Tage in der Stadt, und erhole dich ein wenig. Gottlieb trug die Uhr nach der Stadt; begab sich aber gleich den andern Tag wieder zurück. Es dämmerte schon, als er an den Wald kam, und es war finstere Nacht, als ihn der Weg bis in die Mitte des Forstes führte. In tiefen Gedanken wandelte Gottlieb seine Wege, als er gähling ein jammerndes Geschrey verunglückter Menschen hörte, die um Hilfe riefen, Gottlieb eilte den Lärmen nach, und erblickte bey dem Schein einiger Fackeln, daß eine Kutsche von Räubern angehalten wurde, und ein schönes Frauenzimmer lag ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der sie fortschleppte. Gottlieb eilte dem Verwegnen nach, stürzte ihn zu Boden, und rettete die Dame. Wie ein tollsinniger wüthete er unter den Mördern, und schlug sie in die Flucht, obwohl er selbst tödlich durch einen Schuß verwundet wurde.

Die Dame war die Tochter des Grafen Rosenschild, die er unendlich liebte. Sogleich nahm der Graf den Verwundeten zu sich, und führte ihn mit auf sein Schloß, wo er ihm mit aller Sorgfalt als seinem Erretter wartete. Allein alle Sorge war vergebens; die Wunde war tödlich, Gottlieb fühlte den annahenden Tod, und bath den Grafen, daß er ihm noch vor seinem Ende den Uhrmacher Johann, seinen Meister, möchte kommen lassen. Johann kam, und näherte sich zitternd dem armen Gottlieb.

Setzt euch, sagte Gottlieb, und hört mich nun an. Das Ende meines Lebens ist nahe, und meine Rolle auf dieser Schaubühne ist ausgespielt. Ich bin Alphons, euer Sohn, ich bins, der aus dem Kloster gesprungen ist; nicht aus Muthwillen, oder Bosheit, sondern aus Vatersliebe. Ich wußte, wie Uebel es euch gieng, und wußte keine andere Rettung für euch. Die Stimme der Natur erwachte in meinem Herzen; ich fühlte die Heiligkeit des Gebothes: Du sollst deine Aeltern lieben: und sollte euch dem Verderben preis gegeben sehen? — Ich wollte lieber in den Augen der Welt als ein eidbrüchiger als ein ausgesprungener, schlechter Mönch den Namen tragen, als die Pflichten des Kindes gegen den besten Vater vernachäßigen. Verzeiht

mir,

mir, wenn ich gefehlt habe. Gebt diesen Brief meinen Obern, und entzieht mir euren Segen nicht vor meinem Ende.

Johann umarmte seinen Alphons, und das Gefühl der zärtlichsten Liebe war das letzte Gefühl des guten Alphons. Graf Rosenschild, der bey diesem herrlichen Auftritte zugegen war, versicherte den tapfern Alphons, daß er seinen Vater Johann für sein Leben reichlich versorgen werde. Alphons dankte dem Grafen, und schlief — den Schlaf des Frommen. Der Brief, den er an den Obern seines Klosters schrieb, war dieses Inhalts:

„Verzeih, Ehrwürdiger! ein Vergehen, über „welches mich doch mein Herz rechtfertigt, „wenn auch die Welt meiner flucht. Mein Va„ter war in Gefahr; kein anders Mittel war „mir übrig, ihn zu retten, als dieses. Mein „Leib verließ euer Kloster, aber meine Seele „war immer bey euch. Ich habe nicht aufgehört „Mönch zu seyn, und die Pflichten des Mön„ches zu erfüllen, als ich die heiligsten Pflichten „der Menschheit, der Kindesliebe erfüllte. Diese „waren mir die ersten, die mir die Natur ans „Herz legte: waren aber meine Einsichten zu ge„ring, und war meine beste Absicht übel, so ver-

„zeiht mir, Brüder, wie der verzeiht, der die „Menschen nach dem Herzen richtet.“

Der Graf ließ Gottlieb zur Erde beståttigen, und baute ihm eine Pyramide zum Andenken. Johann lebte noch glücklich bey ihm, und starb im hohen Alter. Der böse Fritz aber fühlte die ganze Rache der Gottheit; er war elend; wurde zum Mörder seines eigenen Sohnes, und endete sein Leben auf dem Blutgerüste voll Verzweiflung.

Die Innschrift der Pyramide, die Graf Rosenschild setzen ließ, war diese:

Ein seltnes Herz deckt diese Pyramide,
Der Kindesliebe reinste Glut,
War in dem Busen, der hier ruht,
Des Elends dieses Lebens müde.



Etwin und Zama.

Eine morgenländische Erzählung.

Noch stunden Thränen auf Zamas Wangen, und Schmerz sprach noch ihr Auge, als der wohlthätige Schlaf seinen Balsam über sie ausgoß. Die Morgendämmerung verscheute die schwarze Nacht; lichtere Nebel umhüllten schon das schläfrige Haupt der Wälder auf den Bergen, und schwarze Dunkelheit fiel von dem hangenden Gebirge ins tiefe Thal. Da war noch Etwin, begleitet von dem treuesten seiner Freunde, dem edlen Egard. Süsse Hofnungen und angenehme Träume unterhielten den Unglücklichen. Zama liebt mich noch, sagte er; sie schwimmt vielleicht noch in Thränen, und glaubt, daß ich ihr auf ewig entrissen bin. Sie weiß nicht, daß der Himmel mich ihr noch zurück behalten hat, um mich vielleicht ihr auf ewig wieder zu geben.

O, Egard! dort im Hayne haben uns oft die freundschaftlichen Gebüsche rings um uns in Schatten vereint; dort an dem blumigten Ufer stützte ich oft schwermüthig mein denkendes Haupt auf Zamas Hände, und Thränen trocknete der Westwind von ihren Augen, die sie für mich weinte. Ewige Gottheit! welch ein Anblick würde es für mich seyn, meine Zama wieder zu finden. Wenn sie mich denn plötzlich bey ihren Füssen sieht, wenn ich in ihrem Auge die frohe Bewunderung entdecke, wenn ihr Herz mächtiger schlägt, wenn sie voll edler Verwirrung reden will, und schweigt, wenn überströmende Freuden der Sprache zu mächtig sind, Egard! wie will ich denn aller Quaalen vergessen, die ich um sie empfand. So sprach Etwin, und an der Seite seines Freundes wandelte er durch das Feld, das allgemach die Morgenröthe bescheinte. Die Sonne geht auf, sprach er zu seinem Egard, vielleicht hat der letzte Schlummer, der über ihre mitternächtliche Thräne ihr Auge schloß, sie itzt in seinen Armen; vielleicht quält ein ängstlicher Traum Zamas schuldlose Seele; es ist nur noch ein Augenblick, denn sehe ich meine Zama, denn lösen sich alle schwarze Thränen in sanfte Empfindungen auf, ich sehe Zama, und nichts wird mich mehr von der Geliebten trennen. So schwärmte Etwin; das Thau lag schon

gleich

gleich funkelnden Perlen auf den hangenden Blättern der Kräuter; die grüne Fläche schimmerte schon von tausend manchfärbigen Strahlen; die Blumen richteten sich von ihrem Schlummer auf, und sanfte Lüfte streuten aus den geöfneten Rosen balsamische Gerüche umher. Etwin näherte sich immer mehr der Wohnung, in der Zama lebte, und stärker schlug jeden Augenblick sein Herz, mächtiger wallte sein Blut, wie näher ihm die Hofnung kam, seine Zama wieder zu sehen.

Nicht fern von Zamas Pallast stund ein düftender Hayn; niedrige Stauden, und aromatische Gewächse, heilige Kräuter und Blumen deckten den Boden, hohe Myrthen, prächtige Lorbeer und geruchvolle Bäume wölbten über denselben einen feyerlichen Schatten. Dort baute Zama einen Altar, und streute oft Weihrauch am Morgen der Gottheit, und bethete um Etwins Erhaltung. Noch wallte der dämpfende Weihrauch in die Höhe, und erfüllte die Gegend mit süssen Gerüchen; noch lag Zama auf ihren Knieen und bethete zum Himmel, als Etwin in diesen heiligen Tempel trat, und Zama überraschte.

Wer schildert den ersten Augenblick des Wiedersehens, wenn Sterbliche sich lieben, getrennt waren und sich wieder vereinen? wer malt den

Aus-

Ausdruck des Gefühles, wer die Freude der Empfindung! Ein Cherub müßte den Pinsel von der Gottheit entleihen, und von der Schöpfung die Farben, und er wird das Seelengefühl nicht malen können.

Ich sehe dich wieder, Etwin! rief Zama; ich sehe dich wieder, die ich dich auf ewig von mir getrennt glaubte. Geliebte meiner Seele, erwiederte Etwin. Die Götter wachten über mich und meinen Freund Egard. Schröcklich war die vergangene Nacht, und nichts in der Natur gleichet der gräßlichen Szene, die ich genöthiget war anzusehen. Blut floß um uns her, und Todesröcheln erfüllte die Gegend. Tausend erwürgte Menschen deckten das Schlachtfeld, und das Gemezel würde noch dauern, wenn nicht die Düsternheit der Nacht die Barbaren zerstreuet hätte. Es war, als wollte die Natur mit einem Schleyer diese grausame Thaten verdecken, denn ich denke keine Nacht, die so finster war, als diese. Dem Himmel sey Dank, Zama! daß meine und Egards Hände rein von dem vergoßenen Blute sind.

Zama und Etwin lebten in den Zeiten, als noch die Califen Muhameds Lehre mit dem Schwerte fortpflanzten, und alles grausam erwürgten, was nicht glauben wollte.

Zama war in Persien erzogen, und ihr Vater Orosmin pflanzte ihn Menschengefühl und Liebe für die Gottheit ein. Als Muhameds Verfolgungsgeist in Asien umher wüthete, flüchtete sich Orosmin mit seiner Familie in einen weit von Menschen entfernten Ort, und lebte dort einsam mit seiner Zama, und diente den Menschen und den Göttern.

Zama erwuchs wie eine Rose in einer Wildniß, schön und bezaubernd. Unbemerkt, wie ein Veilchen keimte sie auf, und war Orosmins Freude. In Unschuld und Einfalt flossen ihre Tage dahin, wie ein heller Bach, der durch einsame Gegenden schleicht. Glücklich lebte Zama und ruhig, obwohl sie doch manchmal einen Drang im Herzen fühlte, den sie sich selbst nicht erklären konnte. Wenn sie im Hayne saß, und Rosen pflückte, wenn sie den Altar, den sie der Gottheit erbauet hatte, mit Blumen zierte, wenn sie am Morgen einen Blick auf die schöne umher liegende Gegend warf, so war ihr immer, als sagte ihr ihr Herz: O Zama! wenn doch auch noch eine Menschenseele wäre, der du alles dein Gefühl mittheilen könntest, und die diese Schönheiten der Natur mit dir empfände. So sagte sich Zama, und der Keim des sanftesten der Menschengefühle lag schon in ihrem Herzen.

Etwin und Egard waren zween Freunde, erzogen in Muhameds Lehre; tapfer und edel waren sie, und trugen von ihren ersten Tagen an schon die Waffen, und fochten für Asiens Beherrscher. Allein die Stimme der Natur überwältigte die Stimme ihrer Erziehung, sie bekannten mit dem Munde Muhameds Lehre, und verabscheuten in ihrer Seele die Grausamkeiten der Califen. Der Gott der Liebe, sagten sie, predigt seine Gesetze nicht mit dem Schwerte, und Menschenblut kann nie den Altar der Gottheit röthen.

Der Verfolgungsgeist der Califen schickte eine Mannschaft bis in die entlegendsten Winkel Asiens. Etwin und Egard traf das Loos; auch sie mußten hin, und ihr Auftrag war zu bekehren oder zu morden. Bey dieser Gelegenheit fanden sie Zama; und gleiche Stimmung des Herzens flocht bald zwischen Etwin und Zama ein Band der zärtlichsten Liebe.

Da fühlte nun Etwin zum erstenmal, was wahre Glückseligkeit des Lebens ist. Einfalt der Natur, Freundschaft und Liebe ersetzten ihm allen Pomp, alle Freuden in den Pallästen der Vezire, die ganze Welt war für ihn, seine Zama und seinen Freund Egard.

Glücklich ist der Mann, der in einer einsamen Gegend entfernt von Pallästen in den Armen eines

nes

nes Freundes ruhet und an dem Busen einer Geliebten Menschenfreuden einathmet. Freundschaft und Liebe sind die herrlichsten Geschenke der Gottheit, sind der Vorgeschmack der Seligkeiten der Geister-Welt. Jenseits des Grabes ist keine Trennung mehr; der ungefesselte Geist fühlt die innere Kraft und eilt zur Einswerdung. Du bist dort Ich, und ich bin dort Du. Glücklich der, der in der Körperwelt diese grosse Bestimmung kennt. Aber diese Sprache ist fremd, und wenig verstehen sie. Erwin kannte diese Sprache, und Zama redete sie; denn die Reinheit ihres Gefühles stärkte das Aug ihrer Seele und das Gehör ihres Herzens, und sie sahen und hörten, was Alltagsmenschen nicht sehen und hören. Liebe ist ein so edler, so weit umfassender Name, ein Name, der meistentheils entweiht wird, ein Name, den die Gottheit ins kleinste Blatt der niedrigsten Pflanze webte, und ihn auf den Gipfel der Cedern von Libanon schrieb; ein Name, den der Finger der Gottheit auf den Purpur der Morgenröthe zeichnete, der auf der gestirnten Decke der Nacht mit goldenen Buchstaben glänzt, und doch kennt man ihn nicht, diesen heiligen Namen, den Namen der Liebe. Nicht im Getümmel der Welt, nicht bey lärmenden Tänzen, nicht in grossen Palästen — nein, sanft ruft diese Stimme nur im

Her-

Herzen der Menschen, und leicht übertäubet die brausende Leidenschaft ihren zärtlichen Zuruf.

Zama und Etwin und Egard wußten die Freuden der heiligsten Geheimnisse, mit denen die Gottheit unschuldige Herzen lohnet. Ihre Tage floßen sanft hin, wie muntere Quellen durch Rosengefilde, und die Freude des Lebens genossen Etwin und Zama noch nie so, als seit der Zeit, da sie sich kennen lernten.

Aber nicht lange dauerten diese Tage ihrer Wonne. Mediqua, der grausamste der Vezire foderte unbeschränkten Gewissenszwang, und opferte Tausende der Ungläubigen, wie er sie nannte, seiner Wuth auf. Ganze Gegenden waren mit Leichen überdeckt, und die Sonne spiegelte sich in Menschenblut, wenn sie untergieng. Egard und Etwin entschlossen sich den Grausamen zu verlassen, flüchteten sich zur Zama, und betheten zu der Gottheit um Verschonung den Menschen. Aber bald erfuhr auch Mediqua ihren Aufenthalt; er überraschte sie, und Drosmin wurde ermordet, Zama ins Gefängniß gesetzt, und Egard und Etwin als Verräther zum Tode verurtheilt.

Noch lag Zama auf dem blutigen Leichnam ihres Vaters, noch netzte sie sein blutbeflecktes Silber-

derhaar mit Thränen; noch hieng sie an seinen kalten Lippen, und bemühte sich fruchtlos, ihn wieder zu beleben. Noch war sie ganz dem Gefühle des kindlichen Schmerzens ergeben, als man sie von Orosmins Körper wegriß. Wo ist Etwin, der Geliebte meiner Seele? fieng sie an, und stürzte ohnmächtig hin, als man ihr sein Schicksal entdeckte. Mediqua wandte alles an, um die schöne Zama zu sich zu bringen, denn sein Vorhaben war, sie unter die Schönen des Serails zu versetzen.

Als Zama sich wieder erholte, so wagte sie es den unerbittlichen Mediqua zu rühren; aber vergebens. Er sah die Thränen nicht, die über ihre schönen Augen heruntergleiteten, und ihre Seufzer bewegten ihn nicht, die doch Felsensteine bewogen hätten; fest und unerschütterlich war er in seinem Entschluß. Härtester der Menschen! fieng Zama an, hast du denn nie die Macht der Liebe gefühlt? ist dein Herz allen Empfindungen verschlossen? Wie kann dich die Grausamkeit so abscheulich täuschen! wie kannst du dir einbilden, Menschenblut wäre den Göttern gefällig? Sieh umher, und betrachte die reizende Natur; verkündiget sie wohl Mord und Zerstörung? — oder Leben und Genuß? Ist nicht auf jede Blume der Wille der

Gottheit gezeichnet? — Menschen-Wonne und nicht Tod! — Sag mir, Mediqua! hast du denn nie geliebt? Nie die Wonne des Menschenlebens an dem Busen einer Liebenden gekostet? Sahst du dich nie wieder aufleben? hast du keinen Sohn gehabt, keine Tochter? —

Bey diesen letzteren Worten milderte sich Mediquas Blick, sein Auge wurde sanfter, und sein Busen hob sich, als wollte er seufzen; seine Stirne heiterte sich auf, wie das Firmament an einem Sommerabende, wenn das Gewitter den Horizon verläßt. Zama bemerkte, was in Mediquas Seele vorgieng, und wollte diesen günstigen Augenblick benützen.

Die Menschheit behauptet immer ihre Rechte, und kein Herz ist so barbarisch, daß es nicht Augenblicke sanfterer Gefühle haben sollte.

Der stille Mond warf itzt sein Silberlicht durch die Gebüsche; wohllustathmende Weste hauchten durch den Myrtenhayn; Zamas Fuß trat auf Blumen, süsse Gerüche wallten um sie, die Wipfel der Bäume flisterten Töne der Liebe und Zärtlichkeit. Nicht weit von dem Myrtenwäldchen lag eine Grotte, die Orosmin, Zamas Vater baute, und sie die Grotte der Liebe nannte. Es hieng einsmals nur ein Hügel mit Stauden

be-

beschattet über den Weg, und Rosenbüsche kränz-ten seine Seiten, und warfen Schatten auf den Vorübergehenden. Als Orosmin die Grotte bau-te, so bethete er zu den Göttern, und heiligte diesen Tempel der Natur den seligsten der Men-schengefühlen. Noch war seit dieser Zeit kein Sterblicher in die Grotte gekommen, ohne tiefe Züge des Menschengefühls einzuathmen, und wenn ein Tiger selbe betrat, so verließ ihn seine Wuth, und er wurde sanft, wie ein Lamm.

Mediqua fühlte bald am Eingange den süssen Aushauch, eine schmachtende Sehnsucht schlich sich in sein Herz, und das erstemal nach einem Jahrfünfzig glänzte eine Thräne in seinem Auge. Laß uns hier ausruhen, sagte Zama. Sieh, wie der Mond sein zitterndes Licht durch die wanken-den Rebenblätter streut, und halb diese schöne Dunkelheit erleuchtet. Das weiche Moos der Raa-senbank beut uns seinen anmuthigen Sitz; welch ein angenehmer, welch ein feyerlicher Schatten! wie flüstern hier die Weste so vertraulich und athmen süsse Düfte! wie rauschet die Quelle so angenehm! Die Hände der Freude haben diese Grotte ge-baut. — Sie setzten sich.

Ich denke eine Zeit, fieng Mediqua an, in der ich nicht der war, der ich nun bin. Allein Be-

trug, Treulosigkeit der Freunde, Verrätherey des Weibes jagten jede Empfindung aus meinem Herzen, und versteinerten meinen Busen. Ich liebte das schönste Mädchen Asiens; sie nannte sich Zephaline. Mein Herz hieng ganz an ihr, und meine Seele, mein ganzes Ich war Zephaline. Zwey Jahre lebten wir die seligsten Tage, als sie mir ein Geschenke ihrer Liebe gab. Mit Freuden sah ich das Mädchen erwachsen, das sie mir schenkte; aber ein Augenblick raubte mir Weib, Kind und Freude. Porzina, der böseste der Menschen, mein vertrauter Freund, war mein Verräther. Zephaline verließ mich, folgte dem Bösewicht, und —

Halt! schrie Zama, halt ein Mediqua! du bist ungerecht; Zephaline war dir nicht ungetreu. Sie liebte dich, noch als sie starb —

Wie sagst du? kanntest du Zephaline?

Ob ich sie kenne? O Mediqua! o mein Vater!

Zama! erkläre dich —

Der böse Porzina entführte meine Mutter wider ihren Willen, und verhandelte sie und ihr Kind den Tartarn. Orosmin, mein Nährvater kaufte sie, und wollte sie dir wieder zurückgeben; allein die Religionsverfolgungen von Muhameds

Lehre

Lehre hinderten bald sein Vorhaben. Drosmin mußte sich flüchten; Zephaline starb, nur ich blieb noch ihr trauriger Ueberrest, und verlebte meine Jugend-Jahre in dieser Gegend. Drosmin nahm mich als seine Tochter an, und hier — hier in dieser heiligen Grotte habe ich oft Thränen der Liebe meinem unbekannten Vater geweint.

Mediqua drückte Zama an seine Brust, und sein Herz thaute zur Menschlichkeit wieder auf, wie eine gefrorne Quelle beym Anblick der Frühlingssonne. Noch umarmten sie sich, noch fühlten sie ganz die Freude der sprechenden Natur, als Mediquas Knecht eilend sie aufsuchte. Schweiß rann von seinen Wangen, sein Haar träufte vom nächtlichen Thaue, er athmete schnell, und sein unruhiger Blick verkündete Verderben.

Etwin und Egard, rief er, haben sich aus dem Kerker gerettet, sie haben Anhänger, und fielen die Wache an. Man setzte sich zur Gegenwehr, und ein allgemeiner Tumult brachte alles in Bewegung. Man ergrief die Waffen, und Blut fließt von beyden Seiten.

Zama sank ohnmächtig bey dieser Nachricht auf den Rasen nieder; der Schatten ihres er-

mordeten Erwin schwebte schon vor ihren Augen, sie sah seinen Leichnam im bluttriefenden Staube vor ihr liegen. Ihr geängstigtes Herz arbeitete; ihr schönes Haar lag zerstreut auf ihrer Brust, und Thränen zitterten auf ihren Wangen. Auch in Mediquas Auge traten Thränen; er schlug die Hände seufzend zum Himmel, zu schwach dem Schlage, der ihn getroffen hatte.

Als Zama sich wieder erholte, folgte Mediqua dem Sklaven. Zama schlich in der Ferne nach, und hatte in der Weite das Klingen der Schwerter, und das Getümmel der Kämpfenden gehört. Itzt bebte sie, da sie sich dem Kampfplatz näherte, kalter Schauer ergrif sie bey jedem Klange, den sie hörte. Sie floh umher, glaubte den Ruf ihres Erwins zu hören. Die Finsterniß des Orts goß Grausen durch ihre Adern; ihr Haar richtete sich empor, sie bebte, sie stund, sie horchte mit flehendem Herzen. Alles war stille. Sie seufzte: O wie schwarz! welch eine grause Stille! — Hier wohnen die Todten — — Mit wankenden Knieen wagte sie sich in die Ebne; sie setzte den zittternden Fuß furchtsam weiter, und trat auf einen Erschlagenen — — ein plötzlicher Schrecken schleuderte sie zurück.

Ha!

Ha! ein Todter! rief Zama auf, ein Todter! — und wer? — O ihr Götter! Wer? — Sie bebte zurück und kam wieder, und sah vor sich auf den Boden hin. Die Dunkelheit erlaubte ihr nicht mehr als einen Verwundeten zu sehen, und neben ihm sein Schwert.

Etwin war, wie sie wußte, von seinem Egard begleitet. Noch von ferne hörte sie den Kampf, und zitterte um Etwins Schicksal.

Ha! Entsetzen! wer liegt hier? — Licht des Tages, gutthätige Sonne, eile und laß mich sehen, wer der Ermordete ist. Doch nein! zurück! verbirg mir den grausamen Anblick; wer anderer ist wohl der Unglückliche als Etwin? Ja er ist es; mein pochendes Herz, der kalte Schauer, der mich ergreift, die Angst in meinem Busen — alles — alles sagt mir, daß es Etwin ist.

Etwin hörte Zamas Stimme, er erwachte aus dem Vorschlummer des Todes, er horchte — und kannte Zama. Zama! rief er leise, Zama! Geliebte! Du? Bist du es, Zama, die in dieser Todesgegend herumgleitet? Engelsseele! ist es dein Geist, der mich umschwebt? Bald wird Etwin nicht mehr seyn; laß dir es nochmal sagen, Zama, daß ich dich liebe, und — — laß mich sterben.

Zama stürzte auf ihren Etwin, und Thränen träufelten wie Balsam und Zamas Auge in seine Wunden. Ein grosse Pappel breitete ihre Blätter in dieser Todesgegend aus, und unter dieser ruhte Etwins Haupt an Zamas Busen. Sein wunder Arm schlang sich noch um ihre Schultern, und sein sterbendes Auge hieng noch an ihren Lippen. Langsam rieselte das Blut aus Etwins Wunde die weißen Kleider hinunter, und Blut färbte die Lilienhand des Mädchens.

Die Sonne gieng am Horizonte auf, und schauderte zurück über diesen Anblick, und deckte ihr Antlitz mit einer trüben Wolke.

Ich hab dich geliebt, sagte Etwin, und danke den Göttern das Glück, Zama! daß ich in deinen Armen sterbe. Sanfter wird mir der Tod, süsser dieser Schlummer, Zama! — — Dort! — auf Wiedersehen. — — —

Etwins sinkende Hand wollte sein schwaches Haupt nicht mehr tragen; Schatten des Todes umnebelten seine Blicke; sein Nacken sank zurück in Staub: noch ein Schauer — noch eine gewaltige Zuckung — — und Etwin war nicht mehr.

Zama war ohne Empfindung und Sprache; ihre Augen flossen von Thränen über, sie rang die Hände. Du rufst mir, rufst mir, Etwin! sagte sie, und leblos sank Zama auf Etwins Leichnam.

Mediqua kam zurück, und diese grause Szene erfüllte mit Schrecken sein Herz. Egard, Etwins treuer Freund blieb auf den Schlachtfelde; nur lebte noch Mediqua, aufgehoben zu den empfindlichsten aller Leiden. Er näherte sich seiner Tochter. Hälfte meiner selbst, du meine andere Seele! sagte er, genug der Thränen und der Marter! Erwache, und lebe für deinen Vater; komm Theuere, und laß uns diesen werthen Leichnam der müttetlichen Erde wieder geben; laß uns um die Stätte, wo er ruht, Blumen pflanzen, und sie einst mit unsern Thränen tränken. Die Götter haben es so gewollt, Geliebte! wenn noch ein Trost den Weg zu deinem Herzen findet, so laß dich nicht umsonst bitten, dein Auge von diesem Anblick wegzuwenden. Versage mir es nicht, Zama! komm mit mir! hier wohnen die Schrecken des Todes in dieser fürchterlichen Gegend; komm meine Theure! vergieße die letzte Thräne auf die werthe Leiche und laß uns eilen.

Wie! sprach Zama, hier in diesem Wohnorte des Mordes, auf den nie die Gottheit mit einem milden Auge herabgesehen; hier zwischen Klippen und Gebirgen, wo Grausen und Entsetzen wohnen, wo Todesvögel von dem traurigen Felsen herabächzen, hier soll Etwin — hier soll mein Geliebter schlafen? Hier, wo der Mörder, wo Muhamets Sklave schläft? an ihrer Seite soll seine Leiche ruhen? Nein! weg von dem verwünschten Orte! hier haben Brüder Brüder erwürgt; hier wurde der Vater von der Hand des Sohnes, der Freund von der Faust des Freundes erschlagen. Hier soll Etwin nicht ruhen, nein! hier nicht! — Hier, wo keine Blume auf seinem Grabe wächst; hier, wo kein Grabmal seinen Namen nennen würde, wo kein Wanderer seinem traurigen Tode eine Zähre weinen würde, hier soll Etwinn nicht ruhen. Theurer Freund! im Leben sollt ich dich nicht — laß mich dich wenigstens im Tode besitzen. So jammerte Zama und hieng an Mediquas Lippen, mit strömenden Auge ihre zitternde Hand um seinen Hals geschlungen.

Mediqua gab ihrer Bitte nach; man trug Etwins Leichnam in Zamas Grotte, und erbaute ihm dort einen Grabhügel.

Zamas Thränen flossen unaufhörlich; sie floh jeden Trost, und versteckte sich in einsamern Gebüschen, um ungestört zu seufzen und zu weinen. So gieng eine grausame Stunde nach der anderen für Zama hin, bis die letzte ihres Lebens kam. Mit ausgestreckten Armen fand man einst Zama auf Etwins Grab. Die Sonne verließ eben den Gesichtskreis, als Zama starb; die Abendröthe malte feyerlich die umherliegende Gegend in Purpur; dunkler Schatten deckte die Gebüsche gegen Osten, und des Mondes blasser Schein warf seine ersten Stralen auf Zamas sterbende Züge. Wie ein schlummernder Engel hieng sie über den Grabhügel; der vom Himmel strömende Thau netzte ihr Antlitz, und Rosen blühten noch an ihrem sterbenden Busen.

Mediqua fand sie, und Verzweiflung und Gram bemächtigten sich seiner Seele. Er verließ sein Heer und verlebte seine Tage in diesem einsamen Orte. Thränen sah die Sonne in seinem Auge, wenn sie aufgieng, und Thränen, wenn sie untergieng, bis er endlich auch hinsank zur Grube — als ein unglückliches Opfer des Fanatismus.



* *

Lied

an den Tod und an Theresen.

Mensch! zerreisse jene Decken,
Die das Vorurtheil gewebt,
Und der Tod wird dich nicht schrecken.
Vor dem itzt dein Busen bebt.

Nur die, die den Tod nicht kennen,
Die nicht wissen, wer er ist,
Haben ihn mit Pfeil und Sehnen
Und mit Köchern ausgerüst.

Sanft ist er, wie eine Schöne;
Nur der Böse und der Thor
Stellt sich, wenn ich seiner wähne,
Schaudernde Skelete vor.

Nicht mit wankenden Gerippen,
Nicht mit Knochen spielest du:
Rosen decken deine Lippen,
Freundlich winkst du uns zur Ruh.

Nicht

Nicht barbarisch, nicht verwegen
Ist dein Antlitz; dein Gesicht
Lächelt freundlich uns entgegen,
Wenn das schwache Auge bricht.

Keine grause Finsternisse
Wölben sich um deinen Thron.
Deine Stimme klinget süsse,
Und bezaubernd ist ihr Ton.

Dem verschwinden Marterstunden,
Der aus deinem Becher trank:
Leiden sind für den verschwunden,
Der in deine Arme sank.

An des Grabes Rand herrscht Stille;
Bey des Lebens Dämmerung
Schwinden neidische Gefühle
Und der Menschen Lästerung.

Tod! von Kerkern kannst du retten,
Und freundschaftlich an den Grab
Nimmst du Bande, Last und Ketten
Dem gedrückten Sklaven ab.

Halte! schreist du zu dem Sieger,
Deine Macht geht bis hieher:
Denn der allerbeste Krieger
Bleibt ein schwacher Sterblicher.

Wenn im sanfteren Gemüthe
Seelenqual das Herz durchwühlt,
Ist es deine holde Güte,
Die uns unsre Leiden stillt.

Thränen trocknen auf den Wangen,
Sink ich einst in deinen Schoos,
Ah! denn ist der Schmerz vergangen,
Aller Fesseln bin ich los.

Tod! ich eile froh und munter
An der schwesterlichen Hand
In das dunkle Grab hinunter,
Wo so mancher Ruhe fand.

Jenseits wart ich dir, Therese!
Keine Ruh ist für mich hier.
Ach! die Menschen sind zu böse;
Jenseits, Mädchen! wart ich dir.

Dort, wo Liebe kein Verbrechen
Gleichgestimmter Seelen ist;
Wo kein fesselndes Versprechen
Uns an kalte Herzen schließt:

Dort, Therese! an dem Grabe,
Dort, Therese! wart ich dir.
Ja, Des Lebens schönste Gabe
Ist der Tod, Therese! mir.

Sitzest

Sitzest du auf deinen Zimmer,
Oder einsam am Clavier;
O so schwebt mein Geist doch immer
Holdes Mädchen! über dir.

Sitzest du auf stillen Matten,
An dem Abend auf dem Klee,
So umflattert stets mein Schatten
Dich, geliebte Sterbliche!

Bey der Lampe düstern Schimmer,
Bey des Mondes blassen Schein
Will ich, trautes Mädchen! immer
Als dein Schutzgeist um dich seyn.

Schreckt die Nacht mit schwarzen Flügel
Jeden Menschen, jedes Thier;
Komm auf meinen Grabes-Hügel,
Eine Rose schenke mir.

Denkst du denn noch an die Hülle,
Die man hier zur Grube trug?
Ach! so denke in der Stille,
Daß mein Herz einst für dich schlug.

Denn, nur einen Blick, o Schöne!
Wirf in meine Kruft hinab;
Weine mir nur eine Thräne,
O Therese! auf mein Grab!

Gefühle.

Gefühle.

Weil ich noch ein Knabe war,
War mein Herz voll Freude;
Schnell verfloß mir jedes Jahr,
Ohne Gram und Leide.

Munter wie ein frohes Reh
Hüpfte ich in Wäldern,
Sammelte in Thal das Klee,
Blumen auf den Feldern.

Jedes Sträuchgen, jedes Blatt,
Lämmer, Schaf und Ziegen,
Was das Land nur immer hat,
War für mich Vergnügen.

Wenn die Nachtigalle sang
Auf den hohen Bäumen,
Wiegte ihrer Stimme Klang
Mich in sanften Thräumen.

Unge-

Ungeduldig ward ich wach,
Kam am Abend wieder;
Eilte manchem Vogel nach,
Liebte seine Lieder.

Wonne-Jahre seyd ihr denn
Schon für mich verschwunden?
Eure Tage waren schön,
Herrlich eure Stunden.

Angenehme Jugendzeit,
Zeit der heitern Lieder!
Tage der Zufriedenheit!
Kommet, kommet wieder!

Freudig wallt ja noch mein Blut,
Und in meinem Herzen
Fließt Vergnügen, edler Muth,
Wonne, Lust und Scherzen.

Brüder! laßt uns fröhlich seyn,
Nichts soll uns betrüben;
Laßt uns ganz der Freude weihn,
Gutes thun, und lieben.

Denn seh' ich zum Himmel auf,
Fühle keine Bürde,
Blicke nach den Sternenlauf,
Ahnde meine Würde.

Seht den Schöpfer der Natur;
Er heißt Menschen lieben.
Auf den Blumen, auf der Flur
Ist sein Wink geschrieben.

Liebe! das ist sein Geboth,
Liebe ist sein Wille:
Liebe ganz ist unser Gott,
Ahnde Mensch, und fühle.

Welche Freuden werden wir
Einst erst jenseits fühlen!
Unsre Liebe gleichet hier
Nur den Kinderspielen.

Größer ist die Zärtlichkeit,
Nichts wird uns dort trennen.
Vorgeschmack der Seligkeit!
Laß dich hier schon wähnen.

Fühlt der Mensch nicht bey dem Kuß
Geistiges Bestreben,
Das die Seele fühlen muß
Schon in diesem Leben.

Freund! wie hold ist dein Gesicht,
Und dein Aug, wie helle!
Bruder! was aus selbem spricht,
Ist die Sprach der Seele.

Wenn

Seite 323.



Wenn ich an des Freundes Brust
Voll von Wonne sinke,
Und aus seinen Augen Lust
Für die Seele trinke;

O denn fühl' ich, wer ich bin,
Fühle Geistes Stärke;
Blicke nach den Sternen hin,
Lobe Gottes Werke.

Freund! legst du dein Seelenkleid
An des Lebens Ziele
In den Schoos der Sterblichkeit
Deine schöne Hülle.

Ach! denn sterb ich gern mit dir,
Denn dein Geist wird meiner;
Denn war keine Liebe hier
Feuriger und reiner.

Fatim und Erisine.

Die schwärzeste der Nächte breitete ihren Raabenfittig über die Erde, und hüllte jeden Gegenstand in dicke Finsterniß. Der Wind heulte gräßlich durch den Todtenhayn, und die Gerippe rasselten in dem Beinhause des einsamen Kirchhofes.

..rchhofes.
Die

Die nächtliche Eule flüchtete sich selbst in das Todengewölbe, und die lichtscheue Fledermaus versteckte sich unter hohle Todtenschedel oder unter modernde Knochen. Kein Mensch, den ein Obdach deckte, verließ seine Hütte; selbst der Wanderer blieb stehen, und erwartete unter einer gastfreyen Eiche bessere Stunden. Wölfe heulten vor Kälte in der Gegend, und der Kautze stieg von hohen Dächern herunter, und flüchtete sich vor dem wüthenden Sturmwind aus den Scheunen. Niemand verließ sein Haus als Erisine, das zärtlichste der Mädchen. Die trotzte den Schrecknissen der Nacht und dem Schauder des Todes, und suchte ihren Geliebten, den treuen Fatim.

Eine Stunde weit von dem Orte, wo Erisine lebte, war ein fürchterlicher Hayn, berühmt durch die Würgenacht, die Irrlands Gegenden mit Leichen deckte. Man nannte ihn das Blutfeld. Todenschedel und Knochen deckten seine Fläche und Distel- und Dörnergebüsche umzäumten ihn. Keine Blume blühte seit den schrecklichen Mordszenen mehr an diesem Orte, und kein Baum, der in dieser Gegend war, kleidete sich mehr mit Blättern. Man sah nichts als kahle, blätterlose Wipfel, schwarze Rümpfe halbvermoderter Eichen, die fürchterlich ihre dürren Aeste über die sandigte

Ge-

Gegend himmelan spreizten, die noch von Menschenblut röthete. Todesvögel sassen auf den dürren Wipfeln, und heulten gräßlich auf die Gräber herunter. An diesem fürchterlichen Orte wartete Fatim auf seine Erisine, denn in keinem andern war es ihnen vergönnt, sich zu sprechen.

Die Stunde der Mitternacht war die Stunde ihrer Zusammenkunft. Die Glocke schlug zwölfe in einer benachbarten Veste, und der Wind verwehete ihren düstern Klang bis in die Tiefe des Eichenwaldes. Fatim stund, und erwartete schon die Ankunft der Geliebten.

Seitwärts dieser Gegend war eine Schedelstätte. Von der Sonne ausgedörrte Skelete unglücklicher Menschen hiengen an dem modernden Balken, und der Wind spielte mit den klappernden Knochen. Dort und da fiel ein Bein von der hohen Stätte herunter, und das Rad ächzte unter der drückenden Last faulender Körper.

Fatim harrte ohne Schrecken und ohne Furcht; denn was hat der Liebende zu verlieren, wenn es nicht seine Geliebte ist?

Erisine verließ ihr Haus, und einsam, von niemanden, als von der Liebe begleitet, suchte sie im Schauder der Nacht ihren Fatim auf. Wie ein Engel gleitete sie hin in den nächtlichen Stunden,

und jeder Augenblick war ihr kostbar. Der aufmerksame Fatim hörte ihre leisen Schritte, er eilte ihr entgegen, und Erisine sank an Fatims Brust.

Schön ist die Umarmung der Liebe, selbst bey den gräßlichsten Auftritten der Natur. Der Sturmwind hörte zu heulen auf, und bewunderte die Macht der Liebe. Die Finsternisse der Nacht verschwanden, und der Freund der Liebenden, der freundschaftliche Mond ließ sich am Himmel sehen, und lächelte gutthätig herab aufs Todtenfeld.

Es ist doch schaudernd hier, Fatim! fieng Erisine an; kalter Schauder läuft durch meine Glieder bey dem Anblick dieser schrecklichen Gefilde.

Fürchte dich nicht in meinen Armen, Geliebte! Was soll dir begegnen, wenn Fatim lebt? diese Todtenknochen, die um uns her liegen, sind Ueberbleibsel unglücklicher Menschen: vielleicht umschlossen diese Gerippe auch das Herz manches Liebenden; sein Geist, der vielleicht unsichtbar über uns schwebt, wird Theil an unserm Kummer nehmen, und seine unsichtbare Hand uns schützen. O Erisine! wie ganz glücklich bin ich nun, daß ich dich wieder sehe! — Fatim umarmte seine Erisine, und sie setzten sich hin auf einen Grabhügel.

Erisine

Erisine war die Tochter eines Edlen. Sie lebte in den Zeiten, als der grausame Oneale sich zum Anführer der Rechtglaubigen aufwarf, und die Hälfte seiner Mitbürger aus falschem Religionseifer erwürgte. Fatim war ein edler Jüngling; gleiche Stimmung des Herzens, gleiche Denkart der Seele kettete sein Herz an Erisinen. Ganz gleich dachte dieses liebende Paar, nur ihre Religionen waren verschieden, und dieser Unterschied machte Erisinens Liebe zum Verbrechen.

Erisinens Vater fluchte der Liebe seiner Tochter, und bestellte Mörder suchten Fatim auf, um ihn für die Gottheit zu morden.

Drey volle Monate lebte Fatim versteckt in einer Höhle, wo er Hungers hätte sterben müssen, wenn ihm nicht des Abends seine liebe Erisine Nahrung gebracht hätte.

In diesem fürchterlichen Orte, wo Todesschrecken und Schauder wohnten, waren ihre Zusammenkünfte; nur dort war es ihnen vergönnt, sich zu sprechen, sich zu sehen. Da saßen sie oft, Hand in Hand und sahen die zerschmetterten Schedel ihrer Mitbürger zu ihren Füßen. Keine Rose blühte da für die Liebenden; Distel umgaben sie und verdorrte Stauden; kein

Zephyr trug auf seinen Fittigen Balsamgerüche von Blumen; modernde Leichen verbreiteten ihren eckelnden Geruch in dem Wohnorte des Schreckens.

Laß mich, Erisine! sagte Fatim, laß mich das Opfer meines Schicksals werden, und rette du dein theures Leben. Es ist unmöglich, Erisine! in dieser Welt werden wir uns nicht lange mehr lieben können. Wie zittere ich jede Stunde für dich! Bedenke doch, Mädchen! was du wagst. Lebensgefahr ist jeder Schritt für dich, den deine Liebe für Fatim wagt. Ach! Erisine! lebe — und laß mich sterben! —

Erisine. Kennst du die Liebe so wenig? Fatim! weißt du so wenig, was sie vermag? Wenn Blumen blühen, Westwinde hauchen, Fatim! wenn alles nach unserm Willen geht, denn, Geliebter! ist die Zeit der Wonne, und nicht der Prüfung. Ich danke dem Himmel diese Zeiten, Freund! denn schönere Stunden hätte ich mir nicht wünschen können, um dir zu beweisen, wie sehr dich Erisine liebt.

Fatim. Bestes Mädchen! ich kenne ganz dein gefühlvolles Herz; aber glaubst du denn, daß dich Fatim minder liebet? Glücklich möcht' ich dich sehen! Erisine! ich bin unglücklich, und du sollst es nicht mit mir seyn.

Eri-

Erisine. Glück ist dort, wo du bist, und Unglück, wo Fatim nicht ist. Was kann mir begegnen? Bin ich nicht zu allem bereit? Trennen kann man mich nicht von dir; werden unsere Zusamenkünfte entdeckt, so ist die Stunde unserer Trennung nahe. Mächtig wie eine Gottheit will ich meinen Arm um den deinen schlingen, und der Schwertstreich, der auf dich zielt, soll Erisinen treffen, denn wollen wir lächeln — und sterben. Unsere Hülle mag modern, wo sie will, Fatims und Erisinens Seelen wird kein Mensch mehr trennen.

Fatim. Sterben also ist unser Loos — Sterben all unsere Hoffnung. Theuerstes Mädchen! warum mußte ich dich kennen lernen? Glücklich wärest du ohne mich gewesen; ich bin die Ursache deines Unglücks.

Erisine. Unglück! was nennst du Unglück? den Tod, der das Ende unserer Leiden ist? Beleidige ihn nicht, den holden Freund der Liebenden; er allein schützt uns wider die Grausamkeiten der Menschen, Das, was der Mensch das schrecklichste in der Natur nennt, heißt Aufhören zu leiden — heißt Sterben. Fatim! wie ungerecht ist der Mensch! Sieh den Wurm, wie emsig er sich selbst sein Grabe baut; nun schleppt er sich noch fort im Staube; aber bald fliegt er hoch über seinen Brüdern in seligern Gegenden.

Fatim. Deine Sprache ist mächtig, Mädchen! wie die Sprache eines Engels.

Noch lange versicherten sich Fatim und Erisine ihrer gegenseitigen Liebe, als der Morgen ihre Umarmungen störte. Allgemach flohen die Nebel der Nacht, der Morgen grauete und die Stunde ihrer Trennung nahete sich. Noch ruhte Fatims Haupt auf Erisinens Schultern, noch träufelten Thränen aus seinem Auge in ihren Schoos, noch schlug Erisinens Herz mächtig dem guten Fatim entgegen, als es immer heller und heller wurde. Schon streute die Sonne die ersten Strahlen über die Erde, und war der glänzende Zeuge ihres Lebewohls. Erisine verließ den Todtenhain, eilte zu Haus, und Fatim versteckte sich vor den Verfolgungen der Menschen in seine Höhle.

Jernis war Erisinens Bruder, ein aufkeimender Junge voll guter Hofnungen; sein Herz war fühlbar, und die Liebe, die er gegen Erisinen hegte, war ohne Gränzen. Er war auch der einzige Vertraute seiner Schwester, und niemand, als er, wußte das Geheimniß von Erisinens Liebe; niemand, als er, nahm Theil an dem Kummer des leidenden Mädchens; nur Jernis trocknete durch seine schmeichelnde Worte ihre Thränen. Wenn es Erisinen unmöglich war, ihren

Fatim

Fatim zu besuchen, so besuchte ihn Jernis, und brachte ihm Wasser und Früchte.

Rinor, ein Freund von Erisinens Vater, ein Mann voll Aberglauben, voll Hartnäckigkeit, der längst auf Erisinen seine Absicht hatte, aber von ihr verachtet wurde; Rinor, der rachgierigste Mensch schwur bey dem schwärzesten der Geister der Unmenschlichkeit und der Rache die verschmähte Liebe an Erisinen zu rächen. Seinem spähenden Auge war kein Geheimniß mehr verborgen, er wußte Erisinens Liebe, und freute sich seiner Entdeckung und des abscheulichen Entwurfes, den er in seinem Herzen ausgeheckt.

Rache ist süß, sagte er, aber man muß sie mit Klugheit ausüben. Gutherzige Menschen, die Seelen ohne Tücke haben, und jeden nach ihrem guten Herzen beurtheilen, sind oft die tauglichsten Werkzeuge, der sich die Bosheit sicher bedienen kann. Jernis, Erisinens Bruder, scheint mir hiezu geschaffen zu seyn. So schwärmte der schlimmste Bösewicht, so begann die schwärzeste That des boshaften Rinors.

Ein Zufall erleichterte seine Absicht. Erisine war krank. Jernis! sagte sie zu ihrem Bruder, geh zu Fatim! besuche ihn, wenn es dunkel ist, und versichere ihn meiner Liebe. Jernis tröstete seine Schwester, und ungeduldig erwartete

er

er die zögernden Stunden der Nacht. Die Sonne gieng unter, alles lag bereits in den Armen des Schlafes, Thau und Schlummer sanken auf die stillen Thäler und auf die schweren Augen der Geschöpfe; nur von den Augen Erisinens und ihres Bruders Jernis verjagte die Sorge den balsamischen Schlaf und streute Dörner auf ihr Lager.

Es ward Zeit; Jernis umarmte noch seine Schwester, und verließ mit leisen Schritten das väterliche Haus, um zu dem Geliebten seiner Schwester zu eilen.

Es war eine heitere, mondhelle Nacht; die Sterne glänzten am Himmel, und Reif deckte wie gearbeiter Silber die Fluren. Die Todtengebeine auf dem Blutfeld funkelten, als wären sie mit Edelgesteinen besetzt, und Bäume und Gebüsche stunden da wie künstlich gebildetes Zuckerwerk auf den Tafeln der Könige. Feyerlich und majestätisch war diese Herbstnacht. Mit pochendem Herzen schlich der gute Jernis durch den weiten Hayn, und bey dem geringsten Geräusche des Windes klopfte sein furchtsamer Busen. Er war jung, und abergläubisch erzogen.

Als Jernis ohngefähr in der Mitte des großen Blutfeldes war, so erschreckte ein gähes Geräusche sein Ohr; schüchtern sah er sich um, und

sah

sah ein graues Gespenst in voller Rüstung. Fast sank er ohnmächtig vor Furcht hin, und konnte sich kaum mehr fassen.

— Jernis! fürchte dich nicht, rief das Gespenst; ich bin der Schutzgeist dieser Gegend; du bist ein guter Knabe; fürchtest die Götter, und liebest die Menschen; du bist zu ausserordentlichen Dingen aufgehoben; du kannst deinen Vater und deine Schwester von dem Tode retten.

Von dem Tode! rief Jernis mit zitternder Stimme.

Ja vom Tode, fuhr das Gespenst fort, denn die Götter beschlossen das Verderben über euer Haus; deine Schwester liebt einen Ungläubigen, und beleidiget durch diese Liebe den Himmel. In dieser mitternächtlichen Stunde schwingt der Würgengel seine Arme über Crisinen und deinen Vater; beyde sind das Opfer des Todes, und niemand als du allein kannst sie retten.

Jernis. Ich kann sie retten! Mächtiger Geist! Schone! sag, was soll ich thun? nimm mein Leben, und schone meines Vaters, meiner Schwester.

Geist. Dich haben die Götter zu grossen Dingen aufbehalten; du mußt leben; aber tödte den, den die Götter hassen, tödte den bösen Fatim. Dort unter dieser Staude liegt ein Dolch, waffne dich, und würge.

Jernis. Wie! ich sollte Fatim, meinen Freund tödten? das wollen die Götter? Nein, das können die Götter nicht wollen; es wäre Meuchelmord, Abscheulichkeit. — Ich ein Mörder. — —

Geist. Haben die Götter nicht die Herrschaft über der Menschen Leben? Schwacher Sterblicher! du bist unwürdig des Zutrauens, verzage nur, feige Memme! laß Fatim leben, und vergiß die Pflicht, die du deinem Vater und Erisinen schuldig bist.

Jernis. Grausamer Geist! Warum haben die Götter mich zu dieser That aufgehoben? Gern will ich sterben, gern ich das Opfer seyn, laßt nur Fatim! nur Grimaro, nur Erisine leben.

Geist. Die Stunde der Mitternacht rückt an; der Augenblick kommt näher; ehe der Mond über diesen Hügel hinunter steigt, muß das Opfer vollbracht seyn; entweder lebt Fatim nicht mehr, oder dein Vater Grimaro und Erisine sind das Opfer des Todes.

So sprach der Geist, und gleitete hin beym Mondenlicht ins weite Feld; ängstlich verfolgte ihn Jernis Auge, bis es ihn endlich däuchte, daß er unter den Gräbern verschwand, und in die Erde hinein sank.

Lange konnte sich Jernis nicht fassen, langsam näherte er sich dem Gebüsche, und hell funkelte

kelte der Dolch im Mondenlichte seinen Augen entgegen. Jernis schauderte zurück bey diesem Werkzeuge des Mordes, er sah ihn an, ergriff ihn und warf ihn wieder aus seinen Händen. Fort mit dir, Urheber des Todes! sagte er, es ist unmöglich, die Götter haben dich nicht in meine Hände geschickt; Menschen schmiedeten dich. Du bist nicht in der Natur, und was nicht in der Natur ist, kömmt nicht von den Göttern. Das Gespennst, das ich sah, war ein böser Genius, der noch auf dem Schlachtfelde herumirret, Menschenblut trinkt, und mit Knochen sich nährt. Fort mit dir! es war Täuschung. Fatim ist Erisinens Geliebter, ich kann, ich darf ihn nicht tödten.

So sprach Jernis, und wollte gehen; da ergriff ihn ein kalter Schauder; der Mond gieng bereits den Hügel hinunter, und eine gräßliche Stimme rief ihm von weitem zu: Erisine und Grimaro sterben! —

Sterben! Wer? Erisine, meine Schwester! Grimaro, mein Vater? und ich — ich vielleicht ihr Mörder! — Wo ist der Dolch? Laß dich küssen, Geschenke des Himmels! durch dich kann ich meine Schwester, meinen Vater retten. Ja, ich will — verzieh, Würgengel! verzieh! ich will morden. Fatim soll sterben! — Da ergrif Jernis den Dolch; mit wankenden

Schrit-

Schritten näherte er sich der Höhle, in der Fatim war.

Als Jernis hinein trat, sah er seinen Freund Fatim; ausgestreckt lag er da auf einem Felsenstück, und schlummerte. Sanft lächelte er, denn leise und ruhig war sein Schlaf, wie der Schlaf des ersten Menschen. Jernis zitterte bey seinem Anblick, und Thränen rollten häufig seine Wangen herunter. Götter! rief er, ich kann nicht, nein! ich kann Fatim nicht morden. Wenn euch, ihr Götter! daran liegt, daß Menschenblut fließe, so laßt an meinem Blute euren gerechten Zorn entwaffnen, ich will das Opfer seyn. So schrie Jernis, und mit kühnem Muthe stieß er den Dolch in seinem Busen.

Fatim erwachte durch das Geschrey, und fand den sterbenden Jernis zu seinen Füssen. Er erzählte ihm den ganzen Zufall, der ihm in dem Blut-Hayne begegnete. Die Götter mögen mir verzeih'n, sagte er; ich konnte nicht treulos gegen einen Freund, nicht verrätherisch gegen Erisine seyn. So sprach er, lehnte sein sinkendes Haupt auf Fatims Schoos, und fühlte den annahenden Tod.

Ungeduldig erwartete Erisine die Rückkehr ihres Bruders; aber vergebens wartete sie; ängstlich

lich und zaudernd schlichen die Stunden vorüber; er kam nicht. Es ward Morgen, und Jernis war noch nicht zurück; die Sonne stieg am Mittag und leuchtete senkrecht über die Erde, und Jernis kam noch nicht. Der Abend senkte sich auf die Fluren herab, und Erisinens Herz klopfte mächtiger. Ungeduldig erwartete sie die Nacht, fest entschlossen, dieses Räthsel zu entziffern. Eine Stunde nach der andern gieng vorüber, es ward Nacht, und Erisine eilte mit verdoppelten Schritten durch den Blut-Hayn. Sie hörte ein Gezische, und das Gespenst stund vor ihren Augen, und rief ihr entgegen, halt! dein Fatim lebt nicht mehr; die Götter ließen ihn durch deinen Bruder ermorden als ein Versöhnopfer ihrer Rache. Erisine schauderte zurück, aber bald faßte sie sich wieder. Wer bist du, schrie sie, wer bist du?

Der Schutzgeist dieser Gegend, erwiederte das Gespenst. Du lügst, versetzte Erisine; Liebe herrscht in den Regionen der Geisterwelt, nicht Mord. Du bist ein Sterblicher, denn ein Innwohner des Orkus selbst würde die Götter nicht so lästern. Ich liebe Fatim; und ist er todt, so hab ich nichts mehr zu verlieren. Wie eine Rasende fiel Erisine das Gespenst an, und den Dolch, den sie bey sich führte, stieß sie tief in seine Brust.

Der Koloß rasselte und stürzte hin, wie eine Marmorsäule, daß die Gegend rings umher ertönte.

Schwacher Schutzgeist! rief Erisine, den ein Weib tödtet, laß dich entlarven, laß sehen, wer du bist. Da riß sie das Visir dem Vermummten herab, und sah den boshaften Rinor.

So recht! rief sie auf, der Arm der Liebe siegte über die Bosheit. Nun ist die entscheidende Stunde meines Schicksals. Ich höre den Ruf der Liebe, mächtig tönt die Stimme in meine Seele. Mit zerstreuten Haaren, den blutenden Dolch in der Hand, eilte sie zurück in ihr Haus, und stellte sich vor das Bette ihres schlummernden Vaters. Erwache! schrie sie, zärtlichster der Väter, und sieh, was die Liebe vermag, sieh, was nie ein Auge gesehen — das Werkzeug der äussersten Bosheit, den bösen Rinor. Denn überhäufte Erisine ihren Vater mit Thränen, schloß ihn fest in ihre Arme, und ihr Herz klopfte, wie das Herz eines Sterbenden.

Grimaro rührte das Flehen seiner Tochter, er folgte ihr nach bis in Fatims Höhle. Dort fand er seinen sterbenden Sohn, und ganz erwachte in seinem Herzen die Vaterliebe. Jernis athmete noch schwach, und dankte dem Himmel das Glück, seinen Vater noch zu sehen, und bath ihn,

seine

seine Schwester Erisine nicht ewig unglücklich zu machen. Grimaro versprach es dem sterbenden Jernis, und sanft schloß sich des Jünglings Aug in Erisinens Armen. Du sollst nun mein Sohn seyn, sagte Grimaro zu Fatim, du sollst mein Sohn seyn. Kein Vorurtheil soll uns mehr trennen. Die Rechte der Natur sind heilig, und nichts kann den Göttern gefällig seyn, was nicht Liebe ist. Der böse Rinor belehrte mich meines Irrthums. — Da umarmte Erisine ihren Vater, da weinte Fatim Thränen der Liebe; nur der Tod des guten Bruders verbitterte noch die Tage ihrer aufkeimenden Seligkeit. Erisine baute ihm ein herrliches Grabmal; Rosen und Nelken pflanzte sie um seine Stätte, und besuchte sie am Abend mit ihrem Fatim. Rinor blieb unbeerdigt auf dem Blutfelde liegen, und selbst den Raaben eckelte an seinen Eingeweiden; nur Würme und Insekten von der niedrigsten Art mästen sich von seinem Wanste. Man behauptete, daß der Wurm selbst wieder den Wurm tödte, der von Rinors Leichnam gekostet hatte.

Nach kurzer Zeit verließ Grimaro mit seiner Tochter und Fatim Irland, und ließ sich in einer Gegend nieder, wo man dem Himmel mit Liebe und nicht mit Mord und Menschenblut huldigte.

Alfred, Anaxis und Philarete.

Verbergen möchte ich mich in die rauheste Gegend, wo der wilde Oby seinen gefrornen Strom rollt; wo weder Gesang, noch Scherz, noch Zärtlichkeit thronet; wo außer dem Brummen der Bären keine Stimme in den Eisgebürgen erschallet; da in diesem Kerker gränzloser Wildnisse, selbst von der Hand der Natur für den verriegelt, den die Verzweiflung dahin treibt, oder Rußlands Verbannung; wo ringsumher das traurige Aug in Schnee sich verliehrende Wüsten schrecken; wo belastete Wälder und versteinerte Fluten ihre Schrecknisse durch die einsame Weite verbreiten; wo man von keinem Menschen je eine Nachricht hört, als wenn die Caravanne ihre jährliche Fahrt nach den goldenen Küsten von China richtet; da, oder noch in einem weit schrecklichern Ort, wo Hugh Willougby selbst zurückschauderte, als ihn Elisabeth sandte die Durchfahrt in Nordost zu entdecken; — da wollte

te ich wohnen, und mich unter die Eisgebürge verstecken, wenn ich an Amerika denke, und die Bürger von Mexiko bluten sehe; da in Siberiens Wüsteneyen wollte ich es dem Hermelin und dem Zobel erzählen, daß das grausamste Thier der Mensch ist. Zu den Füssen des Tygers wollte ich mich hinwelzen, und Schutz für die Menschheit unter seinen Klauen suchen, und Thränen möchte ich aus dem Auge des Krokodils trocknen, und mir einbilden, daß es diese Zähren über Mexikos Blut Szenen weinte.

Heilige Gottheit! sende einen Strahl deiner heiligen Liebe in mein Herz; lasse mich in diesem Augenblick ganz mein Daseyn fühlen, und die große Bestimmung, die der Mensch hat; zeige dich mir in dem Glanze deiner Wesenheit und laß dich anbethen, als den Gott der Liebe. Dein heiliges Gesetz der Nächstenliebe sey mit goldnen Buchstaben von mir geschrieben, und dein Geist überschütte mein Herz mit englischen Gefühlen; denn leite mich mein Schutzgeist nach Amerika hin, und führe mich an die Ufer des Zamoro, wo der Erwürgten Blut floß, und die Flamme die Felsen schwärzte, die arme Menschen verzehrte.

Unendlicher! laß meine Seele ganz fühlen, wie weit der Mensch fähig ist, herabzusinken,

wenn er dein Geboth der Liebe verläßt. Zeig mir das entstellte Gesicht, das fürchterlich rollende Auge, wie es nach Gold blickt, und wie der Mensch mit der Linken raubt, und mit seiner Rechten mordet; denn, wenn ich dieses alles sehe, wenn mein Herz blutet, meine Seele zerreißt, so will ich meine Hände zu dir Allvater aufheben, dich bitten — — Gieb mich, will ich sagen, der Wuth der Tieger und dem Blutdurste der Wölfe preis, nur schütze mich vor der Bosheit der Menschen.

Umrungen von tief herabhangenden Klippen, wie die Klippen an den äußersten Ufern von Hilda, Schottlands westlichen Inseln, lag ein Thal an dem Ufer des Flusses Zamoro; von Wäldern war es überhangen, und zottigt von moosigten Felsen. Von jeder Seite stürzten ausbrechende Bäche herab, und schäumten wie rauhe Kaskaden die Klippen herunter. Eine verlängerte Aussicht strahlte durch umherstehende Bäume in Thal, und der Natur sorglose Hand streute feyerliche Gebüsche anmuthsvoll umher um die trotzenden Berge.

Tiefsinnig horchte hier Anaxis den verschiedenen Stimmen des ländlichen Friedens zu; er hörte das Klagen der Bäche, die Lieder der Vögel, und das frohe Gebrülle der weidenden Heerden.

den. Glücklich war Anaxis wie ein unbekannter Wilder, der einst in der Gegend lebte, wo der Ganges seine geweihten Wellen rollte, und wo uralte Bäume ihren heiligen Schatten über des Nigers gelben Strom werfen; glücklich war noch Anaxis wie der Wilde im Thale von Senar, wo kein Räuber unter der Larve geselliger Handlung noch raubte, und kein Gotteslästerer würgte.

Unschuldig, wie die Biene frey von Wiese zu Wiese fliegt, so streifte Anaxis von einem Jasminenwald zum andern durch den Schatten der Palmen, und durch gewürzreiche Gehölze.

Wohlthätig öfnete die Natur in diesem Orte ihr Füllhorn; Pomeranzenbäume beugten ihre Aeste unter der Last ihrer Frucht, und überschütteten mit dem Balsam ihrer Blüthen die umherliegende Gegend. Die Milchschale der Cocao both erfrischenden Saft und aus den Palmen träufelte erquickender Trank. Niedrig hieng an einem schlanken Zweige der Granatapfel, und mit gelben Schimmer blickte unter gewaffneten Blättern der Gewächse Königinn hervor, die geschmackvolle Ananas.

Philarete war ein junges Mädchen, und Anaxis Geliebte. Sie lernten sich frühzeitig kennen,

 und

und erwuchsen wie die Blumen der Natur, von Einfalt und Unschuld erzogen. Hand in Hand saß dieses unschuldige Paar im blühenden Thale, und oft schlummerte noch Philarete an Anaxis Busen, als der Morgen im Osten majestätisch von dem Cederwalde herabstieg. Mit sanft und liebreicher Stimme, wie der Zephyr eine Blume umhaucht, erweckte denn der gute Jüngling seine Geliebte. Glücklich waren sie; denn hohe Felsen trennten sie von Europas Gegenden.

Noch lebten sie so im seligen Schlummer der Unschuld dahin, als schon Armeen die Flächen ihres Landes deckten, als schon Scheiterhaufen brannten, und schon das Blut von tausenden die Ufer von Zamoro röthete. Noch wußten sie nicht, was dieses alles sagen wollte, als die Barbaren es wagten, auch sie aus den Armen der Ruhe zu reissen.

Es war ein heiterer Morgen; vergüldet glänzten die Spitzen der Cedern auf den Bergen, und wie ein leichter Schleier lag der von den Höhen verscheute Nebel im Thale, und verhüllte neidisch die Blumen. Da stund Philarete und heiligte den Aufgang der Sonne durch ihr Gebeth; ihr Blick wandt' sich sorglich nach Anaxis, der sein Haupt auf ihre Hand stützte,

und die Feyerlichkeit der Morgenstunden fühlte. So war die Stellung der Liebenden, als sie ein Schwarm wüthender Soldaten überraschte. Die Bosheit fesselte die Unschuld, und Barbarey lastete die Einfalt mit Ketten.

Alfred, einem jungen Spanier wurde dieses Paar zur Bewahrung anvertraut. Gut war Alfreds Herz, und redlich seine Seele; mit Thränen im Auge blickte er Philareten an, und weinte bittere Zähren über den armen Anaxis.

Wer bist du? sagte Anaxis, wer bist du, daß du weinen kannst? Du mußt eine gute Seele haben, und wirst nicht so grausam seyn, wie deine Brüder, die diese Gegend verwüsteten. Ha! die Wüthriche! rief Alfred, und fühlte seine Seele ganz von Abscheu ergriffen; ha! die Wüthriche! mehr vermochte er nicht zu sprechen; Seufzer erstickten seine Stimme; er umarmte den guten Anaxis und badete ihn mit Thränen. Ach! wenn du wüßtest, so nahm er wieder das Wort, wenn du wüßtest, wie herzlich ich ihre Grausamkeiten hasse, wie sehr ich sie verabscheue. O ihr Beßten! Euer Leben ist mir theuer; ich verlasse euch nicht; ihr sollt nicht sterben; sagt, wo soll ich euch hinbringen? — Nach jenen Hütten dort, erwiederte Anaxis; da wartet unser ein alter

Vater; um deines Vaters willen bitt' ich dich, laß uns noch in unsere Hütte hinkriechen, einmal noch unsern Vater sehen; dann laß uns sterben. Ihr sollt nicht sterben, sagte Alfred, genießet die Wonne des Lebens; flieht aber weit von diesem Orte, und versteckt euch in einer Wildniß, wo euch der Arm der Natur vor unsern Grausamkeiten schützet; so sagte Alfred, und ließ die Wilden entketten; zieht hin im Frieden und denkt meiner! — Mit zum Himmel gewandtem Blicke dankte Philarete, und Anaxis legte seine Hand auf die Brust, und sein Gefühl bewies, wie sehr er Dankbarkeit fühlte.

Voll Vergnügens über die gute That kehrte der junge Krieger nach dem Lager zurück; der Kriegsrath war eben versammelt im Gezelte des Feldherrn. Gleich beym Eintritt des jungen Helden merkte man, daß etwas Außerordentliches in seiner Seele vorgieng. Er wurde befragt, und fieng so an: Ich bin Mensch, und die Menschheit ist meinem Herzen heilig; die Stimme der Natur, die in meiner Seele ruft, eine vollkommene Ueberzeugung meiner Gefühle, verleitete mich zu dem Schritte, den ich wagte; verleitet mich, euch zu sagen, daß ihr Barbaren seyd. Ihr behandelt dieses unschuldige

Volk

Volk mit der äußersten Grausamkeit; ihr entreisset der Mutter ihr Kind, dem Vater den Sohn, der Gattinn den Geliebten, und dieses alles unter dem heuchlerischen Vorwande, diese Menschen zu gesitteten Menschen zu bilden. Eine edle Bildung! schicket Wölfe unter die Heerden der Lämmer, und Geier unter die friedsamen Tauben, und läßt sie Sitten lehren. Schwarz wie die ewige Nacht gleitet Barbarey in diesen Gefilden, und waffnet mit dem Schwerte des Rasenden Hand, um zu tödten, zu würgen. Furchtbar, wie das Blut der Erwürgten, die ihr schlachtet, wandelt sie herum die Mordsucht, und entheiligt die Altäre durch Menschenblut. Ich will kein Mitgesell eurer Grausamkeiten mehr seyn; hier ist mein Schwert, hier mein Leben! —— So sprach Alfred, und höhnisch lächelnd sahen ihn Männer an, die härtere Seelen hatten. Er ist ein Aufrührer sprachen sie kaltblütig, und schon war Alfred in Fesseln, schon durch die Mehrheit der Stimmen zum Tode verurtheilt.

Die Sonne verbarg sich hinter den Bergen, und die Decke der Nacht hüllte Mexikos Gegend in schwarzen Schatten ein. Krieger schliefen auf blutigen Schwertern, und außer dem Aechzen der Verwundeten, und dem Jammer

der

der Gefangenen hörte man keine Stimme in der ganzen herumliegenden Gegend. Alfred war wach, und überdachte den großen Gedanken des Todes.

Ich sterbe um der Menschheit willen, sagte er; es ist besser, nicht zu leben, als leben und ein Bösewicht seyn. Was ist der Tod? Ein Freund seiner Freunde, der mein Auge vor dem schrecklichen Anblick dieser Mordszenen schließt; mein Ohr taub macht gegen das Gewinsel der Leidenden, und meinen Arm entkräftet, um Thaten der Bosheit auszuüben. Nur der Bösewicht fürchtet den Tod; der, den sein Herz nicht mit Vorwürfen lastet, sieht ihm herzhaft entgegen. Was verlieret der Gute, wenn er stirbt? — Eine große Gesellschaft von Narren und Bösewichtern! Was ist die Welt? — Ein großer Kerker voll Rasender, — wo die Tugend in Ketten seufzet, und das Laster geehrt wird. Ich will mich freuen, wenn der Tag kömmt, der mich aus diesem großen Narrenhause führt. So sagte Alfred; dann legte er sich hin, und schlummerte bis am Morgen.

Die Sonne gieng auf, und allgemach näherte sich die Stunde von Alfreds Tod. Sein Urtheil wurde ihm eröfnet, und er hörte es

mit

mit unerschütterter Stärke der Seele. Habe ich wohl je den Tod gefürchtet? sagte er; er war mir oft nahe in der Schlacht, und ich blickte ihm ohne Entsetzen ins Auge. Ich wagte mein Leben oft für den König; ich darf es ja wohl einmal auch für die Menschheit wagen. Alfred stirbt, aber Anaxis und Philarete sind glücklich; das ist genug; für die Erhaltung zweyer Menschen kann ja wohl einer sterben. Bin ich ein Verbrecher, so bin ichs um der Menschheit willen; ich war ein Soldat; aber ich wollte kein Mörder seyn. So sprach Alfred, und gieng zum Tode.

Mancher alte Soldat, der Alfreds gutes Herz kannte, wischte sich eine Thräne von seinen Wangen, und manches redliche Herz bedauerte ihn im Grund der Seele.

Schon war er auf dem Richtplatz, als gähling Anaxis und Philarete mit Ungestümm durch die Menge des Volkes drangen. Wir sind Ursache an Alfreds Tod, schrien sie; er hat uns freygelassen, und vielleicht aus Menschenliebe seinen Befehlen entgegen gehandelt. Er soll nicht sterben; hier sind wir; wir haben nichts zu verlieren. Bindet den Unglücklichen los, und laßt uns sterben. Alfred ward gerührt durch diese Stimme. Entfernt euch, sagte er;

ihr

ihr macht mir den Tod schwer, wenn ich denke, daß es noch Seelen hienieden giebt, wie die eurigen. Was habt ihr gethan? Ich hatte euch gerettet, und nun bin ich mit euch verlohren. — Nicht verlohren! rief der General; die Umstände dieser Begebenheit sind zu merkwürdig; man muß diese Geschichte dem Könige überschreiben. Alfred wurde ins Gefängniß zurückgebracht, und man verwahrte Anaxis und Philareten einsweilen in Sicherheit.

Der König war über diesen Umstand äußerst gerührt, und der General erhielt nach einem Monate diesen Brief von dem Monarchen.

„Meine Befehle gründen sich auf Menschlich„keit, nicht auf Barbarey; mein Wille ist nicht, „Mexikos Bürger zu mißhandeln, und mein „Herz blutet, wenn ich daran denke, was wider „meinen Willen geschah. Alfred, der Anaxis „und Philareten die Freiheit gab, hat sich kei„nes Verbrechens schuldig gemacht, denn die er„sten Gesetze sind die der Menschlichkeit. Wie „kann ein Mensch seinem Könige treu seyn, „der es der Menschheit nicht ist? Kann „der den Staat achten, der es wagen kann, „die Natur zu schänden? der, der zu dem „Ruf seines Herzens taub ist, ist auch taub zu „den Befehlen der Könige. Der Held, der

„zugleich

„zugleich Mensch ist, ist allein meiner Achtung „würdig; der, der der Stimme der Natur „kein Gehör giebt, ist ein Tollsinniger, oder „eine schädliche Maschine, die sich nicht selbst „lenkt. Alfred soll zurück; sein König wird sei„ne That belohnen, um der Menschheit zu be„weisen, daß der nicht unwürdig ist, über „Menschen zu herrschen, der die Handlungen „der Menschen zu schätzen weis.„

So schrieb der König, und die ganze Natur gab ihm Beyfall. Alfred, Anaxis und Philarete wurden nach Madrid gebracht, und dort sorgte der König reichlich für diese edle Seelen, und manchmal weinte er eine Thräne des Mitleidens, als man ihm die Grausamkeiten erzählte, die wider seinen Willen ausgeübt wurden. O Alfred! rief er oft aus, und stützte sein geheiligtes Haupt auf Alfreds Schultern; warum müssen Könige schwache Menschen seyn, die man hintergehen und betrügen kann! ach! wie traurig ist ihr Schicksal, wenn die Heiligkeit ihrer Befehle mißbraucht wird; wenn Engelsgüte in ihren Herzen ist, und wenn sie Teufel zu ihren Dienern haben! — — — —

xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx

Hauptmann von B***

Der Hauptmann von B***, ein alter, verdienstvoller Offizier, kam auf einer seiner Reisen in eine Stadt, die an dem Gestade der U... liegt. Er stieg bey einem Gastwirth ab, und wollte sich eine Zeitlang in diesem Städtchen aufhalten. Die Absicht dieses Mannes war, Teutschlands Sitten kennen zu lernen; vorzüglich aber den Zustand der Litteratur. Aus der entsetzlichen Menge der verschiedenen Produkten des menschlichen Verstandes und Unverstandes, die täglich die Druckereyen verlassen, konnte er nicht klug werden. Ich muß doch die Männer der Aufklärung selbst kennen lernen, sagte er; denn will ich urtheilen, ob es gut wird. Er durchreißte daher den größten Theil von Teutschland, besuchte die merkwürdigsten Städte und Universitäten, und schrieb seine Beobachtungen in seine Schreibtafel.

Es ist sehr wunderlich, war einmal eine seiner wichtigsten Bemerkungen, daß es unter einer

so

so unzähligen Menge großer Gelehrten so wenig Herzen giebt. Gute Köpfe fand ich sehr viele, so sagte er auf der andern Seite seiner Schreibtafel, aber gute Herzen fand ich wenig; und leztere sind doch der Menschheit wichtiger als erstere. Was nützen gelehrte Köpfe, wenn sie Eigennuz und Stolz leitet. Der Verstand muß der Diener des guten Herzens seyn, sonst ist er der Menschheit nicht nützlich. Man spricht immer von Tolleranz, und keine Seele ist unverträglicher, als die Gelehrten. Verstand allein wird die Toleranz nie unter die Menschen bringen; aber das Herz. Wirf den besten Saamen auf felsigten Boden; er wird keine Frucht bringen. Die Erde muß mild und umgearbeitet seyn; denn kömmt Frucht und Erndte.

Solche und dergleichen Bemerkungen hatte der Hauptmann B*** eine Menge in seiner Schreibtafel.

Seine Reise über unterhielt er sich manchmal trefflich mit all dem lächerlichen Gezeuge von Menschen, die sich mit unter die Aufklärer zählen; aber nie besser als mit dem Gastwirthe zu K — r — e.

Daß der Geier das verwünschte Raabennest holen möchte, schrie der Hauptmann dem Wirt

the zu; ich bin viel in der Welt herum gereiset, aber so einen Stall von Wirthshaus hab ich noch nie angetroffen. Ich wollte meinem Postillion den Henker auf den Hals wünschen, daß er mich da in eurer Taferne ablud. Ich konnte die ganze Nacht über kein Viertelstündchen schlafen, und meine Augen sind noch so wach, wie Falkenaugen.

Wirth. Mir ist unendlich leid, gnädiger Herr!

Hauptm. Zum Henker! welch eine verwünschte Käsbude habt ihr mir da zum Zimmer angewiesen; es ist ja alles da von Höllengestank impestirt, und das Gezeuge von Bett ist hart und klozigt, als wäre es mit Bockshaaren und Schweinborsten gefüllt; ich lag mich die Nacht über krumm und lahm.

Wirth. Verzeihen Eure Gnaden! daß wir kein besseres Zimmer in Bereitschaft hatten, es war alles so voll: allein in diesem Augenblick ist Herr Professor K*** abgereiset, der da neben Ihnen wohnte, und Sie kennen nun sein Zimmer beziehen.

Hauptm. Das war ein Professor, der neben mir wohnte? Ein Zahnarzt mag er gewesen seyn. Er polterte und schrie ja die ganze Nacht, daß ich ihn hätte zum Teufel wünschen mögen.

Wirth. Er hatte Besuche von Gelehrten.

Hauptm. Das mögen mir feine Menschen gewesen seyn; ich dachte, es wäre eine Schwadron Reuter bey einander. Worüber disputirten sie denn?

Wirth. Ueber die Tolleranz.

Hauptm. Ueber die Tolleranz? das hätte ich nicht vermuthet. Ueber die Tolleranz — —

Wirth. Ja, ja! über die Tolleranz. Herr Professor N. hält öffentliche Vorlesungen hierüber, und es geschah nicht einmal schon, daß er sich so darüber ereiferte, daß die Menschen so unverträglich sind, daß er in seinem gerechten Zorne manchem seiner Zuhörer das Buch an den Kopf warf.

Hauptm. Ha ha ha! nun das heißt die Tolleranz wirklich mit Nachdruck beweisen. Aber um Vergebung, Herr Wirth. Sie waren ja auch gestern beym Disput.

Wirth. Euer Gnaden zu dienen! denn unter uns zu sagen, obwohl ich mich nicht unter die Gelehrten hiesiger Stadt zähle, so bin ich doch so als ein Mann bekannt, der seine Schulen studiert hat, und so ziemlich in der Litteratur zu Hause ist.

Hauptm. Ich habe allen Respect für des Herrn Kenntnisse und Einsichten, wenn aber alles das Ding nicht besser ist, als das verwünschte Rattennest von Mattrazzen, das Sie mir da zum Lager angewiesen, so siehts elend mit ihrer Litteratur aus; doch lassen wir die Sache gut seyn, und befriedigen Sie meine Neugierde. Sie sagten mir ja, wenn ich nicht irre, daß Sie von der Tolleranz sprachen.

Wirth. Gehorsamst aufzuwarten.

Hauptm. Wie kömmt denn ihr, liebe Leute! und die Tolleranz zusammen? Es sieht bey euch alles so näckisch aus; ihr verfolgt euch ja selbst untereinander wie die Krähen; ihr vertraget euch selbst untereinander nicht, wie wollt ihr euch mit andern vertragen? Eure Pasquille von Journalen, eure Allmanachs und Rezensionen, und wie das Gewäsche alles heißt, ist ja der größte Beweis eurer Unverträglichkeit.

Wirth. Sie belieben zu spassen. Denken Sie denn, es wäre so finster bey uns, obwohl es ganz richtig ist, daß wir unsere Portion — salva venia — Dummköpfe haben, so müssen Sie doch einen Mann, wie ich bin, nicht darunter zählen, der auch sein Lichtchen zur Aufklärung beyträgt.

Ich kann Ihnen nicht bergen, daß sich eine Uneinigkeit in unsern Dispur mischte. Der

Profes-

Professor N. ist einer unserer ersten Aufklärer; allein er heißt gleich jeden, der mit ihm nicht verstanden ist, Dummkopf und Esel, und so begegnete er mir auch; ich kam aus meiner Fassung, bekam ihn bey den Haaren und stieß ihm den Kopf so etlichemal auf den Tisch, bis er der Tolleranz halber meiner Meinung war.

Hauptm. Das ist ja allerliebst! Ihr seyd ja wahre Haudegen in der Litteratur, verfluchte Teufelskerls in der Aufklärung. Ihr beweist alles so unwidersprechlich, daß man ja sagen muß.

Wirth. Ja freilich! Es wäre nicht gut gegangen, wenn nicht der fremde Professor die Güte gehabt hätte, den großen Schwenkkessel über uns abzugießen.

Hauptm. Nun! das war wirklich gütig. Wills aufschreiben unter die Beyträge zur Tolleranz- und Gelehrten-Geschichte. Doch, Herr Wirth! was giebt es noch weiter Neues in der Litteratur? Kann ich mit keinem eurer Gelehrten Bekanntschaft machen.

Wirth. O ja! Wir haben zween ausbündige Männer. Einer schreibt für die Tolleranz, und der andere wider die Tolleranz, und diese hassen sich so einander, daß sie sich schon oft auf offener Gasse gezankt haben.

Hauptm. Ah pfui! das ist nicht schön! Daß ein Mensch, der wider die Tolleranz schreibt, einen andern hassen kann, der für selbe schreibt, das ist mir begreiflich: aber das ist unbegreiflich, daß ein Mensch, der die Tolleranz predigt, selbst intollerant ist, das übersteigt alle Begriffe.

Wirth. Es ist doch so, und ich bin auch von der großen Parthie der Tollerantisten, und behaupte, daß alle Esel, Ochsen, Dummköpfe sind, die — — —

Hauptm. St! Herr Wirth! Herr Wirth! Sie treiben die Sache zu weit. Es hat alles Maaß und Ziel. Doch wer kömmt hier?

Wirth. Es ist Therese, des Buchhändlers B. Tochter.

Therese. Um Vergebung! ich werde mich geirrt haben.

Hauptm. Wenn Sie sich irrten, so ist der Irrthum recht schön. Kommen Sie herein, ich bin schönen Kindern, wie Sie sind, vom Herzen hold. Aber was haben Sie da?

Therese. Es ist ein neues Buch. Ich sollte es einem Fremden, der in diesem Gasthofe wohnt, auf das Zimmer bringen. Er machte die Bestellung bey meinem Vater.

Hauptm. Lassen Sie doch sehen! — (ließt den Titel.)

Vesuvius novus Litterarius,
oder der wider alle Intollerantisten wüthende Vesuvius.

Das muß ein feuriges Genie seyn, der dieses Gezeug geschrieben hat.

Therese. Feurig? Ja, der abgeschmackteste Kerl von der Welt ist er.

Hauptm. Wie nennt er sich denn?

Therese. Ich mag seinen Namen nicht einmal nennen, er lautet so kindisch.

Hauptm. Sagen Sie nur!

Therese. Ich schäme mich aber recht.

Hauptm. Nur heraus!

Therese. Er nennt sich Magister Schepperl; und denken sie nur, dieser abscheuliche Mensch soll mein Mann werden.

Hauptm. Dein Mann! — holdes, gutes, Mädchen! Magister Schepperl dein Mann! Nein, der solls nicht werden, bey Gott nicht!

Therese. Wenn es aber mein Vater so will, und wenn er mir meinen Wilhelm nicht läßt.

Hauptm. Wer ist denn Ihr Wilhelm?

Therese. O Gott! ein so herzensguter Junge, der es mit allen Menschen so redlich meint; der mich so sehr liebt. Da lesen Sie nur einmal diesen Brief, den er mir schrieb.

Wilhelm an Therese.

„Ich liebe dich mehr, als mein Leben, holdes, theuerstes Mädchen! Nie fühlte ich noch das in meinem Herzen, was ich für dich fühle. Jede Stunde gleitet traurig für mich vorüber, in der ich denke, daß du abwesend bist, und schlaflos träume ich die lange Nacht über von deiner Engelsseele. So ganz Güte bist du, so ganz ungeschmückte Natur. Ach! laß es dir oft sagen, nur recht oft sagen, wie gut ich dir bin, Therese! Wie glücklich wäre die Menschheit, wenn es viele so gute Seelen gäbe, wie die deine. So sanft ist dein Auge; so sprechend dein Blick; ist Tücke in deinem Herzen, so ist die ganze Natur eine Lügnerinn. Wüßtest du, bestes Mädchen! wie ich ganz an dir hange, so an dir hange, daß mich keine Gottheit von dir trennen könnte. Ich liebe dich nicht, wie Alltagsmenschen sich lieben, sondern so, wie gleichgestimmte Seelen von Herz zu Herz, von Seele zu Seele. Aus deinem Auge, holdes Geschöpf, strahlt deine Engelsseele. Dich sehen, dir es sagen, daß ich dich liebe, daß ich nur für dich lebe; in dem allein begränzen sich alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche. Schreib mir bald, gutes Mädchen! und sag mir: deine Therese ist noch ihren Wilhelm gut.„

Hauptm.

Hauptm. Das mag ein guter Mensch seyn.

Therese. Aber mein Vater sagt immer, er sey nicht tollerant.

Hauptm. Wie das?

Therese. Weil er kein Geld hat.

Hauptm. Wenn es nur da fehlt, so kann ich helfen. Ich bin ein alter Junggeselle; hab keinen Freund, und will auch mein Geld nach meinem Tode keinem Taugenichts geben. Kommt mit mir! Mit einem paar tausend Dukaten will ich deinem Vater beweisen, daß Wilhelm mehr Tolleranz hat, als der verwünschte Kerl, der Magister Schepperl. Komm, komm, Therese!

Therese fiel dem alten Hauptmann um den Hals, und Freudenthränen netzten ihre Wangen.

Theresens Vater war ein Buchhändler, der sich auf Unkosten der Vernunft und des Menschenglückes durch die elendesten Brochüren nährte. Er hatte mehr, denn zwanzig Dummköpfe in Sold, die die Zeit ihres Lebens durchschmierten. Teufelsgeschichten und abergläubische Histörchen, elende Hexenerzählungen, Schutzschriften für Dummheit und Aberglauben, und feindselige Pasquille wider jeden Gutdenkenden waren sein Verlag.

Dieser Mann, der sich Thomas B. nannte, war überdas äußerst intollerant und menschen-

feindlich. Jedes vernünftige Buch sah er als einen Eingriff in seine Gerechtsamen an, und verfolgte daher jeden Author, der nicht für seinen Kram schrieb.

In seiner Nachbarschaft lebte Johann E. ein junger Buchhändler, der ein Freund der Vernunft und ein gerader Mann war. Dieser sammelte sich nützliche Schriften, und machte sich bald einen Verlag, der in ganz Teutschland bekannt war. B. war rasend über E. Unternehmen, denn er sah ein, daß seine Brochüren nothwendig verlieren müßten, wenn bessere Schriften ans Licht tretten.

Die Vernunft ist dem Menschen schädlich, sagte B.; denn wenn die Menschen vernünftiger werden, so bleiben meine Werke liegen, und folglich hab ich keinen Abgang, und leide daher Schaden: atqui sagte er weiter, ich bin ein Mensch, und weil solcher Schaden mir als einem Menschen zugeht, ergo ist die Aufklärung dem Menschen schädlich.

Optime argumentavit Dominatio, sagte sein vertrautester Freund, Hieronymus Valentin Pinsel. In vino veritas; eine Bouteille Wein auf den Tisch, und nun soll die Sache ausgemacht werden, wie die neue Authorschaft kann zernichtet, und Nachbar E. an den Bettelstaab gebracht, werden.

Hiero-

Hieronymus Valentin Pinsel war ein ausgemachter Bigott; außer seinem Interesse kannte er keinen Gott und keinen Menschen.

Sie haben recht, Herr Thomas B. sagte er, Sie haben recht, daß Sie nicht zugeben wollen, daß solche schädliche Schriften in die Welt tretten, wie Nachbar E. verlegt. Ihr ganzes Credit müßte nothwendig sinken, und das durch Jahrhunderte erhaltene Ansehen ihrer berühmten Bücher, als das Millefolium der Hexengeschichten; das Trifolium der Teufeley, dann das berühmte Buch das durch den Nagel der Wahrheit an die Thüren der menschlichen Vernunft geheftete unwidersprechliche Testimonium der Druden-Existenz.

Alle diese berühmten, belobten, verkauften, gesuchten, gewünschten Bücher würden ihre Authorität, und ihren nützlich bisher gemachten Einfluß auf die ganzen vier Welttheile von Europa verlieren.

Sie haben recht, Herr Hieronymus Valentin Pinsel, denn ohne es mir zur Schmeicheley zu sagen, so weiß ich es aus zuverläßigen Nachrichten, daß meine Thomas B. Werke bis jenseits des ozeanischen Meeres gesucht werden, und daß sich selbe der König von Abyssinien schon

oft

oft hat über Tisch vorlesen lassen, wie mir Magister Schepperl erzählt hat.

Daran ist gar kein Zweifel.

Hier trat eben Magister Schepperl zur Thüre herein.

Quasi vocatus, rief Hieronymus Valentin Pinsel, quasi vocatus venisti, Doctissimus admodum peritus magister Schepperl. Quid novi in re litteraria?

Hier machte Magister Schepperl eine tiefe Verbeugung, setzte sich hin, und fieng mit einer lächelnden Miene so zu seinem Freunde B. an.

Hier sind drey Werke, die ganz neu aus der Offizin meiner Vernunft kommen; sie sind auf dem Ambos meiner Authors-Stärke geschmiedet. Es kann nichts herrlichers mehr gesagt werden.

B. Lassen Sie sehen!

Magister. Nicht so begierig! Diese Werke sind einem Cometen gleich, die fürchterlich in den Finsternissen der Nacht leuchten werden; sie sind gleich einer Kanonen-Kugel, die durch die weisse Scheibe der sich anmassenden Aufklärung ein entsetzliches Loch machen wird, woran die Herren Philosophen genug werden zu flicken haben. Alle neue Grundsätze der Philosophie sind

umgesto-

umgestoßen und wiederlegt. Hören Sie nur einmal die auffallenden Titel.

Das erste Buch nennt sich: Das von dem Thron der Vernunft gestossen wordene, und wieder von mir Magister Schepperl in seine Rechte eingesetzte

Barokodarapti.

Das zweyte: Unwidersprechliche Beweise, daß die neu erfundene brennbare Luft keine brennbare Luft, sondern eine wahre Höllenluft sey.

Das dritte: Unumstoßlicher Beweis, daß der Magnetstein ein wahrer Höllenstein sey, und das Anziehn des Magnets in nichts anderen bestehe, als in denen in diesem Höllenstein sich noch befindenden Teufels-Klauen.

Das vierte endlich: Philosophia antipodina Schepperiana, oder Philosophia omni Philosophiae contraria, in welcher Magister Schepperls Vernunft der Vernunft der ganzen Welt widerspricht. Dieses letztere ist das Omega aller meiner Werke.

Treflich! treflich! rief Thomas B., wie es aber nur möglich ist, daß Ihnen alles so einfällt.

Magister. Ja, das liegt im Genie. Wenn ich mirs in Kopf setze, so beweise ich, daß die Laterne eine Lampe, und die Lampe eine Laterne ist.

ist. Es mag die ganze Welt darüber sich ärgern, oder lachen, wenn nur die Sache gekauft wird. Das ist der wahre Geist der Aufklärung. Unter uns geredet, so müssen sich die Leute, wie wir sind, um nichts bekümmern, als ihre Werke gut an Mann zu bringen. Klärts auf, oder klärts nicht auf; das kümmert uns wenig, wenns nur abgeht.

Sie sprechen recht, sagte Hieronymus Valentin Pinsel, denn mein Vetter Ferdinand Apotheus war der nämlichen Meinung. Ein Aufklärer, sagte er, muß den Geist der Aufklärung verstehen, seine Nation kennen, und sich der Zeiten zu bedienen wissen. Ists dunkel in der Gegend, wo er lebt, so darf er Blasen für Laternen verkaufen, oder Windsiebe für Marktkörbe: Dummodo emat populus.

Aber nun zur Sache, sagte Thomas B. Was bin ich Ihnen für ihre neuen Werke schuldig?

Magister. Kurz und gut! Sie geben mir ihre Jungfer Tochter zum Weib — — —

Nein, Herr! holls der Teufel! ihr sollt des Thomas B. Tochter nicht zum Weib haben, um euren verfluchten Vesuvium litterarium nicht, rief der Hauptmann, und trat zur Thüre hinein. Daß euch der Bliz! ihr Rauppen der Litteratur,

teratur, fluchte er, und Hieronymus Valentin Pinsel und Magister Schepperl flüchteten sich zur Thüre hinaus, und fielen die halbe Treppe hinunter. Hier sind tausend Dukaten, fuhr der Hauptmann fort; sie gehören den guten Wilhelm und eurer Therese. Dieses Paar muß sich heurathen und euch glücklich machen. Ich kenne das Teufelszeug aller dieser Schmierereyen; nehmt Schepperls Werke, und heizt den Ofen damit. Was nützt das der Menschheit? verlegt bessere Bücher, hier habt ihr Geld; ihr seyd nicht mehr genöthiget, so elendes Gewäsche auf Unkosten des Menschenverstandes unter die Leute zu bringen. Ich will euer Glück machen.

Der Buchhändler war ganz erstaunt über diese Anrede, und wußte nicht, ob es Traum oder Wahrheit sey. Die tausend Dukaten funkelten ihm so schön ins Auge. Schämt euch nicht zu gestehen, fuhr der Hauptmann fort, daß ihr so ein Thor waret, solches Narrenzeug zu verlegen. Es sind manche unsrer neuen Aufklärer nicht besser; ihre Journalen, ihre Pasquillen haben keinen bessern Endzweck, als eure Opera Schepperiana. Es trägt Geld, ist ihr Bewegzgrund nicht: es werden die Menschen besser, denn wenn dieses wäre, so müßten manche

Herzen

Herzen edler und erhabener denken, und es ge
anders anstellen, um die Menschheit zur To
ranz zu führen, als durch Schimpfschriften u
litterarische Pasquille. Aber laßt die Sache
seyn; wir ändern sie nicht, es muß sich se
ändern. Laßt Wilhelm kommen, ich will
Theresens Hochzeit seyn.

Therese war glücklich; Wilhelm ward
Mann, und der alte Hauptmann ihr Freu
der seine letzten Lebenstage bey ihnen verl
Er brachte ihnen seine Grundsätze bey,
schrieb mit großen Buchstaben in das H
lungsgewölbe:

Der ist ein Aufklärer, der durch
Schriften beweiset, daß er jeden Men
liebt.

Der ist tollerant, der gegen jeden
schen tollerant ist.

